Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Neunzehnter Theil.

Fragmente über die neuere deutsche Literatur.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

Vorbemerkung des Herausgebers.

In den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur trat der eben im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stehende Gymnasiallehrer und Prediger zu Riga für die volksthümliche Pflege unserer vortrefflichen Sprache und die freie Entwicklung unserer Literatur aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes mit begeisterter Seele auf. Die nächste Veranlassung dazu boten ihm die bei dem Buchhändler Fr. Nicolai in Berlin seit dem Jahre 1759 erschienenen „Briefe, die neueste Literatur betreffend", an denen Lessing, Moses Mendelssohn, Thomas Abbt, Wilhelm Abraham Teller und Nicolai selbst, die aber alle ihre Beiträge nur mit zum Theil wechselnden Chiffern bezeichneten, den bedeutendsten Antheil hatten. Zwanzig Bände derselben, von denen jedoch die letzten viel schwächer geworden, waren bis zum Ende des Jahres 1764 erschienen. Herder hatte schon in Königsberg sich nicht allein aus diesen Briefen Auszüge gemacht, sondern auch einzelne Bemerkungen und Ausführungen, theils im Anschlusse, theils im Gegensatze zu ihnen, niedergeschrieben. Als er in Riga, wohin er im December 1764 ging, festen Fuß gefaßt, machte er sich an die Fortsetzung und Durcharbeitung seiner Randbemerkungen, bei denen er es zumeist mit Lessing, Mendelssohn, Abbt und Nicolai zu thun hatte. Er wollte sich über die Ausbildung unserer Sprache und die falsche Nachahmung der morgenländischen, griechischen und römischen Dichtkunst aussprechen, die uns so manchen Schaden gethan. Dreimal arbeitete er das Niedergeschriebene um, das er Freund Hamann zweimal zur Beurtheilung vorlegte. Erst als die Briefe

mit dem vierundzwanzigsten, ein doppeltes Register bringenden Bande im Jahre 1765 abgeschlossen waren (sie hatten auf einem 1766 hinzugetretenen Gesammttitel die Bezeichnung „Geschrieben in den Jahren 1759 bis 1763“ erhalten), trat Herder im Spätherbst 1766 mit seinen beiden ersten Sammlungen auf, die den Titel führten: „Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste (zweite) Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. 1767.“ Die Seitenzahlen liefen in beiden Sammlungen durch. Seinen Namen hatte Herder verschwiegen, weil er unumwunden sprechen wollte und mit nur zu großem Rechte fürchtete, seine freie Sprache werde ihm, wenn man ihn als Verfasser kenne, in seiner Stellung Schaden bringen. Um jede Handhabe zur Entdeckung möglichst abzuschneiden, ward auch der Ort des Erscheinens verschwiegen. Dennoch wurde zu seinem großen Aerger sein Name verrathen. So verlor er denn den Muth, frei fortzuschreiben, da ihm Verborgenheit und Freiheit fehlten. Auf Ostern komme blos die dritte Sammlung heraus, äußerte er im December gegen Hamann, und wer wisse, ob er je die vierte bis sechste schreibe. Als Inhalt der dritten gab er an: „1) Unsere Erziehung und Gelehrsamkeit hat zu viel lateinischen Geist. 2) Kritik über unsere Horaze, Ramler, Klopstock, Uz und Lange. 3) Vom Lucrezischen Lehrgedicht. Plan zu einem Gedicht über die Seele, zu dem ich lange Versuche gemacht. 4) Von der Horazischen Satire. Fragen über eine gegebene Theorie der Literaturbriefe. 5) Haben wir Cicerone? Sollen wir sie auf der Kanzel haben? (Dies Stück werde ich auslassen müssen.) 6) Von der Gallicomanie in den Komödien. Werden wir je eine komische Bühne bekommen? 7) Vom kritischen Geschmack in Trauerspielen. 8) Vom Lehrgedicht des Young und Pope. (Unter uns, das ist noch nicht fertig).“ Mehreres hier Angeführte fiel weg, dagegen trat die bedeutende Abhandlung vom neuern Gebrauch der Mythologie hinzu.[1]) Von den

[1]) Später bemerkt Herder (Werke, Th. XV. S. 81, Anm.1), er habe im zweiten Theile der „Fragmente“ seine Gedanken über die Aesopische Fabel aussprechen wollen; da er dabei das Jahr 1767 nennt, so denkt er wol an die dritte oder vierte Sammlung.

drei folgenden Sammlungen bemerkte er, daß sie über Aesthetik, Philosophie und Geschichte handeln sollten, doch seien dies noch böhmische Dörfer in der Ferne. Die dritte Sammlung ward noch vor dem Ende des Jahres ganz durchgearbeitet, zum Theil auch wol die vierte, in welche die für die dritte bestimmten Abhandlungen über die Komödie und das Trauerspiel kommen sollten. Auch zeigte sich bald die Nothwendigkeit einer neuen Auflage der beiden ersten Sammlungen. Am 16. Februar 1768 vermuthete Hamann, Herder sei an seiner vierten Sammlung oder der neuen Auflage der beiden ersten. Drei Tage später äußerte er selbst gegen Nicolai, bei seinem vierten Theile höre er mitten in der Materie auf, so daß Aesthetik, Geschichte und Philosophie, drei Fächer, über die sich die Literaturbriefe sehr ausgebreitet, unberührt bleiben müßten. Dies thue er wirklich „mit Zwang", bemerkt er seinem ihn lebhaft anregenden Freunde Scheffner, weil er damit z. B. die Gelegenheit verliere, Kant's Schriften in mehrerer Klarheit darzulegen, die noch nie würdig und ausführlich recensirt seien, auch Mendelssohn habe ihn in seinem Beweise vom Dasein Gottes[1]) nicht verstanden. Die dritte Sammlung erschien im Juni, mit der Angabe des Verlegers Hartknoch in Riga. Die unschöne Titelvignette war weggeblieben, und abweichend von den beiden ersten Sammlungen stand auf dem Titel: „Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Dritte Sammlung". An Scheffner schreibt Herder im October: „Der Stil dieses Theils ist in Absicht auf das Feuer, das oft declamatorisch wird, und in Absicht des wenigen Nahrungs- und Bilderreichen vielleicht eher jünger als älter [wie Scheffner meinte] geworden; indessen ist der in diesem Theil mir eigner, und der im letzten Theil und in der zweiten Auflage, die Ostern oder künftigen Michael erscheinen soll, wird mir noch eigner sein, weil die Ursache wegfällt, warum ich anfangs unter einer Blumendecke erscheinen mußte." Krankheit und vielfache Beschäftigung hielten ihn längere Zeit von der Vollendung

[1]) Im 280. und 281. Literaturbriefe, die von Resewitz sind.

der vierten Sammlung und von einer neuen Bearbeitung der beiden ersten ab. Von den öffentlichen Besprechungen konnte ihn die der „Göttinger Anzeigen" nicht befriedigen; wohlwollend und belehrend, aber nicht ohne Mißverständnisse war die von Scheffner in den „Königsberger Zeitungen"; eine in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" schätzte Herder wegen ihrer Gründlichkeit und Belesenheit als ein Geschenk. Gar sehr erfreute ihn die Mittheilung Nicolai's, Mendelssohn werde in seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" das Buch beurtheilen; aber die Besprechung erfolgte nicht. Da er auf nächste Ostern die erste Ausgabe durch eine völlige Umarbeitung verdrängen wollte, schrieb er schon im October 1767 an Nicolai, so wünschte er wenigstens Mendelssohn's Hauptgedanken darüber im Entwurf vorher zu sehen. Statt der neuen Ausgabe aber lieferte er zuerst seinen Torso „Ueber Thomas Abbt's Schriften", dessen Tod ihn tief ergriffen hatte. Erst im Herbst 1768 kam er an die Ausarbeitung der neuen Ausgabe der zwei ersten Sammlungen; die erste Sammlung war bereits im Drucke vollendet, die zweite geschrieben, als Herder, da Klotz und Riedel sich Aushängebogen der neuen Ausgabe auf unrechtmäßige Weise verschafft und, um seinem Rufe zu schaden, eine Stelle daraus angeführt hatten, sich zu dem Entschlusse getrieben fühlte, die zweite Ausgabe zu unterdrücken, wozu er seinen Verleger zu bestimmen wußte. Dies berichtete er schon im Januar 1769 an Nicolai, wobei er bemerkte: „Ich habe in dem ersten Theil manches Neue, auch manches Heftige gebracht, was insonderheit der süße Herr Riedel ergriffen hat, wie in seinem „Publicum" zu lesen. Und da ich, um den vorigen Ton, der wirklich blos eine Larve war, um unerkannt zu bleiben, nicht völlig zu zerstören oder in lächerliche Disharmonie zu bringen, ihm treu bleiben mußte, so will ich den Klotzianern kein neues Vivat in den Mund legen über Hamann u. dergl. Ich weiß aber wahrhaftig, da ich jetzt, wie ich bin, erscheinen soll und nicht, was ich sein wollte, vernichten konnte, keinen Rath und habe zum Letzten auch wahrhaftig nicht Zeit. Das ist die Ursache, kein Herr Prof. Clodius, Ridelius, Meuselius, Herelius Klotziusque!!!" So

ward denn die schon gedruckte zweite Ausgabe der ersten Sammlung, die ein durchaus anderes Werk geworden war, unterdrückt, die schon geschriebene neue Fassung der zweiten blieb ungedruckt.

Als Heyne nach Herder's Tode die Herausgabe der „Fragmente" für die Sammlung der Werke übernahm, erhielt er neben der ersten Ausgabe auch eines der sehr seltenen Exemplare der zweiten Ausgabe der ersten Sammlung. Es schien ihm natürlich, daß diese, die „an Umfang, Stellung und Berichtigung unendlich gewonnen" habe, zum Abdruck kommen müsse; doch nahm er aus der ersten Vorrede und Einleitung auf.[1]) Uns dünkt es ein Unrecht, die erste Fassung, welche die bedeutendste Wirkung zu ihrer Zeit hervorbrachte, zu unterdrücken und blos die zweite zu geben, die, als sie fast vierzig Jahre später wirklich vor die unendlich weit fortgeschrittene Lesewelt trat, keinen bestimmenden Einfluß üben konnte. Dazu kommt, daß die zweite Ausgabe der ersten Sammlung neben der ersten der zweiten und dritten Sammlung, die wir allein geben können, gar zu fremdartig sich ausnimmt. Auch dürfte Manches der zweiten Ausgabe nur verständlich sein durch die Vergleichung des Zusammenhanges, in welchem die in diese aufgenommenen Stellen in der ersten standen. Wir haben deshalb die erste Sammlung in ihrer ursprünglichen Fassung abdrucken lassen, aber nach der dritten auch die zweite Ausgabe der ersten gegeben, mit Auslassung und bloßer Anzeige derjenigen Stellen, welche wörtlich aus jener herübergenommen worden sind, wodurch auch eine leichte Uebersicht von Herder's Verfahren bei der Umarbeitung geboten wird. Beim Abdrucke der ersten Ausgabe haben wir die älteren Formen Zügling statt Zögling, dreust statt dreist, dörfen statt dürfen, zween und zwo statt zwei, denn statt dann als störend entfernen zu müssen geglaubt; wo sonst eine falsche Form oder ein Versehen geändert werden mußte, ist es angegeben.

[1]) Herder selbst hatte, wie er in der Vorrede zur neuen Ausgabe bemerkt, die Absicht, der vierten Sammlung aus der ersten Ausgabe nicht allein Vorrede und Einleitung, sondern auch einzelne Erörterungen über die „Literaturbriefe" anzuschließen, wonach Heyne auch letztere nicht hätte übergehen dürfen.

Heyne's Urtheil, mit dem er die Fragmente einleitete, darf hier nicht fehlen. Es lautet wörtlich also:

„Diese erste Blüthe des Geistes und der Empfindung des seligen von Herder entfaltete sich in jener Zeit, da die Literaturbriefe sich in der Kritik der deutschen Literatur ein entschiedenes Ansehen erworben hatten. Gleich den jungen Pflanzen, die sich in rauhen Tagen nur schüchtern in die Luft wagen, trat der junge feurige Mann zwar mit Muth und Kraft, aber doch mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Vorsicht auf und wagte Urtheile zu äußern, welche mehrere, die in den Literaturbriefen ausgesprochen waren, berichtigten, milderten, verbesserten. Aber nicht leicht geht er im Tadel zu weit; eher geht er im Loben weiter, als es sein mehr gebildeter Geschmack in der folgenden Zeit hat billigen können. Dagegen gehet der Scharfblick des jungen philosophischen Kritikers in vielen Fällen weit über die Briefe hinaus, wenn er auch zugeben muß, daß der tiefer eindringende Scharfsinn, durch die Briefe erweckt, zuerst auf den Gegenstand geleitet und auf den rechten Gesichtspunkt gerichtet war.

„Weit indessen entfernt, jene Männer, deren Einsichten er die ersten Keime der seinigen zu verdanken hatte, aus dem Gesichtskreise der Leser bringen zu wollen, rückt er ganze Stellen der Briefe, und zwar mit Anpreisung, ein, setzt sie in das günstigste Licht, und nun commentirt er darüber, mit Umsicht andrer noch nicht bemerkter Seiten, tiefer eindringend und doch vorsichtig und edel schonend. So kündigte sich ein Herder an! auf andre Weise Andre, die keine Herder sind! Oft ist es ein hingeworfener Funke, den er auffaßt, der sich dann in der jungen feurigen Seele zu einer Flamme entzündet, die das ganze Dunkel der Sache aufhellet. Nun giebt er neue Ansichten und Einsichten: Einsichten eines Genies mit dem feinsten Gefühl und edelsten patriotischen Sinn für deutsches Volk und Literatur vereiniget; immer dringt er mit Kraft und Muth weiter vor, klärt auf, ordnet, stellt zusammen oder löst von einander. So entstanden jene neuen Aufschlüsse über das Wesen der Sprache und die Eigenheiten der unsrigen; die feinen Bemerkungen über

ihre Bildung, über die Vortheile und Nachtheile, die sie durch und aus andern Sprachen erhalten hat, und was unsre Literatur durch die alte und durch ausländische Literatur noch gewinnen kann. Ueberall grünt es und blüht es, wohin er seinen Blick richtet, quocunque deus circum caput egit honestum! Selbst wo eine reiche Phantasie sich in Blumen und üppiges Laub zu verlieren scheint: man ziehe es weg und sehe, welche goldne Früchte dahinter versteckt liegen.

„Auf mich machte das Durchlesen der Fragmente einen eignen Eindruck durch die Vergleichung dessen, was seit der Zeit, daß die Fragmente geschrieben sind, in unsrer Literatur erfolgt ist; wie Vieles erinnerte ich mich nun, das ich von den geschwornen Ausrufern unsrer Tagesliteratur als unerhörte, neu erfundene Weisheit hatte lobpreisen hören, wovon das Wesentliche bereits in den Fragmenten geboren, auch wol entwickelt ist! wie Vieles seitdem als Gesetz Angenommenes, wovon Herder als Hierophant und Gesetzgeber anzusehen ist! Wie manche Staubwolke ist erregt worden, wo der klare Horizont bereits in jener Schrift das Auge erquickte; wieder andere Fächer, worin man nicht weiter gekommen ist, als wo die Fragmente stehen blieben, auch wol Einiges schwach und schief ausgeführt, was er bestimmter vorschrieb!

„Wäre nicht unsre neue Literatur ein Meer, wo eine Welle die andre treibt und ihre Spur vertilget, um wieder selbst zu verschwinden, so hätte z. B. Vieles, was Herder über das Lesen der alten Classiker, poetische Sprache und Prose, Uebersetzung der Classiker, insonderheit über das Studium der Griechen sagt, nicht so in Vergessenheit kommen können, daß es jetzt als neu gesagt erscheinen muß. In den Stellen, wo Herder von Homer spricht, ist bereits, ohne alle Ruhmredigkeit, so Vieles und besser gesagt, was zwanzig, dreißig Jahre nachher als neu erfundene Weisheit ausgerufen worden ist. Ich erstaunte selbst, wie ich Alles dieses jetzt las. Zwar hatte ich mit dem Seligen über diese Gegenstände mich unterhalten, allein dies geschah später, als jene Fragmente erschienen; unsre früheste Bekanntschaft entstand erst in den Jahren,

da er von Bückeburg aus auf einer Reise durch Göttingen ein vertrauliches Band mit mir knüpfte Die erste seiner Schriften, die ich las, waren die Kritischen Wälder. Meine eignen Studien, zumal seit meiner Anstellung in Göttingen,[1] in einem ganz andern Felde, erlaubten mir nicht, die deutsche Literatur in alle ihre Fächer zu verfolgen; ich mußte mir meinen eignen Weg bahnen und konnte nur Bewunderer und Freund eines Mannes sein, dessen Andenken der Nachwelt immer heilig, mir theuer und werth sein wird."

Ueber die Aufnahme der Fragmente und die Streitigkeiten, in welche Herder durch sie verwickelt wurde, vgl. sein Leben vor dem ersten Theil unserer Ausgabe, S. XXX bis XXXVII.

[1]) Diese erfolgte bereits vier Jahre vor dem Erscheinen der Fragmente.

Inhalt.[1])

Erste Sammlung.

[1]) Nach dem Wortlaute des ersten Druckes. Nur die erste und letzte Rubrik fehlen dort. — A. D. H.

Dritte Sammlung.

Fragmente

über die

neuere deutsche Literatur.

Erste Sammlung.

Vorrede.

Diese Fragmente sollen nichts minder als eine Fortsetzung der Literaturbriefe sein; man darf also über ihren Titel nicht erschrecken. Es sind Beiträge, Beilagen zu denselben, nach dem Schluß aller ihrer vierundzwanzig Theile.

Ein Werk von vierundzwanzig Theilen, das die Literatur eines ganzen Volkes zu beurtheilen sich übernahm; das in diesem Urtheile, wie Cato, bei den Großen zuerst anfing; das die Augen von ganz Deutschland auf sich richtete, und was noch mehr ist, auch bis an sein Ende auf sich erhielt; das den Geschmack bessern wollte und ihn auch merklich gebessert hat: ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich setze mich also, da ich vierundzwanzig Bände durchlaufen bin, auf den letzten Grenzstein*) nieder, der mit Zahlen von Verdiensten und Bemühungen, hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler prangt; hier sitze ich wie Marius auf den Trümmern Carthago's, da er die Schicksale Rom's und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende mit unaussprechlichen Namen,[1]) mit großen Berichten aus dem Ländchen Deutsche Literatur, mit Memoires, die ich gerne in eine Geschichte der Literatur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel-, Frag- und Erklärungssucht — oder rühmlicher zu reden, meine patriotische

*) Der vierundzwanzigste Theil der Briefe, der das Register ist. — H.

[1]) Die Briefe waren mit Buchstaben unterzeichnet, die von Lessing am Anfange mit Fll. Vergl. die Vorbemerk. zu uns. Ausg. von Lessing's Werken, Th. IX. S. 13 nebst Anm. 2. — D.

Neugierde legt mir Fragen an sie in den Mund — vielleicht Fragen wie jene eines deutschen Arabers, die hier und da nicht sollten und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publicums auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unparteiisch könnte ich sein, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A noch unter dem Zeichen des Todes C gestanden;[1] allein das Beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte hypokritische Richter zu sein. Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Literatur so kanonisch geworden ist, als er uns in der Bibel apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr als meine Stimme zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich, einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie ging es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an und brachte ihn durch die Stärke seines königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, und eine heiße Thräne entfloß seinem Auge; aber von dem goldnen Scepter entstand eine blutige Strieme auf der Schulter; niedergeschlagen saß er, mit feigem Antlitz und trocknete seine Thräne; aber die Griechen, mitten in ihrem Mißvergnügen, fingen herzlich über ihn an zu lachen." So schildert Homer*) den Thersites; wer wollte auch nur von Weitem sich zum Heer unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man; alsdann tritt der unumschränkte Dictator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdann mischt sich der Schauspieler unter die Zuschauer und hört das Urtheil Derer am Liebsten, die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdann ist das ägyptische Todtenurtheil gerecht und für die Wahrheit der Geschichte nützlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdann kann man füglich zu vierundzwanzig Theilen Literaturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für Die leicht, die aus

*) Homer's Iliade [II. 266—270]. — H.

---

[1]) Auf den Richtertäfelchen der Römer standen die Buchstaben A (absolvo) und C (condemno). — D.

dem Realregister sich ein Collectaneenbuch machen wollen; aber für mich wirklich schwer und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser deutsches Publicum braucht die Literaturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich blos nach ihrem Leitfaden von der Literatur meines Vaterlandes unterrichten und ein Gemälde derselben in den letzten sechs Jahren im Schatten entwerfen. Ich weiß, dies Gemälde wird Einigen kleinlich, Andern dunkel, den Uebrigen so ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerva, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem Athenienſischen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man steinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, blos weil es ihnen besser in die Augen fiel.

Ich sammle die Anmerkungen der Briefe und erweitere bald ihre Aussichten, bald ziehe ich sie zurück oder lenke sie seitwärts. Ich zerstücke und nähe zusammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantin's [1]) zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube; denn wenn die Briefe sich durch das Fruchtland Anderer Wege bahnten, so kann ich ja zum Vortheil des Besitzers diesen Weg wieder überpflügen. Wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen; wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten, so kann ich ja nach dem festen Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die Literatur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ich's, eine so schwere Frage zu übernehmen, ob es an unsern Fähigkeiten liege, daß wir nicht können — oder an unserm Geschmack, daß wir die Alten nicht erreichen wollen. Ich wagte es kaum, meine Meinung zu sagen, wenn ich nicht die Beobachtungen der größten Männer unsrer Zeit blos aus dem Gedächtniß anzuführen hätte; fein ausgedachte und schön gesagte Gedanken, die ich schon als Jüngling von ihnen lernte."*)

Und diesen Schutzengeln der Literatur widme ich auch meine vier Fragmente; ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz

*) De oratoribus dialogus [1]. — H.

1) Vgl. Wieland's „Neuen Amadis": „Ein wahrer Pantin, dergleichen die gallischen Damen vor Zeiten am Halse trugen", mit der Erklärung: „Die possierlichen kleinen Kartenmännchen, welche unter diesem Namen gegen die Mitte unsers Jahrhunderts zur allgemeinen Unterhaltung der damaligen Elegants und Elegantes dienten, gehören unter die transitorischen Erfindungen des französischen Witzes" (Wieland's Werke, Th. XVII. S. 56 und 192). — D.

und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreon's gleichen, welcher er sein schönstes Lied*) geweiht hat! Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiter's Haupt die Pallas erzeugte, rang auch die Erde, zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαίδαλον λόχευμα,
Μακάρων θεῶν δ' ὅμιλος,
Ῥόδον ὡς γένοιτο, νέκταρ
Ἐπιτέγξας, ἀνέτειλεν
Ἀγέρωχον ἐξ ἀκάνθης
Φυτὸν ἄμβροτον Λυαίου.

*) Anakreon, Μέλος 53. — H.

Einleitung.

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Literatur enthält und Anlaß giebt, die Allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Literaturbriefe zu prüfen.)

So sehr die Schriftsteller der Journäle sich über ihre Leser erheben, so sind sie doch beide mit einander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Ekel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerei in den Schooß der Göttin Kritik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammeln. Man wird ein Verfasser oder ein Leser der Journäle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist.*) Die Literaturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publicums und oft auch kranker und ermüdeter Verfasser, die vom Bücherlesen müde und aus dem Felde des Autorruhms siech zurückkamen.

Daher ist auch unsre Zeit um so viel reicher an Journälen, als sie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftsteller nimmt alten Richtern das Brod vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dürfen, Arbeiten schätzen zu können, ohne selbst ein Meister zu sein. Der Leser wiederum liest Advocatenberichte, um nicht selbst richten zu dürfen, Auszüge und Kritiken, um keine Bücher durchzustudiren. „Je mehr

*) S. Vorrede zu den Literaturbriefen. — H. [Hier erzählt der O. unterzeichnete Herausgeber (Lessing): die Briefe seien von B. (Berlin) aus an einen in der Schlacht von Zorndorf verwundeten Officier in Fr. (Frankfurt) von seinen Freunden geschrieben worden, die er aufgefordert, ihm die Lücken ausfüllen zu helfen, welche der Krieg in seine Kenntniß der deutschen Literatur gemacht (Lessings Werke, Th. IX. S. 35). — D.]

Bücher", sagt Rousseau, „desto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, desto weniger Kinder; je mehr Journäle, desto minder wahre Gelehrsamkeit." Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunstrichter als ein Proselyt der Gerechtigkeit, der Leser als ein Proselyt des Thors, und der wahren Bürger sind so wenig, daß man auch selbst schon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indessen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte, ein Werk, das sich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Literatur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag sich im Schatten verbergen oder ans Licht hervortreten; zu einem Gemälde, das die Natur des Titian mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphael's zu verbinden suchte: kurz, ein Werk, das eine pragmatische Geschichte im gelehrten Staat würde, so wie die Annales des Tacitus im politischen Staat diesen hohen Namen verdienen.

Man lasse mich meinen Traum verfolgen! Diesem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geschichte der Literatur zum Grunde liegen, auf die es sich stützte. Auf welcher Stufe befindet sich diese Nation? und zu welcher könnte und sollte sie kommen? Was sind ihre Talente, und wie ist ihr Geschmack? wie ihr äußerer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdann rufe der Geschichtschreiber der Literatur aus: „Wolan, Landesleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet; so weit habt Ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen!" Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz, eine solche Geschichte suche das, was sie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Literatur zu sein, was der Schätzer der englischen Sitten und Grundsätze, der republikanische Brown,[1] für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines Vaterlandes.

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie Jener unglücklich ge-

[1]) John Brown, der sich 1766 selbst tödtete. Sein „Estimate of the Manners and Principles of the Times" (1757) erlebte in einem Jahre sieben Auflagen. — D.

baut, Dieser das Gutgebaute unglücklich niedergerissen; wie jener Handlanger ein Baumeister und dieser Baumeister ein Kalklöscher sein sollte; wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefügt, und wie er auf bessere Wege zu lenken sei: dies Alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte Jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß und erwecke das Genie!

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies Alles zu übersehen? wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? und wo ein Gesetzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die ziegenbärtigen Grammatiker und der Pöbel von Uebersetzern und Systemschreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutschland wie in jener Verwirrung Babel's: Secten im Geschmack, Parteien in der Dichtkunst, Schulen in der Weltweisheit streiten gegen einander; keine Hauptstadt und kein allgemeines Interesse; kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines gesetzgeberisches Genie. Wenn im Homer die Versammlung der Griechen erscheint, so bebt vom Gemurmel die Erde, und neun schreiende Herolde laufen mit Stäben umher, sie zu bändigen, daß sie die Göttersöhne, die Könige, hören sollen.[1])

Da dies Werk für E i n e n nicht ist, so theile man die Arbeit oder den Plan. Den Plan? Dies ginge nicht so füglich an. Ein großer Theil der Wissenschaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu schaden; und dieser Theil trägt den Namen L i t e r a t u r. Ein weiter Name, dessen Gebiet sich von den ersten B u c h s t a b i r v e r s u c h e n erstreckt bis auf die schönste Blumenlese der Dichtkunst; von der Züchtigung elender Uebersetzer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefsten Bemerkungen über die Sprache; von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht; von den Handwerkssystemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede wie ein Sonnenstrahl siebenfarbichtes Licht enthält: S p r a c h e, G e s c h m a c k s w i s s e n s c h a f t e n, G e s c h i c h t e und W e l t w e i s h e i t sind die vier Ländereien der Literatur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen und beinahe unzertrennlich sind.

So theile man alsdann die Arbeit! Nur theile man sie recht, lenke sie recht zusammen und habe stets das Ganze im Auge. Ein

---

[1]) Ilias, II. 95–98. — D.

wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen und nicht ihr System, sondern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers, so schreibt man höchstens wider ihn und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu setzen weiß — statt Ueberzeugung Widerspruch. Wie schwer ist's, Proben zu Grundsätzen zurückzuführen und Versuche zu Meisterstücken zu erheben, beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen! wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller und dem Leser und der Schutzgöttin Literatur ein Gnüge zu thun! So schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

* * *

Drei Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig, so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journäle so sehr, als nach Virgil's Gleichniß Rom über die Schäferhütten und die Cypressen über das Gesträuch.[1] Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die Deutsche Bibliothek[2] hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu sein. Da sie sich über die erst gezeichneten Grenzen der Literatur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilt, so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den letztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will, oder man hat dem größten Theil der fremden Leser die Frage vorzulegen: „Verstehest Du auch, was Du liesest?" Entweder man thut den Verfassern nicht gnug oder fordert vom exoterischen Leser ein Pythagoreisches Αὐτὸς ἔφα oder das Sokratische Urtheil, das er über Heraklit's Schriften fällte: „Auch was ich nicht verstehe, ist gut."[3] Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft blos aus einem Nebengesichtspunkt betrachtet sind, ja, von denen man gar nur ein allgemeines und einseitiges Urtheil fällen konnte, weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine

---

[1] Virg., Buc., I. 25. 26. — D.
[2] Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" gab Nicolai seit 1765 heraus. — D.
[3] Diog. Laert., II. 5. 22. — D.

Pansophen der Literatur; das Werk wird ungleich und mangelhaft, ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen mußte er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Grenzen dieser Wissenschaften und in der Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß, Recensionen allein machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese charakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxis, da er von seinen irdischen Göttinnen Reize borgte. [1]) Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pfade eröffnet werden, für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist, was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dürfte man bisher nicht eben viel Neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze, Auszüge, die gegen einander nicht immer Ebenmaß haben, Auszüge nach Gesetzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers und der Wichtigkeit der Sache, sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. Ich sehe selbst die Schwierigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstuhl ausgeheckt, schwer gnug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bei der Bibliothek sind.

Die Briefe über die neueste Literatur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen sie es ein Gemälde der Literatur*) in den letzten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland**) für ihre Grundlage ansehen; allein auch diese reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten, und als Gebäude wollen sie also ihr Werk nicht beurtheilen lassen.

*) S. Schluß der Literaturbriefe. — H.
**) Breslau 1755. — H.

[1]) Hierbei schwebt die Sage von der Helena des Zeuxis vor. Herder schrieb in den Fragmenten: Zeuxes. — D.

Man dankt es also den Verfassern, daß sie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu schwatzen: Briefeingänge, Präludien und Episoden, die mehr werth sind als ganze Kritiken.

Warum ist's nicht öfter geschehen, daß sie die Bibliothek der schönen Wissenschaften[1]) zur Basis ihrer Briefe gemacht, wie sie es versprachen? Oft wenn diese, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Literaturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten; indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bei diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdann die Bibliothek auf gut alt βουστροφηδόν[2]) zurückpflüge. Allein wenn man diese fremden Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern, die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? wenn man inländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? wenn die eignen Abhandlungen beständig eine nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Moses'schen,[3]) Winckelmannischen und Hagedorn'schen gleich kämen und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urtheile wie zerstreute Perlen in einen Halsschmuck sammeln und bei der Kritik der Dichter härter sein wollte? — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Literaturbriefe haben mehr Urtheil; allein schätzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe blos nach dem

[1]) Christian Felix Weiße gab seit 1760 Nicolai's und Mendelssohn's „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" heraus. — D.

[2]) Βουστροφηδόν, nach Art des Umdrehens der Ochsen beim Pflügen. In der ältesten Schrift der Griechen wurde abwechselnd eine Zeile von der Rechten zur Linken, die andere umgekehrt geschrieben. Bei Herder stand βουστρεφοδον gedruckt. — D.

[3]) Mendelssohn nach seinem Vornamen Moses. — D.

Maß, wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Speculationen finden? Das Publicum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu erwarten, und ihr Correspondent wird doch gewiß mit andern Journälen haben buhlen müssen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. Ihre Philosophie ist nach dem Ausspruche Cicero's:[1] „Philosophire, aber mit Wenigem!" und diese Mäßigung hat sie als Leitband vor dem Sinken bewahrt. Indessen fällt es mir ein, daß einst in Athen zwei Künstler stritten;[2] jener betrog die Vögel und dieser gar seinen Mitеiferer, der nach dem Vorhange griff und blos ein Gemälde ertappte. Wenn die Literaturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leser bei dem Naschen zum Besten haben, so geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philosoph selbst, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und sie verschwinden, so ist's beinahe wider die Zunftgesetze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verschiedenheit vergleiche, haben sich indessen alle beide um den deutschen Geschmack sehr verdient gemacht und werden merkwürdig sein, wenngleich die Nachrichten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Literatur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Literaturbriefe ausgezogen und betrachtet; daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citire ich blos und überlasse dem Leser, der jenes Werk besitzt, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners und spreche mit einigen Verfassern pantomimisch, wie es dort von jenem griechischen Orakel hieß: Οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.[3]

---

[1] Vielmehr des Ennius bei Cicero (Tusc., II. 1). — D.

[2] Zeuxis und Parrhasius. — D.

[3] Spruch des Philosophen Heraklit vom Delphischen Gotte (Plutarch., De Pythiae oraculis, p. 404). — D.

Fragmente.

1.

Die Sprache ist ein Werkzeug der Wissenschaften und ein Theil derselben; wer über die Literatur eines Landes schreibt, muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht lassen.

Ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten, ohne eine genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ist ein Unding. Wenigstens müßten bei einer unausgebildeten Sprache die Geister, die geboren sind, Hindernisse zu überwinden, selbst erfinden, sie müßten verwüsten und schaffen; schwächere Nachfolger aber quälen sich, ohne nachher zeigen zu können: „Das habe ich geliefert". Lernet also, Ihr Kunstrichter, Eure Sprache kennen und sucht sie zur Poesie, zur Weltweisheit und zur Prose zu bereiten. Alsdann ebnet Ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! Ihr liefert Werkzeuge für den Schriftsteller, für den Dichter schmiedet Ihr Donnerkeile, für den Redner glänzet Ihr seine Rüstung, für den Weltweisen schärfet Ihr die Waffen.

Sie ist aber mehr als Werkzeug: Worte und Ideen sind genau in der Weltweisheit verwandt; wie viel hängt vom Ausdrucke in der Kritik der schönen Wissenschaften ab! Durch die Sprache lernen wir bestimmt denken, und bei bestimmten und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte; unsre Wärterinnen, die unsre Zunge bilden, sind unsre ersten Lehrer der Logik.

Der Genius der Sprache ist also auch der Genius von der Literatur einer Nation. „Die Sprache", sagt Isokrates,[1] „war die Bezähmerin der alten Wilden," und man setze dazu: auch die Bilderin jeder Nation in den Wissenschaften. Die Griechen, die

[1] Ad Nicoclem, 2. — D.

Römer, wie arbeiteten sie nicht in ihrer Sprache! Die Araber, die die Grammatik das Salz der Wissenschaften benannten, hatten so viel Kritiker, daß jener Rabbi 60 Kameele mit Wörterbüchern bepacken konnte, wie ein arabischer Schriftsteller mit arabischer Genauigkeit berichtet.

Ihr könnt also die Literatur eines Volks ohne ihre Sprache nicht übersehen, Ihr könnt jene durch diese kennen lernen, Ihr könnt beide durch einander ausbessern; denn ihre Vollkommenheit geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der das für unsre Sprache gethan hätte, was Michaelis*) in einigen allgemeinen Exempeln der Akademie zeigte: „daß die Sprachen einen Einfluß auf die Meinungen, die Meinungen auf die Sprachen hätten, und wie Eines durch das Andere verbessert werden könnte". Folgende Aufgabe ist vielleicht nicht unwürdig, untersucht und im Einzelnen bestätigt zu werden.

„Wiefern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen einen Einfluß in ihre Sprache? und die Sprache auf ihre Literatur? von ihren Elementen, ihrer Aussprache und Silbenmaß an. Wie viel kann aus der Beschaffenheit ihrer Umstände und Sprachwerkzeuge erklärt werden? Wiefern kann ihr Reichthum und ihre Armuth nach den Zeugnissen der Geschichte von ihrer Denk- und Lebensart entsprossen sein? wiefern die Etymologie ihrer Wörter aus den Gesichtspunkten bestimmt werden, die ihnen mit andern Nationen gemein oder eigen gewesen? Wiefern halten auch die Sprachregeln mit den Gesetzen ihrer Denkart eine Parallele? und wie können die Idiotismen aus ihr erklärt werden? Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache in ihrem Wesentlichen erfahren müssen? Und wie weit ist sie jetzt für den Dichter, den Prosaisten und den Weltweisen?" Eine große Aufgabe! Denn das Wiefern fordert nicht blos Exempel, „daß so etwas ohngefähr sein könnte", sondern Beweise, Sammlungen von Beispielen, die das Allgemeine zeigen, und philosophische Beobachtungen, die bis zu den Grundsätzen heraufsteigen.

*) S. Literaturbriefe, Th. 4. S. 367 ff. — H. [Die P. unterzeichnete Anzeige der Abhandlung von Michaelis „Ueber den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen" ist von Mendelssohn. Am Schlusse der dritten Sammlung machte Herder hierzu den Zusatz: „Michaelis' Preisschrift vom Einfluß der Sprachen auf die Meinungen ist unter dem, was die Deutschen über die Sprachen philosophirt, gewiß ein Hauptstück. Deutschland hat wenige Männer, von denen man erwarten kann, was er schon geleistet."

Die von Herder angeführten Stellen der „Literaturbriefe" sind überall, wo eine wörtliche Angabe bezweckt war, genau nach dem Originaldruck wiedergegeben. — D.]

Man hat noch in der That wenig über unsre Sprache philosophirt: Breitinger, Bodmer, Bödiker, Heinze, Oest, Klopstock haben zerrissene Anmerkungen geliefert;[1] und von so vielen deutschen Gesellschaften haben nur zwei oder drei gezeigt, daß sie auch nur so etwas zu liefern im Stande wären. Ich kann verschiedene Literaturbriefe nennen, die nützliche Beobachtungen in diesem Felde geliefert; ich sammle sie und schreibe meine Einfälle dazu — weil nach dem Zustand unserer Philosophie über die deutsche Sprache man sich nicht der Füllsteine schämen und noch lange nicht an ein ganzes Gebäude denken darf.

2.

„Warum mag es doch so schwer sein, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophiren? Ich weiß wohl, daß sich von geschehenen Dingen, davon wir keine urkundlichen Nachrichten haben, selten mehr als Muthmaßungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Muthmaßung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen **können**? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen in ihrem natürlichen Zustande das Werkzeug des Sehens, die Lichtstrahlen deutlich wahrnehmen, ebenso wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Ursprung untersuchen können. — Dieses mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnöthig macht."*)

Ich bin nicht dies glückliche Genie, sondern setze, da ich von einer **ähnlichen**, nicht aber derselben Aufgabe schreiben will, diese Entschuldigungen zum Voraus, weil ich ihrer nöthig habe.

Im dreizehnten Theil der **Literaturbriefe** kommen Bemerkungen vor, die ich gleichsam meinem Geist entwandt glaubte; sie

*) Th. 4. S. 365 f. — H. [Wir lassen die Bezeichnung „Literaturbriefe" weg; die mit Th. (Theil) und S. (Seite) bezeichneten Stellen sind aus ihnen. S. haben wir statt Herder's „p." (pag.) gesetzt. — D.]

---

[1] Am Ende der dritten Sammlung findet sich zu unserer Stelle der Zusatz: „**Bödiker** ist hier durch ein Versehen, und die Schriften der übrigen Männer sind zu bekannt, als sie schülermäßig anzuführen." — D.

gefielen mir aber nicht so, daß ich nicht eine sorgfältigere Entwickelung, Auseinandersetzung und Anwendung für möglich gehalten hätte. Mein Aufsatz, wo ich diese Materie weitläuftiger behandelt hatte, war verloren gegangen, und ich nehme also jene Worte zum Leitfaden, etwas über die Lebensalter einer und besonders unserer Sprache zu sagen. Hier ist die Stelle:*)

„Das Genie einer Sprache ist in ihrer Jugend nicht weiter bestimmt als durch die Bildung der Worte, ihre Abänderungen und ihre Reihen in einer gewissen Abhängigkeit. Zu dem ersten Stücke läßt sich vermittelst der Analogie Vieles hinzusetzen; das andre Stück bleibt wol meist unwandelbar, aber der verschiedene Gebrauch kann noch bestimmt werden, und das dritte Stück behält zwar seine wesentlichen Züge, aber die feinern Züge können noch hinzugethan und verändert werden, ohne daß das Gesicht zu einem andern Gesichte wird, als es ursprünglich war. — Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden. Eine ausgearbeitete Sprache drückt schon die Namen[1]) der Begriffe aus, erhält Nachdruck und Neuigkeit durch die mannichfaltige Anordnung der Vorstellungen, Deutlichkeit und Genauigkeit durch die Verschiedenheit ihrer Beugungen, Kürze und Ernst durch gut bezeichnete Verbindungen. Geben Sie nun einem rohen Genie eine ganz rohe Sprache: es wird nichts Vortreffliches hervorbringen können als — das Drama, und zwar dieses nur in seinen besten Theilen. Zum Ausdruck der Leidenschaften, zu lebhaften Bildern sind alle Sprachen in den Händen eines Genies reich. Aber der kältere zierliche Vortrag, der ernsthafte historische Stil, die gute Versification in der Dichtkunst, diese erfordern eine ganz bearbeitete Sprache. Daher erscheinen auch die besten Schriftsteller von den letztern Arten nicht vor dieser Periode, und wenn sie in ihrer Landessprache erscheinen, so haben sie dieselbe erst nach dem Muster einer andern gefeilet. Die Römer und Shakespeare und selbst die griechische Literatur, wenn wir vor Homer's Zeiten etwas Gewissers als Muthmaßungen von ihr wüßten, können sich in diesem Punkte für mich verbürgen."

Wiefern ich mit dem Verfasser einerlei Meinung bin, mag folgendes Fragment zeugen.

*) S. 100. — H. [Der Brief ist von Abbt. Die Stelle Zeile 15 ff. findet sich S. 98 f. — D.]

[1]) Sollte wol „Nüancen" heißen. — D.

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheint, so verändert die Zeit Alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortrefflichen, vom Vortrefflichen zum Schlechtern und zum Schlechten; dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ist's mit jeder Kunst und Wissenschaft; sie keimt, trägt Knospen, blüht auf und verblüht. So ist's auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirrt, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen. Man reift das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll auf einmal die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurückhält! Ein junger Greis und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das Alles auf einmal sein will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind einsilbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starrt, wie ein Kind, alle Gegenstände an; Schrecken, Furcht und alsdann Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne — und Geberden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht; folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten. Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen; folglich sind sie heftig und stark, ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften; sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist; sie verstehen also auch die Sprache des Affects mehr als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unsrer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönte; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte, so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Geberdung noch sehr zu Hilfe kommen, um sich verständlich zu machen, und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer und die Accente weniger schreiend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun, und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisirte und nahm Körper und Geberden zu Hilfe. Damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge; die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe; die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab; der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homer's,[1] und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll und reich an Metaphern gewesen sein.

Und dieses jugendliche Sprachalter war blos das poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhte nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus; die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern; sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt; der Periode fiel aus einander wie er wollte. Seht, das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt sangen die ἀοιδοί und ῥαψῳδοί; da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder; durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlornen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet, je mehr wird er männ-

[1]) Ilias, I. 249. — D.

lich und hört auf, Jüngling zu sein. Eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist nicht eigentlich mehr Poesie, sondern die schöne Prose. Jede hohe Stufe neigt sich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am Meisten poetischen annehmen, so muß nach demselben die Dichtkunst sich wieder neigen. Je mehr sie Kunst wird, je mehr entfernt sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verliert sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschafft, je mehr bürgerliche und abstracte Wörter eingeführt werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält, desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie.

Jetzt ward der Periode der Prose geboren und in die Runde gedreht; durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am Besten war, das Alter der *schönen Prose*, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte; die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen; die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Construction über sich zu nehmen; die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunterstimmte und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß. Dies ist das *männliche* Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit blos von *Richtigkeit*. Diese entzieht ihrem Reichthum, wie die lacedämonische Diät die attische Wollust verbannt. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht; je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann: je mehr verliert die Sprache Reize, aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta sieht keine Unordnungen und keine Ergetzungen. Dies ist das *philosophische* Zeitalter der Sprache.[1]

3.

Endlich kann ich Othem schöpfen und unsrer Sprache näher treten. Man sieht von selbst, daß diese Zeitalter so wenig zu

[1] Am Ende der dritten Sammlung macht *Herder* den Zusatz: „Ich bin durch die *Deutsche Bibliothek* auf ein Buch aufmerksam gemacht, das ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. Der zweite Theil von dem Essai sur l'origine des connaissances humaines enthält Betrachtungen, die mein Fragment *von den Lebensaltern der Sprache* sehr ins Licht setzen." — D.

einer Zeit sein können bei der Sprache als bei dem Menschen. Wenn sie zur Poesie am Höchsten geschickt ist, so kann sie nicht eine höchst philosophische Sprache sein. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe, die schöne Prose, ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „So lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war, so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkommenheit."*) Ja, zur philosophischen Vollkommenheit wol; aber zum Unglück, daß die schönen Wissenschaften ein andres Höchstes haben: Schönheit — und dieser wurde durch jene entzogen.

So löst sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf:**) „Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prose zu einer gewissen Höhe gestiegen sei." Es ist allerdings wahr, was alle alten Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sei; daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter, die ersten Dichter unnachahmlich; zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst, sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spitzfindigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man blos versificirte Philosophie oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: „wie man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne",***) durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine Nation ist weder in der Prose noch in der Poesie vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unter-

*) Breitinger's Kritische Dichtkunst, Th. 2 durchgängig. — H.

**) Klopstock's Abhandlung [im „Nordischen Aufseher", B. I. Stück 26] „Von der Sprache der Poesie". Literaturbriefe, Th. 6. — H. [In diesem Theile findet sich die Abhandlung nicht angezeigt, und im dritten Theile, in welchem Lessing der Abhandlung Klopstock's gedenkt, steht die Stelle nicht, welche freilich in jener gleich am Anfange zu lesen ist. — D.]

***) Th. 3. S. 105 ff. — H. [Lessing's Werke, Th. IX. S. 198 f. — D.]

schieden hätte." Und nach den Zeugnissen der Alten und nach einer philosophischen Kenntniß von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichsten Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennt und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden; die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Declamation— Alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert, die Idiotismen gemildert; so wie das Völkerrecht jetzt im Staat zum Gesetz ward, so auch in der Sprache: man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umging. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand; die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel; statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Witzes und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganz natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt und nicht gnug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurückzugehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein Alles dies gehört nicht zu meinem Buch; hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Aehnlichkeit zusammenhalten und gegen die Einwürfe retten, die man uns unsrer Zeit macht. Ich rede also von den Zeitaltern der deutschen Sprache und verspare das Uebrige auf eine andere Gelegenheit.

4.

Wo steht unsre deutsche Sprache? In allen Staaten ist zu unsrer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller und die Poesie eine Kunst, die die Natur der Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind

die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen — nun sollen wir diese Sprache ausbilden? Wie kann das sein? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, damit der Stil vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das Letzte kann in einem gewissen Grade geschehen und muß nach unsrer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geschehen. Alsdann werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben und von den sinnlichen Sprachen durch Uebersetzungen und Nachbilden borgen, anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen und nicht dem spartanischen Eigensinn nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca und Johnson in seinem Wörterbuch, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremden Colonien blos die Mängel des Staats unterstützen dürfen. Man bilde also unsre Sprache durch Uebersetzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Aeußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache; Andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Daß, wenn Beide etwas wirken, Beide einander die Stange halten, macht das Glück unsrer Sprachenverbesserung.

5.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, dessen Lob ich in den Literaturbriefen gern unterzeichne: Sulzer in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften,*) in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache

*) Th. 4. S. 230. — H. [Die mit D. unterzeichnete Beurtheilung Mendelssohn's von Sulzer's „Kurzem Begriff aller Wissenschaften" u. s. w. steht S. 225—241. Von S. 230 beginnt die Besprechung einer allgemeinen philosophischen Grammatik. — D.]

„1) einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt ausgedrückt wird". Nun, und wenn die Sprache einen überflüssigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme und uneigentliche Wörter verbannt werden, lebet wohl, Ihr Dichter! Ihr müßt von selbst Abschied nehmen.

„2) Eine gnugsame Anzahl deutlicher Lenkungen", und

„3) eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedrückt werde". Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrücken will, so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannichfaltigkeit langer und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler Silben und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten". Eine vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir blos als Geister einander Begriffe in die Seele reden, so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Silben, so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die hellen und dunkeln Silben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nämlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja, wären wir ganz Geist, so sprächen wir blos Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen sein. Sein Plan, der philosophisch sein soll, ist also ein Hermaphrodit; die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel, als Plan, was eine vollkommene Sprache sein sollte, zu wenig, als Project, was irgend eine wirkliche Sprache sein könnte, viel zu viel, und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Der Kunstrichter in den Literaturbriefen*) stößt

*) Ebendaselbst. — H.

auch auf diesen Fehler. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache könnte beurtheilet werden; mit diesen Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführte verglichen und daraus gerechtfertiget, verbessert und vermehrt werden." Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist fürtrefflich zu nutzen weiß. Er ziehet aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen in seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache entbehren muß. Nur ein einziges Beispiel anzuführen: die philosophische Grammatik würde vermuthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leblosen Dingen für überflüssig erklären, ... und gleichwol würden sich die französischen und deutschen Dichter die Schönheiten ungerne rauben lassen, die sie aus diesem unnöthigen Unterscheide der Geschlechter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeitwörter, welches ihren Schriften zu einer besondern Zierde gereicht."*) Eine Anmerkung, die man oft in diesem Fragment wird wiederholen müssen.

6.

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andre,**) „es sollte Keiner Schriftsteller werden, der nicht die Alten gelesen", uns alle Originalschriftsteller rauben. Idiotismen sind patronymische Schönheiten und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerva geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attika kommen und war blos der Lohn der Sieger am panathenäischen Feste; ja, da die Lacedämonier einst Alles verwüsteten, so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremden Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Ebenso sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die

*) So ist's für die orientalischen Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedne Namen haben. So haben die griechischen und römischen Dichter alle unübersetzbaren Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen und in ihn verwebt. — H.

**) Th. 4. S. 222 f. — H. [Dieser Vorschlag Sulzer's wird von Mendelssohn verworfen. — D.]

der Schutzgöttin der Sprache heilig sind; Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennt; Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidnen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmiegt,[1] durchschimmern. Woher lieben die Briten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespeare und Hudibras, Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforscht und ihren Humour mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maß, gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakespeare, selbst wenn er sich unter die Concetti und Wortspiele verirrt? Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Klima entführt werden können; der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren, daß sie für einander gemacht zu sein scheinen; höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schöne, die blos aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizt.

Es muß auch wirklich schwer sein, zu diesen Geheimnissen zu gelangen, weil wir so wenige deutsche Humoristen haben. Rabener ist kein völliger National-Swift in Deutschland sowol in Charakteren als der Schreibart. Von unsern komischen Schriftstellern vielleicht keiner als Lessing — dieser aber in einem großen Grade. Keine Partei hat auch in diesem Stück dem wahren Genie der deutschen Sprache so sehr geschadet als die Gottschedianer. Wären es nicht noch einige Schimpfwörter und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt, sonst wurde Alles wässerig, und eben durch eine gedankenlose Schreibart und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Man entmannte sie völlig, die schon durch den Weisischen, Talandrischen und Menantischen Stil wenig Mannheit behalten hatte; man machte sowol die Inversionen als Idiotismen der Schweizer lächerlich, statt sie zu prüfen; kurz, diese Secte hat sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht aber himmlischen Muse angenommen, und von ihr gilt's, was jener griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:[2]

Ἀμφοτέρους ἀδικεῖς, τὸν Πλουτέα καὶ Φαέθοντα·
Τὸν μὲν ἔτ' εἰσορόων, τὸν δ' ἀπολειπόμενος.

---

[1] Vgl. Herder's Werke, XVII. S. 240. — D.
[2] Anthol., IX. 137. Vgl. Herder's Werke, VII. S. 101. — D.

„Beiden thust Du Unrecht, dem Pluto und Phaëthon; Diesem, daß Du ihn noch anblickst, Jenem, daß er Dich noch nicht hat."

Man muß den Schweizern wirklich das Recht lassen, daß sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten; da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig Manches übertrieben; das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am Besten ausgedrückt, und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter, ihre Inversionen so ziemlich in ihren Pasquillen gesammelt; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen. Hätte der patriarchische Bodmer auch kein andres Verdienst — wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus den alten schwäbischen Poesien[1]) ist doch, meinem Erachten nach, wenigstens in der Sprache weit mehr zu lernen als aus Logau. Nur freilich sollten die Schweizer auch mehr Mühe sich dabei gegeben haben, die Idiotismen zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Wenn sie auch diese Wörter verstehen, wer Deutsches in lateinischen Lettern lesen kann, ist ja nicht deswegen ein Schweizer!

Ich rede von ihren deutschen Verdiensten; denn von ihren Nachbildungen aus dem Griechischen müßte ich vielleicht anders urtheilen; ich rede von ihrem Verdienst um die Sprache; denn von ihrer Dichterei und von ihrer Abneigung gegen die Philosophie, gegen die sie aus den Zürchischen Freimüthigen Nachrichten so lange Zeit Kolophoniumblitze gesandt, urtheile ich jetzt nicht; und in diesem eingeschränkten Gesichtspunkt kann ich selbst ihre Hitze entschuldigen, die den Gottschedianern die Stange halten mußte. Zwei Gegner, die auf beiden Seiten ausschweifen und beide ohne Weltweisheit streiten; da kam zum Glück eine dritte Partei, die Baumgarten'sche Schule, die Söhne des deutschen Athen's, und brachten sie beide aus einander.

In der Dichtkunst Ramler, Kleist und insonderheit Gleim, in der Prose Lessing und Abbt; wenn man Diese liest, wie bedauert man nicht den Sulzer'schen Einfall, uns keine Idiotismen zu lassen! Gleim's Kriegslieder und sein versifi-

[1]) Bodmer hatte 1758 die Manessische Sammlung der Minnesinger herausgegeben. Ramler's und Lessing's Auswahl aus Logau (1759) rühmten die „Literaturbriefe". — D.

cirter Philotas insonderheit ist voll von dieser deutschen Stärke. Eine fleißige Seele in Livland hat einen Anhang zu Frischens Wörterbuch aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Literaturbriefen, Lessing's, Uz' und dergleichen Schriften gemacht, aus dem ich, weil er doch zu gut ist, um in einem Winkel ohne Anwendung zu vermodern, wenn er vollendet sein wird, einen Auszug liefern werde. Aus den Zeiten der Meistersänger, des Opitz und Logau, des Luther's u. s. w. sollte man die Idiotismen sammeln und insonderheit mehr von Klopstock lernen, diesem Genie in Schönheiten und Fehlern, der selbst in der deutschen Sprache sich den Schöpfungsgeist anmaßte und auch diesen Geist der Freiheit eigentlich in Deutschland zuerst ausbreitete, wirklich ein Genie, das selbst in seiner Excentricität groß ist, und das, so wie Alexander Macedonien, die damalige deutsche Sprache nothwendig für sich zu enge finden mußte.

Und sind die Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprache zu untersuchen und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten. Viele Idiotismen fremder Völker würden wir daraus erklären, z. B. warum die meisten Nationen der Sonne und die Mond sagen, wir aber umgekehrt;[1]) warum das lateinische *fusus* in herba immer für uns fremde klingt, könnte immer aus dem Zustande unsrer alten Urväter bewiesen werden. Sie fingen bekanntermaßen von der Nacht zu rechnen an, hielten in der Nacht ihre Zusammenkünfte, Kriegs- und Friedensschlüsse und wußten kein größeres Siegel der Verträge als das Klirren der Degen, mit dem Zuruf: „Der Mond ist Zeuge!" Eben daher ist das im Grase hingegossen*) wol ein zu wollüstiges Bild für das waldichte kalte Deutschland, wie es vormals gewesen. Wie sehr sind nicht die alten schottischen Gedichte Abdrücke ihres Landes!

Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor giebt Gelegenheit, auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe Blick, der die Begriffe wie die Farben im Sonnenstrahl theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nüancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt sich nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinet seines Fürsten zu gelangen; Dieser besticht, Jener

*) S. Klopstock's Abhandlung von der Sprache der Poesie im ersten Theil des Nordischen Aufsehers. — H.

[1]) Th. 4. S. 231. — D.

betrügt, ein Andrer schmeichelt. Ein gewisser deutscher Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen; das kühne Genie aber durchstößt das so beschwerliche Cerimoniel, findet und sucht sich Idiotismen, gräbt in die Eingeweide der Sprache wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betrügt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen, der Sprachenphilosoph probire und läutere es; wenigstens gab er Gelegenheit zu chymischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die deutsche Sprache eine Berg- und Weidsprache ist, auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten! Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen, Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu sein, und wir trotz unsrer „Deutschen Gesellschaften" haben hierin wenig oder nichts gethan.

7.

Es bleibt überhaupt wahr: „die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichthum", *) und wir dürfen, um dies in Augenschein zu setzen, die älteste Sprache, die hebräische oder arabische, mit der unsern in Absicht auf den Reichthum vergleichen; er ist so unterschieden wie die Haushaltung jener und unserer Gegenden. Sie sammelten Vieh und Knechte, wir sammeln Gold und Hausgeräth; so ist auch der Reichthum beider Sprachen.

Ihre ist reich an Vieh, Naturnamen sind in ihr häufig; im kleinen Buch der Hebräer, das wir allein noch übrig haben, sind schon 250 botanische Wörter, Namen, die unsre Sprache zwar kann ausdrücken, aber nicht auszudrücken weiß; **) weil die καλοὶ κἀγαθοί unserer bürgerlichen Welt sich auf nichts minder legen, als Hirtenkenntnisse einzuziehen; weil unsre Naturphilosophen unter Büchern wohnen und wieder zu lateinischen Büchern hinkehren. Unsre Schäferdichter und Sänger der Natur können also die Blumen dieser Kräuter nicht brechen; hätte man auch deutsche Namen, so wären diese nicht bekannt gnug, sie hätten nicht gnug poetische Würde; denn unsre Gedichte werden nicht mehr für Hirten geschrieben, sondern für städtische Musen; unsre Sprache ist zur

*) Th. 15. S. 181. — H. [Eine dort angeführte Stelle aus Hamann's „Kreuzzügen des Philologen". Aber statt „Richtigkeit" steht „Reinigkeit", und es folgt darauf: „eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit". — D.]

**) S. Michaelis, *Réflexions sur l'influence des opinions sur le langage.* — H.

Büchersprache eingeschränkt. Hingegen hat es schon Leibniz bemerkt, daß unsre Sprache eine Weid= und Bergwerkssprache ist; ich glaube aber, zum Theil gewesen ist, weil viele dieser Wörter theils veraltet sind, theils vor Kunst= und Handwerks= wörter gelten, da unsre Lebensart nicht mehr Jagd und Bergwerke ist. Wir bemühen uns also mehr um Hausgeräth; Kunstwörter, bürgerliche Ausdrücke, Redensarten des Umganges sind die häufig= sten Scheidemünzen im mündlichen und Büchercommerz; die Alten hingegen wechselten mit Goldstücken, sie sprachen durch Bilder; wir höchstens mit Bildern, und die bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge. Leset den Homer, und dann leset Klopstock; Jener malt, indem er spricht, er malt lebende Natur und politische Welt; Dieser spricht, um zu malen, er schildert, und um neu zu sein, eine ganz andre Welt, die Welt der Seele und der Gedanken, da Jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: „Laß sie selbst reden!"

Die Oekonomie der Morgenländer war reich an Knechten; so ist es auch ihre Sprache. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, drückten natürlicherweise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen an= dern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter ebenso vortheilhaft waren, als sie dem gramma= tischen Philosophen zum Aergerniß gereichen. Der arabische Dich= ter, der zum Löwen 500 Wörter hat, die verschiedene Zustände desselben bedeuten, z. B. junger, hungriger Löwe 2c., kann durch ein Wort malen und durch diese mit einem Zuge entworfnen Bilder vielseitiger sprechen, wenn er sie gegen einander setzt, als wir, die diesen Unterschied blos durch dazugesetzte Bestimmungen deut= lich machen. Die Chöre der Morgenländer können sich in ihren beiden Gegensätzen beinahe wiederholen, allein das Bild oder die Sentenz bekommt durch eine Wendung oder ein Wort Neuheit. Das Colorit verändert sich, und diese Veränderung gefällt dem Ohr der Morgenländer; hingegen unsre Sprache, die an diesen beinahe Synonymen gefesselt ist, muß entweder die Wieder= holungen ohne diesen Nebenzug ausdrücken (und alsdann sind sie für unser Ohr verdrießliche Tautologien), oder sie drückt sie gar schielend aus und verirrt sich, wie sehr oft in der deutschen Bibelübersetzung, von der Hauptidee des Gemäldes. Der Fehler liegt wirklich in der Verschiedenheit unsrer Sprachen und ist schwer zu vermeiden.

Hieraus erklärt sich, glaube ich, die Bemerkung unsers philo=

logischen Sehers in den orientalischen Sprachen:*) „daß diese Tautologien, die dem Ohr der Morgenländer gefielen, unserm unleidbar sind". Jenen waren sie nicht Tautologien (denn Tautologien sind immer ekelhaft und können wenigstens nie vergnügen), sondern wenn ein Chor das andere erklärte, bestimmte oder das vorgetragne Gemälde mit Nebenzügen neu machte, so befriedigte dies Aug' und Ohr. Ich glaube, ein Michaelis wird finden, daß es in der Grundsprache selten völlige Wiederholungen sind; nur freilich in der deutschen Uebersetzung und am Meisten in den Cramerischen Psalmen, da sind es perpetuae tautologiae, Europae invisae, aures laedentes, prudentioribus stomachaturis, dormitaturis reliquis.[1])

Cramer scheint sich in seinen Predigten sowol als in den sogenannten Oden, in Cantaten und in der fließenden Prose so sehr an diese Wiederholungen und Umschreibungen gewöhnt zu haben, daß er vergißt, ob das deutsche Ohr, das Kürze fordert, und der deutsche Verstand, der Nachdruck liebt, damit zufrieden ist. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Versification verführt ihn so sehr, daß er vergißt, ob seine Wiederholungen auch der deutschen Sprache angemessen seien. Seine Oden — und sie waren vor Klopstock und Ramler das Muster der deutschen Oden — sind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Assaph zu unserer Zeit in unsrer Sprache Cramer'sche Psalmen geschrieben hätte. „Er hat sie ja aber übersetzen, nicht umbilden wollen?" Gut, so übersetze er sie als orientalische Psalmen, mit allem ihrem Licht und Schatten, nur umschreiben muß er nichts; alsdann ist's weit natürlicher für unser Genie und Sprache, sie zusammenzuziehen. Ich urtheile frei, weil ich glaube so urtheilen zu können und dürfen. Hätte Michaelis Cramer's Versification oder Cramer Michaelis' Geschmack des Orients, so würden wir erst die morgenländischen Gedichte nach dem Genie unsrer Sprache als einen deutschen Schatz bewahren können; jetzt fehlt Beiden was.

*) *Michaelis, Praefatio in Lowthii lectiones*, p. 1. — H.

---

1) Hierzu machte Herder am Schlusse der dritten Sammlung den Zusatz: „Es ist durch eine Reihe von Zufällen gekommen, daß ich Teller's Kritik über Cramer's Psalmen blos dem Titel nach kenne. Cramer bleibt in meinem Sinne einer der größten und verdientesten Schriftsteller, die zur ersten Bildung des deutschen Geschmacks in unserm Jahrhunderte merklich viel beigetragen haben. — Cramer's Psalmen bleiben eine der schätzbarsten Schriften in Deutschland, und ich würde vielleicht ihrer nicht so oft erwähnen, wenn ich gegen sie gleichgiltig wäre. Ich betrachte sie sowol als den ganzen Abschnitt von deutsch-orientalischen Dichtern [in der zweiten Sammlung] blos im Gesichtspunkt der weltlichen Literatur". — D.

Aber meine Anmerkung verirrt sich zu weit davon ab, daß die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache den Reichthum geschwächt hat. Der haushalterische Philosoph fragte: „Warum sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege!" und er hat sie abgeschafft, den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müssig zu sein. Ich will ohne Bilder reden! Da man die Begriffe mehr unter einander ordnen lernte, so drückte man das mit einer Bestimmung (adjectivum, participium, adverbium) aus, wozu man erst ein neues Wort setzte. Noch blieben aber Synonymen! Aber der Philosoph suchte feine Unterschiede in sie zu legen und sie also als neue, giltige Wörter zu gebrauchen. Zum Beweise führe ich im Deutschen Wolff und Baumgarten an. Durch die deutschen Schriften des Ersten sind die Wörter, die unter dem Gebiet der Philosophie stehen, sehr an Synonymen vermindert, da er sie genau zu bestimmen gesucht. Und noch mehr Baumgarten; gehet seine Metaphysik durch und bemerket die unten angezognen deutschen Wörter: die Philosophie giebt den meisten müssigen Synonymen Arbeit und bestimmte Posten. Das ist nun aber die Sprache der Philosophie. Lasset Sulzern (der noch lebende Baumgarten) die Wörter angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig in seiner Aesthetik bestimmen, die Welt wird ihm vielen Dank wissen; lasset Andere auf der Bahn des Baumgarten's fortgehen und einen Kant in seinen „Beobachtungen über das Schöne und Erhabene" feine Unterschiede zwischen beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die deutsche Philosophie und philosophische Sprache, aber nicht für die Sprachkunst überhaupt.

Alle kannst Du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst Du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirst sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein, so weit reicht noch nicht Dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter. Der Dichter muß rasend werden, wenn Du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Ueberfluß. Und wenn Du sie bestimmst? Gesetzt aber, Du kannst es nicht, so fällt schöne Prose und schöne Poesie ganz weg; Alles wird ein Rosenkranz abgezählter Kunstwörter. Immer ein Glück für den Dichter und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind.

Unsere Sprache hat also die Synonyme eingeschränkt und bemüht sich, statt Knechte Gold und Münzen zu sammeln. Man erlaube mir, die Wörter abstracter Ideen damit zu vergleichen. Beide werden willkürlich geprägt und durch einen willkürlich festgesetzten

Werth gäng und gäbe; die solidesten unter beiden werden als Schätze aufbewahrt; das Kleinere wird Scheidemünze. Auch auf dieser Seite verliert unsre Poesie, in der der eingebildete Werth schwindet und blos der natürliche gilt; wo die abstracten Wörter also blos gelten, nach dem Maß man sie sinnlich darstellen kann. Durch unsre Philosophen kann die Dichtkunst also nichts gewinnen und hat nichts gewonnen; so wenig als die Alten unsre Bücher- und Kathedersprache in allen ihren Nüancen übersetzen könnten, so wenig können wir den Alten nachsprechen.

Und was folgt nun aus Allem diesem? Vielleicht viel — aber hier mag Eins gnug sein! Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen, recht sehr zu wünschen[1] — aber ein Gesetzgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebührt einem zweiten Claudius[2] und Chilperich,[3] die neue Buchstaben einführen wollten und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten.

8

Von der andern Seite hat man, um unsre Sprache auszubilden, so sehr die Uebersetzungen angerathen, daß ich hierüber eine merkwürdige Stelle der Literaturbriefe anführe.*)

„Der wahre Uebersetzer hat eine höhere Absicht, als den Lesern fremde Bücher verständlich zu machen; eine Absicht, die ihn zum Range eines Autors erhebt und den kleinen Krämer zum Kaufmann umschnitzt, der wirklich den Staat bereichert.

„Diese Absicht nun ist keine andere, als seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommnern Sprache anzupassen. So machte Apoll, daß Achilles' Rüstung Hektorn so gerecht war,[4] als ob sie auf seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in derselben vollkommen werden. —

*) Th. 13. S. 98—102. — H. [Der Brief ist von Abbt. Die ausgehobene Stelle ist nicht wörtlich. — D.]

---

[1]) Girard bei der Académie Française. — D.

[2]) Kaiser Claudius beschäftigte sich sehr ernstlich mit römischer Orthographie und führte einen neuen Buchstaben ein. — D.

[3]) Dem Frankenkönig. — D.

[4]) Ilias, XVII. 210. — D.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmunterung gnug, und die größte Zahl dieser Versuche ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche nach einer bessern Sprache.[1]) Diese stellt uns viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen müssen, und stellt diese Begriffe so neben einander vor, daß uns neue Verbindungen nöthig werden. Von dem Wohlklange jetzt nichts zu reden, der besser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig angefüllet gewesen. —

„Was für ansehnliche Vortheile müßten nicht unsrer Sprache zuwachsen, wenn sie sich an die griechische und lateinische Sprache so viel als möglich anschmiegen lernte und ihre Geschmeidigkeit den Augen des Publicum zeigte! Diese Uebersetzungen könnten unsre classischen Schriftsteller werden. An den Gedanken wäre nichts auszusetzen, weil auf diese längst das Siegel der Vortrefflichkeit gedrückt worden, und die Sorgfalt in Erhaltung der Harmonie ihres Ausdrucks würde auch so viel Wohlklang in unsre Sprache übertragen, als ihr Genie erlaubte. Gesellen sie zu diesen Alten noch einige neuern Ausländer, deren Genie bewährt, und deren Sprache mit der unsern verwandt ist: was würden wir nicht unsern Uebersetzern zu verdanken haben! und sie würden auch mit unserer Dankbarkeit zufrieden sein, worüber Ebert ihnen die Gewähr leisten kann, den wir als einen vortrefflichen Uebersetzer mit Recht unter unsre besten Schriftsteller rechnen. — Fehlt es uns denn an der Tugend, quae serit arbores, ut alteri seculo prosint?"

Der wahre Uebersetzer soll also Wörter, Redarten und Verbindungen seiner Muttersprache aus einer ausgebildetern anpassen, aus der griechischen und lateinischen vorzüglich, und dann auch aus neuern Sprachen. Nun wollen wir hierüber nach unsern vorausgesetzten Prämissen schwatzen.

Alle alten Sprachen haben, so wie die alten Nationen und ihre Werke überhaupt, mehr Charakteristisches als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsre Sprache mehr lernen können als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist, oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir wollen vom Letztern etwas versuchen.

So wie uns unsre besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verschwinden, so entgehen uns aus

[1]) Die Worte „und die größte Zahl . . vergeblich" sind Herder's Zusatz. — D.

dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei vorausgehen. Im Griechischen haben wir aus dieser Zeit nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesammelt wurden, da alle übrigen Dichter vor ihm und viele nach ihm verloren sind. Aeschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose. Herodot schrieb seine Historie noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fing an, öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt. Was sollen wir aus dieser Zeit durch Uebersetzungen für unsre Sprache rauben?

Nur nicht die Silbenmaße! denn es ergiebt sich gleich, daß diese schwer nachzuahmen sein müssen. Damals, als noch die ἀοιδοί und ῥαψῳδοί sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht blos lange und kurze Silben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urtheiler der Prosodie sein konnte: damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß die Cadence, in der man die Verse aussprach oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Silbenmaß, das die meiste Harmonie in sich schloß, das so genau in ihrer Sprache lag, als die Jamben unserm Gesange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am Gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange und Declamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen, er wird sogleich, wenn sie gut sind, scandiren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu, sie sind nie polymetrisch; oder wenn Ihr darüber lacht, so gehet unter die Bauern, gebet auf die ältesten Kirchenlieder Acht; ihre Falltöne sind kürzer und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die griechischen Rhapsodisten ihre langen Gedichte in immerwährenden Hexametern; ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang und ihrer Sprache nicht

zu polymetrisch war, und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Silbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt Ihr griechische Hexameter lesen, lernet erst Prosodie, um die Silben in ihre rechten Regionen bringen zu können! Ihr wollt deutsche Hexameter machen; machet sie, so gut Ihr könnt, und alsdann lasset demohngeachtet die Versart drüber drucken, wie man es Klopstock rieth, oder bittet, wie Kleist, dies Silbenmaß als Prose zu lesen. Könnt Ihr Hexameter declamiren? Wohl! so werdet Ihr auch wissen, daß das die beste Declamation ist, die seine Füße am Meisten verbirgt und nur alsdann hören läßt, wenn sie die Materie unterstützen. Sehet, so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Silbenmaße unsrer Sprache natürlich. Bei den Griechen forderte ihn die singende Declamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns verbeut ihn Sprache und Ohr und Declamation.[1])

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammelt! Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf eine Declamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. Mit dieser Declamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen und Füllwörter, die zur damaligen Declamation gehören. Das ἀλλ' ὅταν, womit jedesmal die Orakel anfingen, das ἀλλά, δὲ und αὐτάρ des Homer's, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersetzung klingen; ebenso lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine vierundzwanzig Buchstaben vorzusingen.

Nachahmen können wir hievon also nichts; aber doch gehört es dazu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammelten Markte und stelle mir vor, wie der Sänger Io im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsingt, wie er „voll von göttlicher Begeisterung, seine Zuhörer staunen macht, wie wenn er sich selbst entrissen von dem Ulysses redet, da er sich seinen Feinden zu erkennen giebt, oder da Achilles den Hektor an-

---

[1]) Am Ende der dritten Sammlung macht Herder den Zusatz: „Wer da sagt, daß ich den Deutschen Hexameter abspreche, versteht mich nicht; aber den griechischen und insonderheit zu Homer's Zeiten, den spreche ich ihnen rund ab; bei uns ist er Nachahmung, bei jenen singende Natur." — D

fällt, er bei jedem Fürchterlichen die Haare aufrecht stehen und das Herz schlagen macht; wie er Jedem die Thränen in die Augen lockt, wenn er von dem Unglück der Andromache, der Hecuba, des Priamus singt. Wie die Korybanten, von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Geberden zeigen, so begeistert ihn Homer und macht ihn zum göttlichen Boten der Götter."[1] In dieser Entzückung erfüllt die ganze Harmonie des Hexameters und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbindung und jedes Beiwort wird lebendig und trägt zum Pomp des Ganzen bei; und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde, so beklage ich Die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholt, was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Sollen wir unsre Sprache durch die Inversionen bereichern, die damals in ihrer biegsamen Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versuchet es; unsrer Sprache, selbst dem freisten und verworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Construction angelegt worden, die die Harmonie des griechischen Perioden meistens zerstören werden. Oder sollen wir unsre Sprache in Bildung der Machtwörter nach dem Griechischen üben? Versuchet es; wenn Ihr gleich ein Schweizer seid, werdet Ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles oft gnug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber so wie unsre Kirchensprache und Kirchenpoesie beständig Jahrhunderte zurückbleiben, so zeigen sie nach meiner Meinung am Besten, wie die älteste Sprache der Poesie zur Zeit des hohen Stils gewesen ist. Wolan nun! versuchet diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Scaliger sie in Altlatein übersetzte: Ihr werdet ohngeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheisch geklungen haben mag! Solche kühne Versuche mache ein junges munteres Genie für unsre Sprache; aber es lasse auch alte unparteiische Philologen darüber urtheilen!

Homer, Aeschylus, Sophokles schufen einer Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersetzer pflanze diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst

[1] Frei nach Plat. Jon, 6. — D.

im Silbenmaß und (wie wir bewiesen zu haben glauben) selbst im Hexameter Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte und Empfindungen in Bilder; der Uebersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie sein, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Gnüge thun will. Ein deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen ebenso classisch ist als Jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt und die Aufschrift verdient:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt, das im leichtesten poetischen Ton didaktisch geschrieben ist, und das demohngeachtet doch in der Uebersetzung sein bestes Colorit verliert — sollte dieser Uebersetzer auch Ebert selbst sein. Sein Young hätte im Deutschen zu unsrer Zeit, nach unsern Sitten und Religion immer seine Nächte schreiben können; aber Jene ihre Werke in unsrer Sprache? in unsrer Zeit? bei unsern Sitten? Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sei, was jener für die Griechen war.

9.

So sehr verzweifle ich also an Uebersetzung der ältesten griechischen Dichter; aber desto mehr suche man von der griechischen Prose eines Platon's und Xenophon's, eines Thucydides und Polybius und die spätern griechischen Dichter zu nutzen. Zu dieser Zeit lebten die καλοὶ κἀγαθοί der Wissenschaften, die mit dem Genie unserer Zeit näher verwandt sind; der Periode war in seinem besten Glanze, und die Idiotismen milderten sich. Von diesen Schriftstellern kann die deutsche Sprache unstreitig viel lernen; weil sie sich in die griechische eher und biegsamer schicken kann als in die lateinische; weil die griechische es auch unstreitig mehr verdient, und weil für die Deutschen eine ausgebildete Poesie und Prose des guten Verstandes unstreitig die beste Sprache ist.

Heilmann, der Uebersetzer des Thucydides, der gewiß seinen Autor und die Kunst zu übersetzen gekannt hat, scheint die

Biegsamkeit der deutschen Sprache nicht gnug in seiner Gewalt gehabt zu haben, um sie mit der griechischen zusammenzupassen. Indessen hat freilich dieser Baumgarten'sche Philolog noch ziemlich seinen Mann gewählt, da er uns den törnichten Thucydides liefert, dessen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat:*)

„Man siehet überall die Miene des großen, des vornehmen Mannes, der als ein Staatsmann schreibt, der aber auch nur für Staatsleute schreiben will; der nichts weniger im Sinne hat, als ein classischer Schriftsteller zu werden, aus welchem einmal künftige Redner Beispiele zu ihren Vorschriften sammlen sollten. Er siehet also überall nur auf die Würde in den Gedanken und auf den Adel im Ausdrucke. Er fasset jene kurz und bündig, und in diesem sucht er sich beständig von dem Gemeinen zu entfernen. Er hatte in seiner Jugend ohnfehlbar die Grundsätze der Beredsamkeit gefasset; allein er behielte sie hernach, um sie zu brauchen, und nicht sich daran zu binden. Er ist ein Schriftsteller, der aus den Gedanken Alles und aus dem Ausdrucke nur so viel macht, als zu jenen nöthig ist; der seine Ideen genau und bündig fasset und sie durchaus so, wie er sie gefasset, ausdrucken will; und hiernach müssen sich Ausdruck, Sätze und deren Verbindungen, Perioden und deren Beziehungen und Alles richten. — Seine Schreibart und Denkungsart ist im höchsten Grade pathetisch. Er ist seiner Sprache vollkommen kundig, das Blühende, das er durch den Reichthum des Ausdruckes, welcher ihm völlig fehlet, hätte erhalten können, durch die Wahl der nachdrücklichsten Wörter und durch die energische Beugung und Verbindung derselben zu erhalten; und er ist dreist genug, dergleichen zu machen, wo er es nicht vor sich findet. Aus diesen Stücken zusammengenommen erwächst eine Schreibart, die in Ansehung ganzer Aussprüche schwer, gedrungen und in einander gewunden, in Ansehung der Wortfügungen sonderbar und oft unregelmäßig, in Ansehung des Ausdrucks sehr fruchtbar, aber auch neu und ungewöhnlich ist. Er ist der Schöpfer seiner ganzen Schreibart. Dieses erhellet daraus am Deutlichsten, daß sich das Besondere darin nirgends mehr zeiget als in solchen Stellen, worin er blos selbst denkt, in seinen Reden und eingemischten Betrachtungen. Hier sind die Perioden oft von ungewöhnlicher Länge; denn er schließt nicht eher, bis seine Reihe von Gedanken zu Ende ist. Hier sind die Wortfügungen sehr verstedt und durch häufige Einschaltungen unterbrochen; denn er will jeden Begriff durchaus

*) Th. 3. S. 202—204. — H.

an dem Orte, in dem Verhältnisse ausdrucken, wo er sich in dem zusammengesetzten Bilde seiner Ideen befindet. Hier sind die einzelnen Ausdrücke von der gewöhnlichen Bedeutung und Gebrauch entfernt, weil das Gewöhnliche das Ebenmaß seiner Begriffe nicht genau ausdruckte und eine Umschreibung ihm zu langweilig dünkte." So charakterisirt Heilmann des Thucydides Schreibart — und vielleicht die seinige selbst mit, so wie er sie durch diese Uebersetzung und das Lesen der Baumgarten'schen Schriften gebildet hatte. Wie sticht diese Schilderung ab gegen die, so Geddes vom Thucydides macht, er als ein Schulmeister und Heilmann als ein Mann von Geschmack! Schade für die deutsche Literatur, daß Heilmann ihr so früh entrissen worden!

Griechische Uebersetzer von solchem Geschmack finden sich selten; und sie sollten sich doch finden, weil der deutsche historische Stil am Meisten durch die Griechen gebildet werden kann. Und dieser muß vorzüglich gebildet werden; „denn eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hilfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen, wenig Aenderung in der Reihe der Worte anbringen kann: eine solche Sprache — ist nicht sonderlich geschickt zur Geschichte; und hier muß man ihr also die größte Hilfe geben."*) Und so ist die deutsche.

Ferner: **) „Die große Manier im Dialogiren sollen wir auch zu erreichen streben, die wir an den Alten bewundern. Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich herbeizuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäß denken und gelegentlich sprechen zu lassen, und gleichwol war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannichfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen und den Weg, den man zurückgelegt, ganz übersehen konnte. Sokrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte; und wenn ein Mißtrauen entstand, so erlaubte er ihm, zurückzukehren, um, wenn er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er daran, die wichtigen Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile

*) Th. 17. S. 187 f. — H. [Der betreffende, B. unterzeichnete Brief ist von Abbt. — D.]

**) Th. 7. S. 24 f. — H. [Der D. unterzeichnete Brief ist von Mendelssohn, den Schlußsatz hat Herder etwas verändert. — D.]

aufzulösen, so wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Magen etwas verdaulicher zu machen. Er fing sodann von dem Bekanntesten an, das sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab, und ganz unvermerkt befand er sich am Ziele. Es gehöret freilich kein gemeines Talent dazu, sich diese Manier zu eigen zu machen, und selbst einem Cicero ist sie nicht sonderlich gelungen.“ Freilich gehört zu ihr kein gemeines Talent, und unter den Neuern weiß ich vorzüglich nur einen Shaftesbury, der sie vom Plato ziemlich abgelernt, so wie er selbst wieder der Lehrer des Diderot zu sein scheint. Warum wollen wir aber nicht aus der Quelle selbst schöpfen, da diese Art zu dialogiren der Sprache selbst viele Biegsamkeit, Abwechselung und Munterkeit ertheilt? Unter den Deutschen hat sie Lessing vorzüglich in seiner Gewalt, sowol in den Lustspielen als der Fabel.

10.

Und nun die Uebersetzer aus dem Lateinischen! Eine nützliche Bemerkung schreibe ich her,*) über die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Perioden.

„Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischengestellet und die Absätze so an einander gekettet sind. Die Römer mußten dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hilfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Weil die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte, so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viele Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen. Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen, und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unserer Sprache Hilfe geben. — Es ist wahr! es ist dem Uebersetzer nicht erlaubt, den alten Römer zum witzigen Franzosen zu machen und seine Lehren in Antithesen zu verwandeln; allein seine Lebhaftigkeit muß er ihm erhalten. Wir sind nicht so albern, daß wir einem Tullius, wenn er unter uns aufstehen könnte, nicht anders als frisirt zu erscheinen erlaubten; aber

*) Th. 13. S. 120 u. 130. — H. [Auch diese Stellen sind von Abbt. — D.]

seinen muntern Blick und sein os rotundum wollten wir auch nicht gerne entbehren. — Indessen ist der Unterschied zwischen dem lateinischen und deutschen Perioden ein neuer Grund, warum die Bekanntschaft mit den Griechen und auch die Uebersetzungen aus ihnen fast noch mehr anzurathen sind als die Uebungen mit den Lateinern. Kann ich wol dieses laut genug rufen, damit man mich in Deutschland allenthalben höre?"

Wenn ich aus dem Lateinischen Uebersetzungen riethe, so wäre es erst ihrer poetischen Sprache, dann ihres historischen Stils wegen. Die poetische Sprache! Ein deutscher Horaz würde unsre Sprache gewiß bereichern und unsern Perioden der Ode bestimmen, daß er ganz das Ohr füllt. Da Ramler das Letzte im Deutschen am Besten getroffen und überhaupt viele Kenntniß des antiken und deutschen Wohlklanges zu haben scheint, von wem sollen wir uns einen deutschen Horaz lieber wünschen als von ihm? Horaz ist seiner Sprache ganz Meister. Sein Periode wird ein Gemälde, wo jedes Wort, jedes triftige Beiwort, an denen er glücklich ist, eine Figur ausmacht; die Anordnung dieser Figuren erhebt dabei das ganze Gemälde; man versuche es, Wörter aus ihrer Stelle, aus ihrer Region zu rücken, und das Bild leidet allemal; dies ist ein Odendichter, der in jedes Wort Bedeutung legt. In der That, es kommt mir vor, daß Horaz den Griechen das Meiste unter den lateinischen Dichtern abgelernt; seine Freiheit in Bildung schöner Gräcismen und sein wirklich griechischer Wohlklang würden uns in der schwersten Gattung der Gedichte zeigen können, wie man eine andere Sprache nachzuahmen hätte, wenn nicht Alcäus und Sappho und die übrigen lyrischen Griechen verloren wäre.

Die historischen Uebersetzungen wären wieder für unsern Stil unentbehrlich. „Der historische Stil will Kürze, und uns mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi etc. Die Franzosen haben dieses in ihre Sprache übergetragen. Unsre Hilfswörter die wir zur Bildung des Perfecti brauchen, machen den Stil zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes Perfectum, wir unser Imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz. In einem Stil, der durch wenig Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt und durch prächtige Worte vollgestopf werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an. Hier müssen

wir unsrer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hilfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch dieser Mangel ersetzt wird."*) In diesem Gesichtspunkt — wie manche Vorzüge um das Vergnügen im Lesen, um das deutsche Ohr und die deutsche Sprache hat nicht der Magdeburgische Uebersetzer des Tacitus vor dem Hamburger!

Und Tacitus ist mehr für unsre Zeiten ein Muster als Livius. In seinem Geist der Erzählung? Gewiß; denn die sorgfältigen Erzählungen von allerlei Wunderzeichen gehörten zu des Livius Zeiten zur Geschichte, die ihre Religion unterstützen sollte; die vielen eingestreuten Reden schmecken auch nach dem Geist der damaligen Zeit, wo Beredsamkeit eine nothwendige Eigenschaft des Bürgers war; die enthusiastischen Wunder der Tapferkeit von Personen beiderlei Geschlechts belebten einen Römer, einen Republikaner auch zu einem Patriotismus, der in unsrer Zeit eine andre Wendung genommen. Hingegen Tacitus mit seinen Reflexionen, die in den Geist der Begebenheiten dringen, ist ein Geschichtschreiber für Deutsche. Und in seinem Stil auch mehr als Jener. „Der Stil kann durch die verschiedenen Zeiten auch bestimmt werden. Dies ist eine Anmerkung, die ich dem Gordon aus seinen Betrachtungen über den Tacitus abborge. Einige Zeiten können eine starke braune Farbe über die meisten Gemälde verbreiten, wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Colorit geben. Gordon erklärt daraus den Unterschied zwischen dem Stil des Livius und Tacitus. Vielleicht würde sich auch in den gegenwärtigen Zeiten der Stil mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unsre Sprache, die ohnehin viel weitschweifiger ist als die lateinische, fordert dieses mit desto stärkerem Rechte. Man hat den historischen Stil mit einem sanften Bach verglichen, der ohne Geräusche seinen gleichen Lauf fortmurmelt; aber man muß nur dabei bedenken, daß dieser Bach immer seine gehörige Tiefe behalten muß, weil sich sonst das Auge nicht mehr an der Durchforschung vergnügt und also keine Schönheiten mehr findet."**) Ueberhaupt kleidet auch eine nachdrucksvolle Schreibart die Deutschen am Besten. Die Points, die epigrammatischen Einfälle, die Wendungen und der blendende Witz des Seneca und Plinius sind mehr für die Franzosen; und ein Beaumelle, der in Mes pensées so glücklich ist, kann auch Pensées de Sénèque schreiben.

*) Th. 9. S. 127f. und Th. 17. S. 187. — H. [Beide Stellen sind von Abbt. Im Texte oben ist nur die erste Stelle gegeben, die andere schon oben S. 43 angeführt. — D.]
**) Th. 10. S. 213 f. — H. [Auch diese Stelle ist von Abbt. — D.]

11.

„Gesellen Sie zu diesen Alten noch einige neuern Ausländer, deren Genie bewährt, und deren Sprache mit der unsern verwandt ist: was würden wir nicht unsern Uebersetzern zu verdanken haben!“[1]) Diese neuern Ausländer sind ohne Zweifel Franzosen und Engländer, zwischen welchen der Deutsche in der Mitte steht.

So wie die Franzosen vormals von der Literatur unsrer Nation urtheilten, so urtheilten sie auch von unsrer Sprache; ich darf die unwissenden Urtheile des Mauvillon und so vieler Andern nicht wiederholen; sie lassen uns jetzt mehr Gerechtigkeit widerfahren, seitdem das Journal étranger unserm Stil, Prémontval und Andere sogar unserer Sprache haben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Demohngeachtet aber macht die wirklich zu große Verschiedenheit der Nationen, ihrer Denk- und Schreibart, ihrer Sitten und Sprache bei ihnen noch immer Irrungen, die wir ihren mindern Kenntnissen zuzuschreiben haben.

„Deutsches Ohr, deutsche Härte, deutsche Rauhigkeit!“ heißt es noch immer! Unsere Sprache soll „etwas Barbarisches an sich haben, sowol wegen der vielen Consonanten, mit denen sie überhäuft ist, als wegen der sonderbaren (bisarre) Construction ihrer Redensarten, die dem Schriftsteller keineswegs mehr Freiheit oder mehr Hilfsmittel giebt, sondern nur ohne Noth die metaphysische Ordnung der Wörter störet.“*) Wir wollen diese Stelle etwas beherzigen.

Unsere Sprache hat wegen der Consonanten etwas Barbarisches an sich,[2]) und die französische wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der laufenden Aussprache keinen gewissen Tritt. Aber das erhebt ja nicht unsre Sprache, wenn die andre an einer andern Seite leidet? Nein! aber die unsere leidet darin nicht so, wie ein Franzose glaubt. Damit unsre Laute sich nicht unter den Consonanten verlieren mögen, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vocale als sie, so daß unsre Sprache eine gewisse dorische Fülle bekommt, die in starken Monologen des Trauerspiels, in dem vollen Chor einer Cantate, im männlichen Schwunge einer Ode, noch mehr aber im ernsthaften Lehrgedicht und in nachdrück-

*) Th. 16. S. 20. — H. [Nach dem „Journal étranger“. — D.]

---

1) Vgl. oben S. 37. — D.

2) Dagegen hatte sich schon Nicolai, der Verfasser des oben angeführten, Re. unterzeichneten Briefes, ausgesprochen. — D.

lichen Betrachtungen sich unserm Charakter sehr anschmiegt. Möchte überhaupt nur diese dorische Rauhigkeit so viel Einfluß in das Innere unserer Sprache haben, als die dorische Härte desto vollere Schönheiten in die Oden des Pindar's und in die äolischen Schriftsteller hat einweben können, so wollten wir zu den Franzosen laut sagen, was wir seit Kurzem haben anfangen können zu sagen: „Ihr sagt, meine Sprache schände mich; sehet zu, daß Ihr nicht die Eurige schändet!“ wie einst der königliche Scythe Anacharsis gegen die Griechen sein Vaterland vertheidigte.[1])

Zweitens. Wir haben mehr Hauche in unserer Sprache als sie, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers, als der schmeichelnde West zum Ergetzen des Frühlings; denn mit diesen hat sie einige Aehnlichkeit. Geht die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch, sie empfehlen sich alle durch ein sanftes **h** oder **ch**, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das **h**, wie z. B. die Russen, in ein scharfes **g**, das weiche **ch**, in ein rauhes **cch**, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen, daher das **h** bei einigen Völkern das Schiboleth ist, woran man kennen kann, daß sie geborne Gergesener sind; da die Letten z. B. Immel und eute (statt Himmel und heute) aussprechen. Das **h** ist überhaupt die Grenze zwischen Laut und Mitlauter; es giebt, nach Gellius' Bemerkung,[2]) dem Worte Haltung und dem Schalle Munterkeit; es nimmt dem Vocal etwas vom Laute und giebt dem Mitlauter etwas dazu; es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vocalen und die Zerrung bei den Consonanten; daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande den Ausspruch des Horaz[3]) verdienen:

Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die griechische Sprache hierin nicht an die morgenländischen, deren Aspirationen (z. B. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern.

---

[1]) Anacharsis erwiderte einem Athener, der ihm vorwarf, daß er ein Scythe sei: „Mir gereicht mein Vaterland zur Schmach, Du Deinem Vaterlande“. Diog. Laert., I. 104. — D.

[2]) Noctes Atticae, II. 3. 1. — D.

[3]) Ars Poet., 323. 324. — D.

Quintilian[1]) führt an, die Alten hätten aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen, man hätte aus dem Griechischen aber das h dazugenommen; ja, wenn man das Catullische Epigramm[2]) kennt, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet, so weiß man, daß die Kleinmeister von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vocalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volk zu Gefallen pulcher und triumphus statt pulcer und triumpus aussprechen müßte,[3]) und Quintilian ärgert sich, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben.*) Die nördlichen Völker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die lateinischen Länder überschwemmten, so fanden sie das h unaussprechlich. Es verlor sich also aus der italienischen und meistens auch aus der französischen Sprache. Unsrer deutschen Sprache, als einer Originalmundart, blieb es und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten.

„Das Deutsche hat aber so bisarre Constructionen, daß die metaphysische Ordnung der Wörter ohne Noth gestört wird und der Schriftsteller doch keine Freiheit mehr hat.**) Zum Exempel, die metaphysische Ordnung der Wörter wird gestört; denn wie lächerlich klingt's: Hier au soir vint le Comte ici par; und doch sagen die Deutschen: Gestern Abend kam der Graf hier an!" Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen als von einem Blitze, daß er sogleich den Eigensinn der französischen Sprache und ihre Ungelenkigkeit für die wahre, einzige metaphysische Ordnung der Wörter hält und künftig immer den Franzosen zu Gefallen und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Constructionsordnung einführt: „Weil Ihr nicht uns davon habt nicht

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unsrer neuen Orthographie nöthig ist. Die Alten hatten sich so in das h verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musicalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da, wo wir ihn doch nothwendig und insonderheit bei einsilbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Orthographie des Denso und vieler Andern ist mir also unausstehlich, die bewonen, Lon, Son schreiben; bald wird man also auch geen statt gehen, aben statt haben, und An, statt Hahn schreiben. Schade für unsre Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachverderber schreiben! — H.

**) Th. 16. S. 20 f. — H. [Vgl. oben S. 47. Die Stelle, wie auch die weiter unten folgende (a. a. O. S. 22 f.) ist frei wiedergegeben. — D.]

1) Instit. Orat., I. 5. 20. — D.

2) 84. — D. 3) Orat., 48. 160. — D.

heute wollen thun den Gefallen, wir Euch ihn werden thun." Denn dies ist die ächte französische Constructionsordnung (Puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grâce, nous vous la ferons); und der Eigensinn der französischen Construction ist doch die metaphysische Ordnung selbst. Wenn man sich doch scheuen wollte, Sachen in die Welt zu schreiben, von denen man nicht die gehörige Kenntniß haben kann!

„Inwiefern Inversionen nützlich oder schädlich sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen als durch solche wörtliche Uebersetzungen erörtert werden . . . und die Ursach, warum dergleichen Partikeln in der deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt werden, mag sich doch wol können philosophisch erklären lassen." Ich versuche es, sie philosophisch zu erklären — aber nicht die Partikel; denn jede Sprache hat ihren Eigensinn —, sondern die Inversionen überhaupt; so wird sich ihre Erlaubniß und Nutzen von selbst zeigen.

12.

Das Hauptgesetz bei der Verbindung der Worte zu einer ganzen Idee ist folgendes: *) „Man lasse mehrere Ideen, die zusammen einen Gedanken als ein Ganzes ausmachen sollen, in der Ordnung folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerlei sein; also wird es eine gewisse allgemeine Constructionsordnung geben . . . Hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste, welche, wenn ich so sagen darf, räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können."

Stellet Euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und blos Gedanken, unmittelbar mittheilen, so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denkt, auch zugleich die sein, in der sie das andere erblickt. So wie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so wie es sie aus den Dingen außer sich schöpft, so theilt es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft sagt, geht also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeigt den Gegenstand zuerst und ihr

*) Th. 17. S. 184f. — H. [Die Stelle ist von Abbt. — D.]

Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte steht.

Betrachtet eine philosophische Sprache: wäre sie von einem Philosophen erdacht, so hübe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeine Sprache zu Stande, so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt als in unsrer Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus philosophische Sprache haben, die blos für die Weltweisheit erfunden wäre, so nehmet die, die am Meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die lateinische, nehmet sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie? ohne Inversionen meistentheils.

Nun stellet Euch zwei sinnliche Geschöpfe vor, davon der Eine *spricht*, der Andre *hört*. Dem Ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe, und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen *Gesichtspunkten* sehen; dem Andern zeigt er diesen Gegenstand, und es kann auf ebenso verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede als ein Zeichen dieser Gegenstände, so habt Ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affect auf einen Augenpunkt heftet, je mehr will er dem Andern auch eben *diese* Seite zeigen, *am Ersten* zeigen, im *hellsten* Lichte zeigen — und dies ist der Ursprung der Inversionen. Ein Beispiel: „*Fleuch* die Schlange!" ruft mir Jemand zu, der mein *Fliehen* zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. „*Die Schlange* fleuch!" ruft ein Anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, sobald ich von ihr höre. „*Er* hat mir das Geld gestohlen", und kein Anderer; „er *hat* mir das Geld gestohlen", ich weiß es gewiß; „*das Geld* hat er mir gestohlen" (und keinen Ring); „*mir* hat er das Geld gestohlen" und keinem Andern; „*gestohlen* hat er mir das Geld" (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens!

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit, so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen sein; wie die Gegenstände ins Auge fallen, so sagt sie dieselben; eine grammaticalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alten Sprachen, die ursprünglich sind und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll In-

versionen. Geberden und Accent, kommet zu Hilfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen! Noch immer spricht man von den ältesten Sprachen, als wären sie von Gott oder einem Philosophen erfunden und wären aus seinem Gehirn mit aller Rüstung gesprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiter's. Alles, was wir Schönes in den ältesten Sprachen finden, ist erst später in sie gekommen, nur wir kennen die ersten unförmlichen Zeiten nicht; daher scheinen sie uns gleich im Anfange im Glanz. Nehmet das sinnreichste Spiel, wo ein Euler durch die Berechnung der Fälle der Wahrscheinlichkeit die weiseste Anordnung entdeckt: ist es im Anfange so gewesen? Nichts als eine Zusammenhäufung ungefährer Würfe, eine Folge von Versuchen, bis Versuche endlich Kunst in dasselbe brachten.

Sobald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden, wie dies durch die ersten Lieder geschahe, so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am Faßlichsten waren; das Silbenmaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat; und man weiß, daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Constructionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Action weg, die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen seine Geberden und der Ton der Stimme, wenn er anders gut redet, den wahren Verstand bestimmen, da hingegen Alles dieses im Buche wegfällt."*) Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen ältesten griechischen und römischen Dichter bezeugen, denen keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Structur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fordert, daß

*) Th. 17. S. 186. — H. [Gleichfalls von Abbt. — D.]

es mit Wollust erfüllt werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt blos der Ordnung der Ideen und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode: er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

13.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden, desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist, desto freier wird sie sein. Je mehr sie lebt, desto mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Büchersprache zurückgesetzt ist, desto mindere. Alles beweist die französische Sprache. Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzt. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht sein, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennt, daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Declamation diese galante Sprache nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen", *) so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sei so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die französische Sprache hat so gut wie jede andere unphilosophischen Eigensinn. Und nun schließe ich mit einem Mal: ihre Ordnung ist schlechter als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte poetische

*) Th. 17. S. 185. — H.

Schönheit auch nicht; sie bleibt also in der Mitte und sucht Behaglichkeit*) — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden Ersten nutzen von den Inversionen; wenn nun ihr Nutzen dem Dritten nicht nachtheilig ist, so können und müssen sie bleiben.

Ja, aber beweise, daß sie ihm nutzen! Der Franzose leugnet schlechterdings, daß sie ihm Freiheit und Hilfsmittel verschaffen. Und dann beweise auch, daß sie dem Weltweisen nicht schaden! sonst muß man einen kleinern Nutzen dem größern aufopfern. Ich will es versuchen.

Ich fange vom Leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllt, der gnug abwechselt und nicht zu oft wiederkommt. Kann dies eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! Ein Periode schließt sich wie der andre, wenn er seine Meinung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadenzen gequält; es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind ebenso nöthig als das Unebenmaß in der Malerei und in der Musik der Mißlaut. Die französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Constructionen unsers Kanzleistils gleicht.

Dies ginge endlich wol noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie nothwendiger. Er malt der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überrascht, jene bewegt die ganze Seele; diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervorzubrechen, jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft und in seinem Lichte erscheint. Hiedurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer, und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inver-

*) Man erlaube mir dies Wort, das ein classischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertigt hat, der Verfasser der „Philosophischen Schriften". — H. [Mendelssohn. — D.]

sionen, die sich unsre guten Poeten haben erlauben können, gehören mit zur deutschen Freiheit. *)

Aber wie? leidet nicht die *philosophische* Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft, so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen als philosophischen Sprache; auch wir fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen können, die wir nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen". Unvollkommenheit unsrer Sprache von der sinnlichen Seite, aber von der Seite der Vernunft.

„Zur Weltweisheit scheinet die deutsche Sprache mehr als irgend eine von den lebendigen Sprachen ausgebildet zu sein. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie *Wolffen* und dieses *Hallern* zu verdanken. Zwei *solche* Schriftsteller sind genug, einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch, so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; denn die mit ihrem Stempel bezeichnete Ausdrücke sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe worden." **)

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet und giebt unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Teintüre von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist und einem Ausländer den Charakter der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der Ursache der Dunkelheit beschuldiget werden, so lange sie noch mit unserer Literatur nicht bekannt genug sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines *Pascal*, *Fontenelle*, *Montesquieu* und einiger andern französischen Weltweisen nicht bekannt wären, so würden wir uns in die neuern Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden wissen. Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern in Ansehung unserer Literatur widerfahren, da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt über die Sprache gewonnen und wir zur Verbesserung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, den Weg über die Metaphysik genommen haben!" [1])

*) Th. 16 S. 8. — H. [Dort bemerkt *Nicolai*, im Gebrauch der Inversion habe unsere Sprache nichts geändert. — D.]

**) Th. 7. S. 163. — H. [Von *Mendelssohn*. — D.]

[1]) Th. 16. S. 39 f. Der Re. unterzeichnete Brief ist von *Nicolai*. — D.

In diesen Gesichtspunkten hat unsre Sprache vor der französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nöthig geschienen haben, diese Freiheiten aufzuopfern, „seitdem sie Philosophie und die französische Sprache studiret hätten“.*) Philosophie und französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammenfindet.[1])

14.

Es ist gut, daß ein Franzose es nicht unternimmt, über unsre Silbenmaße zu urtheilen; sein Ohr ist zu einer Monotonie verwöhnt, und es würde ihm wie einem ungelenkigen Alten gehen, der seinen muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann. Einem Franzosen kann man es schwerlich begreiflich machen, „daß unsre langen und kurzen Silben von so verschiedener Art sind, daß man, um diese Nüancen richtig zu bezeichnen, außer dem gewöhnlichen – und ⏑ wenigstens noch drei verschiedene Zeichen haben müßte, daß unser Hexameter also durch die Kraft eines Genies sich dem Hexameter der Alten ungemein nähern könne“.**)

Ich wollte, da ich von der Uebersetzung aus den Alten redete, die Materie nicht zerreißen; jetzt setze ich die vornehmsten Bemerkungen der Literaturbriefe mit einigem kritischen Urtheil hieher.

Ueber den Hexameter.

Der deutsche Uebersetzer des Rabelais, Huldrich Elloposcleros (wahrscheinlich Johann Fischart; denn ἐλλοποσκλῆρος heißt Einer, den das Loos der Fische getroffen, und die Uebersetzung des Philipp von Marnix von Fischart ist dem deutschen Rabelais sehr gleich), hat unter seinen Zusätzen den Anfang eines scherzhaften Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern und eine Zueignung an die deutsche Nation in Hexametern und Pentametern, wo sich nicht blos Pentameter mit Penta-

*) Th. 16. S. 8. — H.

**) Th. 16. S. 24. — H. [Die ungenau wiedergegebene Stelle ist von Nicolai. — D.]

[1]) Zu Fragment 11—13 macht Herder am Schlusse der dritten Sammlung die Bemerkung: „Diese Vorwürfe gegen die deutsche Sprache gehören nicht den Literaturbriefen, sondern dem Journal étranger, das ich aber blos aus ihnen kenne.“ — D.

meter, sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Das war 1617. Einige Jahre nachher gab *Alsted* in seiner vollständigen Ausgabe der Encyklopädie ein Muster von deutschen Hexametern. Von *Alsted* bis auf *Heräus* ist des deutschen Hexameters selbst nicht in den Lehrbüchern der Dichtkunst gedacht, wo doch Muster in andern lateinischen Silbenmaßen, in dem Alcäischen z. B. vorkommen.*) Nach *Heräus* gaben bald *Omeis*, bald *Gottsched* nach allen ihren Kräften Beispiele davon, bis endlich andere Männer ins Spiel traten, die der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gaben. Der Verfasser des *Messias* und des *Frühlings* schienen sich das Wort gegeben zu haben und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Man setze aber, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des *Nimrod's* wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche desselben zuvorgekommen (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet), würde er wol einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?**)

Klopstock setzte vor seinen *Messias* eine Abhandlung *Von der Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen*, ein Fragment, „das in seiner Art kein schlechteres Fragment als bisher der *Messias* selbst ist, worin zwar nicht Alles gesagt wird; aber was gesagt wird, ist vortrefflich. Nur muß man selbst über die alten Silbenmaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen als mit Vorsatz zu machen scheinet. — Der prosaische Vortrag des Dichters gefällt mir sehr wohl, und die ganze Abhandlung ist ein Muster, wie man von grammaticalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.“***) Kurz, wenn einige Grammatiker die Abhandlung des Dionys von Halicarnaß *gülden* genannt, so kann man die beiden vor dem *Messias* und die über den poetischen Stil mit mehrerem Rechte so nennen. Klopstock fand es hierin möglich, dem griechischen und lateinischen Hexa-

*) Th. 1. S. 110—116. — H. [Die Stelle, die Herder nur auszüglich giebt, ist aus einem Fll. unterzeichneten Briefe *Lessing's* (Dessen Werke, Th. IX. S. 89f.). — D.]

**) Th. 2 S. 304 f. — H. [Auch diese am Anfang verkürzte Stelle ist von *Lessing*, der hier die Chiffre G. führt (Dessen Werke, Th. IX. S. 137).—D.]

***) Th. 1. S 108 f. — H. [Aus dem schon angeführten Briefe *Lessing's*, in freier Fassung (Dessen Werke, Th. IX. S. 86). — D.]

meter so nahe zu kommen, daß er größern Werken einen Vorzug gäbe, den wir durch unsre gewöhnlichen Silbenmaße nicht erreichen können. Er fand es möglich, ohne doch der Prosodie der Alten so genau nachkommen zu dürfen als Uz in seinem Gedichte Der Frühling, und ohne ihm die Vorschlagssilbe geben zu müssen, die Kleist in seinem Frühlinge der Welt einführte.

Nirgends ward er so sehr Mode als in der Schweiz; sie sahen ihn vor so vollkommen an, „daß es nichts weiter bedürfe, als ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten Wirkungen des Wohlklangs und des poetischen Ausdrucks zu versichern. — Sie wünschten sich unter einander Glück, daß ebendieselben Genien, die den Muth gehabt, die erhabensten Wahrheiten der irdischen Wissenschaft zum Gegenstande ihres Gesanges zu nehmen und über dieses sich in die Olympischen Sphären, den Wohnplatz höherer Naturen, zu schwingen, uns auch den wahren heroischen Vers, den Hexameter der Griechen und Römer, in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie hervorgebracht haben." *) Ein Gedicht in Hexametern folgte auf das andere. Noah und Jakob und Joseph und Rahel und Abraham und Telemach und Sündfluthen und Fragmente und Hymnen und Briefe, lebendige und todte — keinem Menschen kam es ein, ihn gegen den Hexameter der Alten recht zu prüfen — bis es Der that, der vielleicht selbst die härtesten unter allen geschrieben hatte: Oest, der Verfasser des Siechbettes.

Hier ist der Titel seiner neuen Ausgabe: „Oest's Versuch einer kritischen Prosodie, oder Anmerkungen und Regeln über das Silbenmaß der Alten, vornehmlich Griechen und Lateiner, nebst einer Beurtheilung des neuern deutschen Hexameters und der vermischten feineren Silbengrößen bei einigen unserer jüngern Dichter" (1765). Der Verfasser hat eine größere Kenntniß der deutschen Sprache als alle Beurtheiler der Silbenmaße vor ihm, ein genaues Gefühl der Rhythmik der Alten, eine große Belesenheit und eine Geduld, die nicht Jedermanns Ding ist. Allein bei Allem diesen ist seine kritische Prosodie wüste; Finsterniß auf der Tiefe und Winde, die das Gewässer bewegen. Eine dunkle, affectirte Schreibart, in der die Ideen selbst nicht im gehörigen Licht erscheinen; Weitläuftigkeiten, wo Kürze zugereicht hätte; Unordnung in den Stücken, und Stücke, die kein Ganzes ausmachen. Vielleicht wäre es also besser gewesen, wenn der Herr Pfarrer Johann Peter Müller seines Herrn Oberinspectors Anmerkungen nicht blos herausgegeben, sondern geordnet, gefeilt und erleuchteter herausgegeben hätte.

*) Th. 10. S. 355. — H. [Der Brief ist von Nicolai. — D.]

Ramler, einer der einsichtsvollsten Kunstrichter Deutschlands, dem — und dem fast allein — wir die feinsten Anmerkungen über den Wohlklang deutscher Gedichte zu danken haben, nahm ihn unter sein Feld der Beobachtung, theils im Batteux, theils (wenn ich mich nicht irre) im achtzehnten Theil der Literaturbriefe.*) Und diese haben hin und wieder so davon geurtheilt.

„Haben wir den griechischen oder römischen Hexameter in aller seiner Verschiedenheit und schönsten Harmonie? Leute sollten dies wenigstens nicht behaupten, die die Natur der griechischen und römischen Poesie und auch die Natur der unsrigen kennen wollen. Jene haben ein Silbenmaß, das aufs Genaueste bestimmt und gleichsam ausgerechnet ist, sie haben wenige Silben, die lang und kurz können gebraucht werden, schon der Zusammenstoß zweier Consonanten wird von ihnen gehört und macht eine Silbe lang u. s. w. Wir haben nichts dergleichen; wir richten uns blos nach einer zuweilen ziemlich unbestimmten Aussprache. Fast alle einsilbichten Wörter, deren wir eine sehr große Menge haben, können nach Belieben lang oder kurz gebraucht werden; hiezu kommt, daß wir gezwungen sind, uns anstatt der Spondeen mehrentheils der Trochäen zu bedienen, daß wir sehr wenige Daktylen haben" u. s. w. Blos diese beiden letzten Punkte beweisen, daß ein Vers, wo es einerlei ist – – oder – ◡, entweder – ◡ ◡ oder – ◡ – oder gar – – ◡ zu setzen, unmöglich ebenderselbe Vers der Alten sein kann, in dem jedes Silbenmaß aufs Genaueste beschrieben war.

„Wir können also blos den alten Hexameter auf gewisse Weise nachahmen, und da unsre Tonmessung in vielen Stücken noch gar nicht unter gehörige Regeln gebracht ist, so muß indessen das Ohr hauptsächlich die Richtigkeit des deutschen Hexameters entscheiden. Dieses muß am sichersten bestimmen, ob ein Wort an einem gewissen Orte vortheilhafter lang oder kurz gebraucht werden könne; dieses muß uns lehren, daß man auf einen Trochäen nicht einen Daktylus müsse folgen lassen, dessen erste Silbe lang oder kurz sein kann, weil sonst das Silbenmaß verwirrt wird, und dergleichen mehr; alsdann erfolgt statt der Harmonie eine unausbleibliche Verwirrung, und das Ohr wird weit mißvergnügter als bei einer noch so unharmonischen Prose.

„Folgendes sind also die allgemeinen Regeln des deutschen Hexameters. Die Länge und Kürze muß nach dem Accente, der

*) S. 119—137. — H. [Der Tz. unterschriebene Brief ist von Resewitz. Ramler hatte an den Literaturbriefen gar keinen Antheil. Die frei benutzten Stellen des Briefes beginnen mit: „Wir haben in unserer Sprache" (unten S. 60.) Z. 6); die vorhergehenden Bemerkungen (Zeile 7 ff.) sind aus Ramler's Uebersetzung des Batteux. — D.]

Aussprache gemäß, genau beobachtet werden; die Daktylen müssen insbesondere, so viel möglich, rein sein; keine Endung muß einer andern oder der Mitte des Verses allzu sehr ähnlich sein; kein Hexameter muß auf zweierlei Art können scandirt werden. Der Abschnitt muß, so viel möglich, im dritten Fuß und männlich sein.

„Wir haben in unserer Sprache einen Mangel an Spondeen, und dieser Mangel entzieht dem deutschen Hexameter keinen geringen Grad von dem gesetzten Wohlklange, den die griechischen und lateinischen Hexameter haben. Sollten wir denn also die Spondeen, die uns die Sprache noch giebt, nicht sorgfältig zu Rathe halten? Unsre lange Silben werden ganz genau durch das Zeitmaß der Aussprache bestimmt; und dieses hängt entweder von der Natur der Silbe selbst ab, welche eine merklich längere Zeit zum Aussprechen erfordert, oder von dem Accent, den wir in der Aussprache drauf legen. Müssen wir nun nicht zweisilbige Wörter, deren Silben einerlei Länge des Zeitmaßes haben, als natürliche Spondeen ansehen, dafür wir der Sprache Dank schuldig sind? z. B. Umgang, Schicksal, Unglück, Aufruhr, Freundschaft ꝛc. Diese müssen wir also nie oder doch sehr selten als Trochäen und noch weniger als Daktylen gebrauchen.

„Aus Mangel der Spondeen müssen wir oft Trochäen gebrauchen. Das Ohr verliert etwas dabei, und der Hexameter bekömmt dadurch einen weniger männlichen Klang, wir müssen ihn also durch Trochäen so vollklingend zu machen suchen, als es möglich ist. Die Trochäen müssen sich daher mit einer bestimmt langen Silbe anfangen, daß der Leser niemals verleitet werde, sie jambisch zu lesen; die Daktylen, die wir mit einmischen, müssen sehr rein sein und dem Ohr die doppelte kurze Silbe merklich zu vernehmen geben. Durch diesen geschwindern Fall werden die Trochäen gleichsam contrastirt und gehoben, ihr langsamerer Gang fällt deutlicher ins Gehör und nähert sich dem spondeischen. Wenn man aber Trochäen nach dem Silbenmaß jambisch lesen muß, wenn man eine natürlich lange Silbe bald im Trochäen lang, bald wieder in Daktylen kurz gebraucht findet, so verschwindet dem Leser die Harmonie des Verses . . .

„Man hat es sich auch, wie mich dünkt, zu leichtsinnig angewöhnt, die einsilbigen Wörter als gleichgiltig in der Prosodie zu betrachten. . . . Allein die Aussprache oder der Accent, den der Nachdruck der Rede auf ein einsilbiges Wort legt, bestimmen seine Länge oder Kürze in den meisten Fällen ganz genau; das Ohr wird daher sehr beleidiget, wenn es Silben kurz hören muß, die doch der Nachdruck und die Aussprache lang macht, und so umgekehrt . . . .

Je größern Vorrath nun unsre Sprache an einsilbigen Wörtern hat . . . desto genauer müssen wir in Beobachtung der prosodischen Regeln sein. Hier darf uns die Prosodie der Griechen und Römer, welche überdem auf unsre schwerfälligere und vollsilbige Sprache nicht applicabel ist, gar nicht zur Regel dienen. Die einsilbigen Wörter, die sie in ihrer Sprache als gleichgiltig angesehn haben, mögen wirklich nach ihrer Aussprache ein mittleres Maß gehabt haben . . . oder das Maß aller übrigen Silben war auch so genau bestimmt, daß die wenigen ancipites keinen Mißklang in der Harmonie machen konnten. Dies ist Beides aber nicht bei uns . . . Die Natur unsrer Aussprache scheint auch selbst das Tonmaß zu bestimmen, und vielleicht auf folgende Weise: Alle einsilbige Nomina sind immer lang, die einsilbigen Verba auch; nur ist und hat scheinen davon eine Ausnahme zu machen, die lang und kurz sind; die einsilbigen Nomina mit ihrem Artikel und die Verba mit ihrem Vorwort sind offenbar Jamben, und ein einsilbiges Adjectivum, das kurz gebraucht wird, beleidiget fast allezeit das Ohr. Unter allen übrigen einsilbigen Wörtern, welche Partikeln und Vorwörter sind, giebt's wenige lange; die meisten sind kurz, es sei denn, daß der Nachdruck der Rede einen Accent drauf legt."[1]

Dies sind die grammaticalischen Regeln, die die Literaturbriefe zum Bau des Hexameters gegeben; ich setze eine philologische Bemerkung dazu, ohne mich in die Grammatik einzulassen, die blos aus dem Genie der Sprache die Sache betrachtet.

Fragt man denn: „Können wir Hexameter machen?" Nein! wir haben ja schon gnug! Fragt man: „Können wir welche nach der Prosodie der Alten machen?" Nein! denn das Können hat Uz gezeigt! Sondern ist's unsrer Sprache natürlich, Hexameter zu machen? Und wie weit müssen wir Zwang großen Zwecken aufopfern? Natürlich! Und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

Nach Lowth's Bemerkung ist selbst die hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegentheil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesetzt, als daß sie

[1] Am Schlusse der dritten Sammlung bemerkt Herder: „Bei der Zusammensetzung dieser Stellen fehlt manchmal die Einpassung. Vielleicht war die ganze Einrückung so nöthig nicht." Sie fiel in der zweiten Ausgabe auch weg. — D.

sich dem polymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene und unsere halten beide Extreme; nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig: da die Sprache der Griechen hochtönend war und außer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; ein Unterschied, den wir entbehren, aber für Hexameter nicht entbehren können; denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöht man sich ja wenig zum Daktylus, ohne einsilbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben; wie kann die Sprache aber polymetrisch sein, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die sich selten in Spondeen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Silben zu compensiren weiß?

Zu zerstückt in ihren Formen. Dies zeigen die vielen einsilbigen Wörter und unsere ganze Flexion. Unser ganzer Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was Steifes oder Prosaisches. Woher aber sind sie lang? Weil unsre volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß, und also fallen die grichischen ἄτονα im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Silbe schoben; theils fallen die lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam sein, ihre Bestandtheile kann sie doch schon nicht ändern, und selbst unsre Väter im poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skalden,[1]) sie haben nie auf griechische Art polymetrisch gesungen; höchstens Sapphisch, und das ist noch immer die leichtste griechische Versart für uns.

Hiezu setze man nun noch Versuche! Nicht in Hexametern, sondern in einem freien Silbenmaß, um zu sehen, was für Füße am Meisten in unsrer Sprache liegen! ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und tragische Chöre erblicken werde oder einförmigere Cadenzen. Und ich glaube alsdann tanzt unser Deutsches nicht einmal nach griechischen Silbenmaßen ungebunden, wie viel minder, wenn es in metrischen Fesseln so tanzen muß!

Ramler that dies in einer andern Absicht: er löste die Prose Geßner's und Ebert's in ihre natürlichen Silbenmaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern declamirt werden müssen, um alsdann gewiß mehr als prosaische Harmonie zu ent-

[1]) Herder schrieb nach damaliger Sitte Skaldrer. — D.

decken. Und ich glaube, wenn man dies thut, so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen, es hat es ein Andrer gethan: Klopstock hat „seine poetischen Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben scheinen, die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes Silbenmaß haben".[1] Er hebt am Fest der Souveränität in Dänemark an:

Weht sanft, auf ihren Grüften, Ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!
Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,
Und stammt er auch aus altem Heldenstamme,
Veracht ihn!
Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht entrissen
Und einen König gegeben.

Man setze dies fort: Spondeen, Trochäen und Jamben wird jedes Naturgenie antreffen, Daktylen — wird es nur in Participien und wenig andern Wörtern finden, und zu den übrigen vielsilbigen Tritten sind unsre einsilbigen Wörter wirklich zu unbestimmt und prosaisch.

15.

Doch gnug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich sein müssen; um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Silbenmaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu sein mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm

[1] Worte Lessing's in den „Literaturbriefen", Th. 3. S. 99 (Lessing's Werke, Th. IX. S. 195 f.). — D.

wissen, und mit dem Silbenmaß der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der deutschen Sprache, oft sehr wohl und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie*) genannt werden könnte, „in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten könnte", statt daß ihn die Literaturbriefe eine künstliche Prose nannten.[1] Ich überließ mich meinen Gedanken und glaubte endlich, daß dies Silbenmaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an!

Erstens. Hätten wir einen dithyrambischen Dichter, der, wirklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken und begeistert tönen würde — natürlich wäre kein gefesseltes Silbenmaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken, die, mit Pindar zu reden,[2] blos für die Mitverständigen klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen.

Zweitens. Die hohen Oden des Affects werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen oder donnern oder seufzen und weinen. Dies Silbenmaß kann nach jener scythischen Zeichensprache[3] zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Silbenmaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaß der Grenzstein eines Paragraphen sein sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affect singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie!

Drittens. Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Silbenmaß nicht ertragen, ohne daß sie oder das Silbenmaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft der Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm gnug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger als den Perioden der Ode

*) Th. 3. S. 103. — H. [Aus dem angeführten Briefe Lessing's (Dessen Werke, Th. IX. S. 198). — D.]

1) Lessing a. a. O. — D.
2) Ol. II. 149—154. — D.
3) Herod., IV. 131. 132. — D.

trifft, würde in diesem Silbenmaße ihre ganze Phantasie ausschütten und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben.[1]) Will man also Klopstock's poetische Stücke von dieser Art auch nicht Oden nennen, am Namen liegt nichts, so lasset es lyrische Gemälde sein, zu denen die Griechen den Namen εἶδος hatten.

Ferner. Auf dem Orchester kann die musicalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musicus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat, wo der prosaische Wohlklang entweder von dem musicalischen verschlungen wird oder wol gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu sein aufhört". [2]) In den Arien, wo ein Silbenmaß sein muß, könnten die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner musicalischen Idylle Der Mai, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Silbenmaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affect erheben und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil[3]) auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Silbenmaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich gnug zu errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich, oder Du oder Nein! u. s. w., das alsdann so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Silbenmaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster der Declamation sein. Lies eine hinkende deutsche Alcäische Ode; declamire sie gut; verbirg ihre Fehler; laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen oder zerschmelzen, Du wirst

---

[1]) Vgl. Mendelssohn's Urtheil über sie in den „Literaturbriefen", Th. 17. S. 173 ff. — D.

[2]) Lessing in den „Literaturbriefen", Th. 3. S. 103 f. (Lessing's Werke, Th. IX. S. 198). — D.

[3]) Aen., II. 417. — D.

einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen, sein Affect wird die Sprache auflösen; er wird einen Tact halten, der Dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Acteurs Noten und Ton mitzugeben.

Wie wäre es nun, wenn dies Silbenmaß in den Oden die griechischen Verse und in der Affectsprache die poetische Prose etwas einschränkte? wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? wenn ein deutscher Shakespeare — oder wenigstens, wenn man den englischen Shakespeare in dieser Tracht bei uns einführte, den wir jetzt, ohngeachtet der Uebersetzung, noch so wenig kennen, wenn Ebert den poetischen Perioden des Young's mit allem seinem Colorit in dies Silbenmaß übertrüge? Der Kunstrichter schreibt vor; Genies, Ihr müßt die Regeln durch Euer Exempel giltig machen!

16.

In dem Barbarischen unsrer Sprache, in den Inversionen, in den Silbenmaßen haben wir nichts von den Franzosen zu lernen; wir sind vor ihnen voraus; worin denn? in ihrer muntern Prose und in ihren kritischen Bemerkungen über die Sprache.

Unsre witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich und bis zum Gähnen deutlich zu sein. Weil unser Publicum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es blos einen Flecken sahe, wo Andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten, so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken; was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dürfen; was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publicum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen ward das Publicum angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der aber blos Arbeiten liebte und lobte und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machten. Nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus

der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, phlegmatisches Gehirn; dies hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst Du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten sein, entmanne Deinen Stil, wie jener Origenes sich selbst um des Himmelreichs willen, alsdann wirst Du Allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen Deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O, wenn man die Stöße von deutschen Monats- und Wochen-, von Lehr- und Trost- und Erbauungs- und lustreichen Schriften sieht, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden, muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, o quantum est in rebus inane!
Hic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus,
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid,
Eliquat, et tenero supplantat verba palato
Assensere viri. — Ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.[1])

Daher trägt ein „Christ am Sonntage" und so viel Bände Andachten und Erholungen und Zerstreuungen und Briefe und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon; sie schreiben für die Langeweile des Publicums; ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius,[2]) Rosen und Violen wachsen. Ich führe Keine namentlich an; ich müßte Aerzte und Aufseher und Greise rc. auch nennen, und vor diesen Ständen habe ich alle gehörige und mögliche Ehrfurcht.

Könnte unser Publicum in solchen Schriften denn nicht wenigstens französisch ausgebildet werden? Uns fehlen freilich witzige Aebte, Damen, die den Ton angeben, Modeschönheiten, denen man zu Gefallen, wie Cartesius seine Wirbel, Einfälle erfinden kann! Aber das Alles könnte man entbehren oder sich anschaffen, wenn man nur wollte; aber —

Wo bliebe alsdann die deutsche Gründlichkeit? Ja, das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen als Erregerin des Volks erschien:

[1]) Pers., I. 1. 32—36. 30. 31. — D.
[2]) I. 38. 39. 42. — D.

– – γλαυκῶπις Ἀθήνη
Ἡ σείουσα λαόν.[1] –

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sueviens und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In „religiösen Gesprächen", vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind, in „spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesetzgebung" darf sich der Verfasser freilich nur Denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht wollten; hier liegt's nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern am prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythonisse in einer heiligen Rauchwolke; die Haare sträuben sich; der Mund murmelt Worte, nur Denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico demurmurat ore.[2]

Indessen wir armen, ungeweihten Leser denken als λογωδεούμενοι[3] über diese Dunkelheit Folgendes:

Entweder es ist ein eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam, um ein Elennthier zu werden, und Mancher ein Hyp-Hypochondrist ist, um ein Philosoph zu sein. Diesem Herrn rufen wir doch endlich zu:

„Ich wußt' es wohl, daß es ein . . . war".

Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen, und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst. Die kann man meistens, Zehn gegen Eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.[4]

Alles dies entspringt alsdann aus einer Quelle; man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Chaos des Ovid's, noch die Elemente der Ideen in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu

[1] Athene heißt bei Homer λαοσσόος, und Here braucht von sich λαὸν ἀγείρειν (Il., IV. 28). [Herder hatte wol λαὸν ἀγείρουσα geschrieben.] — D.
[2] Ovid., Met., XIV. 57. 58. Statt Pythonisse (Z. 11) hat Herder Pythisse. — D.
[3] So bei Herder. Sollte es λογοδεόμενοι oder λόγου δεόμενοι heißen? — D.
[4] Hor., Ars Poet., 40. 41. — D.

verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht; der Kunstrichter versuche die geduldige Cur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. Einem Alten ist nun freilich der Staar schwerer zu stechen.[1])

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich; man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu sein, bemerken. So lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag; so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will. So trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Kathedersprache zu entwöhnen; er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sitzt; er geselle die deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur französischen Freiheit: dann wird er mehr sein als ein französischer Abbé, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber, kurz, mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende oder heilige oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse deutsche Bescheidenheit, die kurz sein, die nicht beleidigen, die durch Mienen, nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit sein soll; und hier ist's also nöthig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen und unsere Staatsverfassung in der Literatur so unabhängig und republikanisch zu machen als möglich.[2]) Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cuper's*) Briefen, ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre gnug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttin, die Du die Schutzgöttin Deutschlandes sein solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono![3])

*) Th. 4. S. 362 f. — H. [Der G. unterzeichnete Brief ist von Lessing. — D.]

---

[1]) „Ich würde wider mich selbst handeln, wenn ich Alles S. 68 f. [von den Worten „Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens" an] auf den einen Autor meinte; blos eine ausgelassne Stelle macht Alles schielend. Je mehr ich indessen die „religiösen Gespräche" ihres Inhalts wegen schätze, desto mehr ist mir der Vortrag zuwider; ich eifre wider das Kleid aus Liebe gegen die Schöne, die es verunziert." Zusatz am Ende der dritten Sammlung. — D.

[2]) Am Schlusse der dritten Sammlung heißt es: „Man nehme den Herzensseufzer auf dieser Seite als Entschuldigung gegen die Dunkelheit in meinen Fragmenten an." — D.

[3]) Prop. III. 23. 19. 20. Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 194, Anm.*. — D.

Wir wollen die französische Munterkeit und Freiheit in unsere Abhandlungen einführen und mit dem deutschen Nachdruck begleiten. Der Vorredner des Journal étranger schrieb unter Andern der französischen Sprache einen größern Vorrath von Ausdrücken für das Lächerliche zu;*) er glaubte, die deutsche Sprache hätte daran Mangel; der Kunstrichter leugnet es, auch ich, und Jenem gebe ich doch den Vorzug der französischen Sprache zu, weil ich es selbst erfahren. Ich habe seit einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten gewandt und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht als wir und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Man gehe auch nur das Verzeichniß durch, was Girard und Mauvillon von Wörtern dieser Art gesammelt, so wird man dem Arnaud[1]) Recht geben. Und überhaupt hat unsere Sprache durch Uebersetzungen von der französischen Prose des Umganges seit einigen Jahren schon merklich viel gewonnen.

17.

Aber englische Uebersetzungen haben ihnen das Gleichgewicht gehalten, und auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die britische Seite neigt und wir durch die englische Stärke die französische Leichtigkeit nahrhaft machen. Da die ersten Uebersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, poetische Prose enthalten mußten, so ward dadurch wider Willen der Uebersetzer jener holprichte prosaisch-poetische Stil eingeführt, der unsrer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reiter mit schweren Kürassen und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner zu Pferde und Fuß streitbar.

Great on the Bench, great in the Saddle
That cou'd as well bind o'er as swaddle,
So some Rats, of amphibious Nature,
Are either for the Land or Water.

*) Th. 16. S. 8. — H. [Der betreffende „Kunstrichter" ist Nicolai. — D.]

---

[1]) Dem Herausgeber des „Journal étranger". — D.

Und dann die französirenden leichten Völker, die in kritischen Briefen und Arzneien und Possen mit französischen Modeausdrücken um sich warfen und als Schmetterlinge umherschwärmten.

Wann wird unser Publicum aufhören, dieses dreiköpfichte apokalyptische Thier,[1]) schlecht Griechisch, Französisch und Britisch auf einmal zu sein? Wann wird man den Platz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes und philosophische Poesie zu schreiben? Oder vorher frage man, wann wird man aufhören, die besten englischen Schriftsteller durch Uebersetzungen zu verunstalten und Prior, Milton, Young in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen? ein Silbenmaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben. Wie lange wird man Popen in wässerichter Prose und Shakespeare im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Briten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! ein deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die deutsche Sprache wage, was Jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammeln ist ja Euer Theil, und wir stehen den Briten auch in unserm Eigenthume nach? Wird es bald sein, daß Ihr Eure Sprache durch Untersuchungen, Ihr Weltweisen, durch Sammlung und Kritik, Ihr Philologen, durch Meisterstücke, Ihr Genies, zu derjenigen macht, die nach dem Plinius „alten Sachen Neuheit, neuen das Ansehen des Alterthums, verrosteten Glanz, dunkeln Licht, widerlichen Reiz, zweifelhaften Glaubwürdigkeit, allen aber Natur"[2]) verschaffen kann? Werden die Deutschen bald aufhören, durch ihre langweilige Prose gegen die Franzosen solche gute Alte vorzustellen als Terenzens Chremes gegen seinen Davus? Werden auch bei ihren britischen Schrifstellern bald die Fehler wegfallen, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath von Bildern aus Mangel der Oekonomie in dem Perioden in Verwirrung geräth, so wie Verschwendung nicht den wirklichen, sondern scheinbaren Reichthum begleitet? Werden die besten deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette bald die drei Grazien als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne und die bezaubernde Aglaja? Lasset

[1]) Das siebenhäuptige Thier der Apokalypse (13, 1) besteht aus Theilen dreier verschiedener Thiere. — D.

[2]) Die Stelle finden wir weder bei Plinius noch bei einem Andern der Alten. Dem Ausdrucke „zweifelhaften Glaubwürdigkeit" entspricht bei Quintilian „dubiis fidem faciat". — D.

uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Grazien geopfert haben und die Ehre unsrer deutschen Literatur sind!

18.[1])

1. Winckelmann,*) der Ruhm der Deutschen selbst unter dem Römischen Himmel, den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Klio, hat lassen geboren werden, um, wie Jener, der auf dem Cithäron gefunden wurde,[2]) die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder antiken Schönheit in seine Seele gesammelt; wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern sein Auge und seinen Geist gebildet; wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf und mit einem glücklichen Phlegma vollendete; wie er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einschränken. So wie die attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren, so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: „Dem Vaterlande geweihet". Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke; wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern[3]) die Flügel hoher Ideen gebe: so steht ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winckelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage, natürlich in der Ausführung und erhaben in den Schilderungen, sind sie Werke, der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn**) hat der Göttin der Gemälde einen Altar

*) Literaturbriefe, Th. 12 und 16. — H. [Beurtheilungen seiner „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" und des „Sendschreibens von den Herculanischen Entdeckungen". — D.]

**) Th. 23. S. 3 ff. — H. [Beurtheilung seiner „Betrachtungen über die Malerei" (1762). — D.]

---

[1]) Hierzu giebt Herder am Ende der dritten Sammlung den Zusatz: „Ich würde meinen classischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen, Abbt im Stil als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Grenzen der Literatur reißen und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen S. 219 suchen." Diese Anmerkung ging in die zweite Ausgabe über. — D.

[2]) Oedipus. — D.

[3]) Plato. — D

von weißem Marmor errichtet und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt. Das ganze Werk zeigt vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters und die feinste Kritik des Costüme; das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach eine ächte mosaische Arbeit. Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verräth viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack und in den Malerakademien nach dem Ueblichen, aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der schönen Natur; daher seine philosophischen Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyklopädie der Malerei, desto angenehmer aber einem Leser, der ebenso sehr Werkmann sein will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und weltübliche Anspielungen verstehen und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nüance hofmäßig bemerken kann. Cäsar trug beständig das Bild der Venus bei sich, deren Sohn, ein zweiter Aeneas, er sein wollte; sie war nach römischem Geschmack bewaffnet; aber die griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt und mit den Zierrathen ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit sein, bei der man von dem schönen Gewande auf das darunter Verhüllte und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides über sein Kunststück urtheilen: „Führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke und nackt sage!"[1]) Indessen wer kann so genau die Grenze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit einem kleinen schönen Eigensinn paarte und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile wie ein Deutscher! Ihr Deutsche, haltet ein Werk werth, an dem der Franzose blos etwas vom Geschmack, der Brite vom Fleiß und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann; das Uebrige ist Euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein deutscher Browne!

3. Moser*) kennt das Schrot und Korn der deutschen Sprache,

*) Th. 5. 11. 18. 20. — H. [Sie beziehen sich auf „Der Herr und der Diener", die „Beherzigungen", seine „Gesammelten Schriften," seine „Geistlichen Gedichte" und „Daniel in der Löwengrube". — D.]

[1]) Sonderbare Anspielung auf Lucian, Herod., 4. Heyne vermuthete πρόξενος, das aber die von ihm angenommene Bedeutung „Cicerone" nicht hat. — D.

der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit und gesunden Vernunft unserer Väter, und er kann mit mehrerem Rechte unser deutscher Browne sein als Iselin[1]) mit seinen Platonischen Träumen und Wegelin[2]) mit seiner hypochondrischen Fülle von Tugend in der Schweiz. Wie Parrhasius dort[3]) den Geist der Athenienser malte, „der veränderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich und gnädig, ruhmräthig, erhaben und niedrig, wild und feige und Alles zugleich war", so kann Moser den Geist der Deutschen malen, wie er war und sein sollte. Alsdann aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensetzung kein ungesunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb französisch und halb britisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich und wahr in der Erfindung, voll Bedeutung in der Zusammensetzung, männlich in der Zeichnung und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämmtlich und sonders bedauern, daß Moses keinen Aaron hat, daß der Minister zu sichtbar dictire, der Weltweise nicht Zeit gnug zu verdauen und der Schriftsteller nicht Muße gnug selbst zu schreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße, seine zerstreuten Gedanken zu verbinden und die wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle, gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen; ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode sein könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, und ihn endlich davon abbrächte, ein Prediger in der Wüste zu sein, wie Jener, der nur ein Vorbote von Dem war, der kommen sollte und ganz anders als sein Vorläufer sein mußte! Sollte es nicht mit zur deutschen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter sein kann, fremde, wohlgebildete, aber ausgestoßene Kinder aufnähme und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dies!

4. Jetzt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbt's Schriften*) sind für die Deutschen Original; der gute ge-

*) Th. II. S. 39—58. — H. [Mendelssohn's Beurtheilung seiner Schrift „Vom Tode für das Vaterland". — D.]

[1]) Iselin gab 1759 „Philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes" heraus. — D.

[2]) Ueber Wegelin vgl. Herder's Werke, XIII. S. 281 f. — D.

[3]) In seinem Bilde des Demos. Plin., Natur. Hist., XXXV. 36. 5. — D.

sunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrscht, ist das Erbstück unsrer Nation; die analytische Auflösung der Begriffe ist die beste Methode deutscher Philosophie; die Laune seiner Schreibart, die statt der französischen Charaktere und der britischen erdachten Beispiele durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und seine Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch in eine Person und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdann hört man und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannst Du aber, lieber Leser, nichts als lesen, nicht die Lücken, die Dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen, nicht weiter denken, wo Dir Aussichten eröffnet werden: so wirst Du inne werden, was vielleicht eben der Verfasser sagt: [1] „Dem Sprechenden helfen seine Geberden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, da hingegen Alles dieses in einem Buche wegfällt."*) Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche, so bemerke ich freilich an dem Letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte, aber einen gewissen französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt, als er liefern könnte.

5. Jetzt ein Schriftsteller, nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding.**) So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen, so grenzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand; sein gesetzter Stil nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Stil scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdann ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dies geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser

*) Da Abbt in seiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt, so führe ich einen andern französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an: Traité du mérite par Mons. l'Abbé de Vassez, 1703 und die zweite Ausgabe 1704, der aber über das Verdienst sehr französirt zu haben scheint, da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwatzen weiß, etwas, was Abbt S. 284—287 in seiner Blöße darstellt. Magere Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu sein, das ich nur aus Recensionen kenne. — H.

**) Th. 18. S. 3—24. — H. [Die Tz. unterzeichnete Beurtheilung seiner Schrift „Die Bestimmung des Menschen" ist von Resewitz. — D.]

[1]) Th. 17. S. 186. Der mehrfach von Herder angeführte Brief ist von Abbt. — D.

bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt, er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt, und die in den Materien, worin er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Vielleicht gelingt es Spalding, gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei hält, der den jüdischen und gelehrten griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philosophischen Katheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das ebenso wenig Deismus und Freigeisterei als nachgebetete Formel ist. Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten und beredten Theologen vergleiche; es ist kein Andrer als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes als erbauliche Abhandlungen ansehe, so verbinden sie philosophische Genauigkeit, deutschen Nachdruck und griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Theilen; zu lesen sind sie vielleicht die besten deutschen Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen und keine blendenden Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie dieser deutsche Chrysostom in seinem Patmos sich so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf eine so mystische Art zu schreiben.

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu! [1])

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften.*) Ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt; er denkt da, wo Andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden; er hat unter den Deutschen die Kritik der schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies; und —

*) Th. 23. S. 59 ff. — H. [Vgl. oben S. 55. — D.]

[1]) Virg., Aen., I. 439. — D.

Ich fühle es doch bei seinen philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „Ich bekenne es, daß sich zu blos speculativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt als der strenge systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu kehren.“ Man hat ihm hierüber als über ein Compliment Gegencomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem systematischen Vortrage mehr als eine äußere mathematische Lehrart versteht, so wird Jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe und Gespräche, die Episoden in den Briefen und die fremden Eingänge in den Gesprächen — scheint mir ein Putz, den die philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab; sie müssen sich von den Spaziergängen nachher wieder zurückfinden, und wer blos wegen dieser Einkleidungen liest — für den hat Moses nicht geschrieben; eine Braut blos wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; er zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen und die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu sein — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhandlungen im zweiten Theil der Philosophischen Schriften; einige Literaturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Lessing'schen Abhandlungen.

7. Lessing —*) leider, daß ich von ihm kein einziges ausgearbeitetes prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publicum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie, in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „So viel that er! Nachwelt, schließe draus, was er thun konnte!“**)

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Literatur die letzten Jahre her erhalten, unter denen ich die Möser'-

*) Th. 4. S. 327—348 und Th. 16. S. 51 f. — H. [Ueber Lessing's „Fabeln“ und „Miß Sara Sampson“. Die erste Anzeige war von Lessing selbst, die andere Erwähnung von Nicolai. — D.]

**) Nach der Zeit, da ich dies geschrieben, ist sein Laokoon erschienen, von dem ich zur andern Zeit reden werde. — H.

schen*) Schriftchen: Harlekin oder vom Groteske-Komischen, sein Brief an den savoyischen Vicar u. s. w. nenne. Es ist übrigens zu beklagen, daß man einige der besten deutschen Poeten nicht sonderlich im prosaischen Stil loben will, wie ich dies bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsre Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Literaturbriefe mit Winckelmann eine Aehnlichkeit hatte und nach dem letzten Richterspruche sein Antipode geworden; der erst ein Heiligthum unsrer Zeit (ἀνάθημα) war und nachher zum Zeichen des Schreckens (ἀνάθεμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten;**) wer ihn nicht als Gestirn betrachten will in unserer Literatur, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene,

Gelesen. Und allerdings sehr viel, sehr weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen oder weissagen (die beiden Verrichtungen seiner Schriften), wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythonisse, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammengeflossen, so wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut. Indessen würde oft freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, Vieles enträthseln, aber auch verrathen; und da ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, so bin ich nicht in der Lage, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

*) Th. 23. S. 14 und Th. 12. S. 331—356. — H. [Die letztere, Bf. unterzeichnete Anzeige war von Abbt und Nicolai. — D.]

**) Th. 6. S. 385—400 und Th. 15. S. 172—188. — H. [Beurtheilungen von Hamann's „Sokratischen Denkwürdigkeiten" und seinen „Kreuzzügen eines Philologen". Beide, die erstere D., die andere Z. unterzeichnet, sind von Mendelssohn. — D.]

Beobachtet. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt; hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogne Stellungen und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Leser, der Du diese hingeworfnen Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst, Du hast sie erfunden!

Gedacht. Wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme haßt, so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden. Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln; seine Fehler sind sogar bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten bei ihm regelmäßig. Vielleicht hat ihn also der ehrliche Fulbert Culmius[1]) umsonst zum Schüler der Baumgarten'schen Aesthetik zu machen gesucht, und vielleicht hätte ihn der 254ste Literaturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dürfen. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewissen Sokratischen Unwissenheit ähnlich sein mögen, wie er sie beschreibt. Eine Zunge kann stammeln, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. Barocci malte grünes Fleisch und Guercino ein trauriges Colorit; von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler Euthykrates sagt: austero maluit genere, quam jucundo placere.[2])

Seine Nahrung von ferne gebracht. Oft, woher und wo es Niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr Swift leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand im Monde, da findet ein Anderer Ritter und Riesen:

„Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand,
Da lagen denn die kleinen Leichen" u. s. w.
S. Gedichte von Karschin.

---

[1]) „Fulberti Culmii Antwort an Abälardum Virbium". Erwiderung (Mendelssohn's) auf Hamann's anonym erschienene Bogen „Abälardi Virbii Beilage zum zehnten Theil der Briefe, die neueste Literatur betreffend". Beide Schriften wurden in den „Literaturbriefen", Th. XII. S. 191—220 abgedruckt. — D.

[2]) Plin., Nat. Hist., XXXIV. 19. 7. — D.

Hätte unser jetzo abenteuerlicher Sokrat eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad, sie auszubilden, vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis pejor progenies, ein System errichtete in der Philologie und Aesthetik, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

Beschluß, über das Ideal der Sprache.*)

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als man sie wünschet, so muß man aus den vorräthigen zu machen suchen, was sich daraus machen läßt. — Leibnizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekommen; wie könnten wir uns der deutschen z. E. noch am Bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürfte allenfalls eine andre als Vorläuferin haben, welche unter denen in Europa recht bekannt gewordenen Sprachen der Idealvollkommenheit einer Sprache, die Worte braucht, am Nächsten kommt . . . Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens einigermaßen kennen lernen."

Wir wollen zu diesen angegebenen Stücken von Idealvollkommenheit einige Anwendungen auf die deutsche Sprache dazusetzen, erinnern unsern Leser aber zurück an den Unterschied, den wir zwischen Idealschönheit, mittlern Bequemlichkeit und wirklichen Vollkommenheit gemacht, und den der Verfasser dieses Briefes hie und da verfehlt hat.

„Man kann die Sprache unter zweien Augpunkten ansehen, insoferne sie einmal unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellet, hernach insoferne sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt. Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang, auch das Bilderreiche einer Sprache ab." Der Reichthum kann sein in Namen der Sachen oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder bilderreich, der zweite abstract oder gedankenreich; und den Unterschied von beiden hat das siebente Fragment zu zeigen ge-

*) Th. 17. S. 180—188. — H. [Der B. unterzeichnete Brief ist von Abbt. — D.

sucht. Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden; eine Anwendung auf unsre Sprache hat das elfte und vierzehnte Fragment versucht.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn sie aufhört, Landessprache zu sein, verlöschen." Nicht blos mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersetzt werden. So lange sich eine Sprache bildet als Sprache der Nothwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke. Wenn die Sprache noch nicht Bücher-, aber Liedersprache ist, so hat sie Reichthum an Bildern und den höchsten Wohlklang. Wird sie Sprache des sittlichen Volks, so bekommt sie mehr Reichthum an politischen Ausdrücken; allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich. Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen, allein der poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß; die malenden klingenden Beiwörter verlieren sich. Als philosophische Sprache wird sie bestimmt, aber arm, verliert Synonymen, und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am Vollkommensten, ehe sie, und philosophisch am Vollkommensten, wenn sie blos geschrieben wird, am Brauchbarsten und Bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Die Anwendung auf die deutsche Sprache macht das dritte bis fünfte und achte Fragment.

„Es ist doch unstreitig, daß außer den fünf Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hätten angebracht werden können; so wie die vorgehende und nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu solchen Lauten noch weit mannichfaltiger einzurichten wäre." Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir wirklich mehr Selbstlauter als fünfe, weil diese fünfe mit verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedrückt werden. Daß wir nun nicht für diese Zwischenlaute neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben, ist eine große Unvollkommenheit unsrer Orthographie, die unter allen mir bekannten europäischen Sprachen die letzte und für einen Lehrling die schwerste sein dürfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zehen, Zähn', zähe u. s. w. als Fremdling bestimmt finden? Was wir bei i zu viel an Zeichen haben, ist bei a und e zu wenig. Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsre Sprache kurzsilbig und eintönig ist? Der lächerliche Fehler mit Gés-pen-stern statt Gespénstern; mit vérg-lich

statt ver=glich; mit Enter=béter statt Ent=érbeter, ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebornen Deutschen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. B. unterhálten (entretenir) und únterhalten (supposer), übersétzen (vertere) und úebersetzen (trajicere), Uebersétzer (translateur) und Uébersetzer (Bootsknecht) sind ja himmelweit verschieden. Zu dem hebräischen Schin fehlt uns gar das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher Ges=chmack lesen werde. Der Mangel an punctis diaereticis macht auch insonderheit fremde Namen verwirrt; und überhaupt kann man den Mangel unsrer Zeichenschrift am Besten aus Reise= und Erdbeschreibungen sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen. Soll unser Hexameter aussteblich werden, so muß er Accente haben, und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird, wahre Hexameter zu machen, wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am Wenigsten braucht. Sollte unsre Sprache sterben, Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen! Um sie auszubilden, stelle man sie sich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es hauptsächlich auf zween Artikel an: 1) ob man sie durch bloße Abänderung des Ausdruckes für eine jede Idee oder durch Zwischensetzung kleiner Worte oder durch die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drei Fälle sind, glaube ich, nur möglich." Der erste Fall ist der einfachste und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Charakter sehr sichtbar, gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am Ueblichsten, bei der deutschen Sprache sehr gebräuchlich und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobenen kleinen Worte nicht Accent gnug haben und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen auch nicht ganz ohne Accent sind, so entsteht daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig fällt. Der dritte Fall ist der philosophisch vollkommene; und wenn Leibnizens allgemeine Sprache ja möglich wäre, so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhinge.

„2) Was für Gesetze man zur Folge einer gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung stehen, annehmen wolle. . . . Hier ist das Hauptgesetz, man lasse sie in der Ordnung folgen, die der

Faßlichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zwecke des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des Redenden in tausend Fällen nur einerlei sein; also wird es eine gewisse allgemeine Constructionsordnung geben . . .; hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste, welche räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zwecke wenden zu können. Ein geringes Nachdenken überzeugt uns, daß wir in unsern jetzigen Sprachen eine Menge besondrer Zwecke gar nicht durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Sprache!" Ueber diesen philosophischen Artikel kann das elfte bis dreizehnte Fragment ein Commentar sein, der unsern Nachtheil nach der griechischen und lateinischen, aber Vortheil vor der französischen Sprache zeigt.

„Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden." Diese Zweideutigkeit ist am Ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige Casus, z. B. den Nominativ und Accusativ, gleich haben, die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flectiren, und bei denen die Constructionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äußert sich bei der französischen, die zweite bei dem schleppenden Perioden der deutschen und die dritte bei den elenden lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache der Schriftsteller ausbilden; denn dem Sprechenden helfen seine Geberden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen, da hingegen Alles dieses im Buche wegfällt." Eine Sprache hat also ganz andere Gesetze und Freiheiten, wenn ein Volk sie stammelt, singt, spricht, schreibt, und nicht mehr spricht, sondern allein schreibt. Und hierauf gründet sich mein Fragment von den Zeitaltern und den Grenzen der Nachahmung alter Sprachen. (Fragment 2 und 8.) Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnson's dazu: „Es giebt Worte, deren Sinn allzu fein ist, als daß man ihn mit Worten sollte fassen und in eine Umschreibung bringen können. Das sind diejenigen Worte, welche die Sprachlehrer particulas expletivas oder ausfüllende Wörter nennen. In todten Sprachen übersieht man sie als leere Töne, als Töne, die zu anders nichts dienen, als einen Vers auszufüllen

oder einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird man bald inne, daß dergleichen Wörter mehr als ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben haben, ob man gleich ihren Nachdruck mit andern Worten nicht ausdrücken kann." Dies wird Jedem bei dem Lesen Homer's unzähligemal beifallen, wenige Füllwörter, aber desto öfter und kräftiger; die spätern Dichter mehr, die spätern Prosaisten noch mehr, und Plutarch's Stil kommt mir in Betracht dessen gegen Herodot vor als eine Kanzleischrift voll alldieweil, sintemalen und anerwogen gegen die fließende gemeine Sprache. Wie unrecht denken Die also, die orientalisch zu schreiben glauben, wenn sie das und vor jeden Perioden und jedes Glied desselben setzen und unausstehlich im Deutschen werden, ohne den Schatten des Morgenlandes zu gewinnen.

„Durch was für Künste haben es die Franzosen dahin gebracht, daß man ihre Sprache die Sprache der Vernunft genennet?" Ich glaube, drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch sein möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Constructionsordnung sehr bestimmt ist, so kommt man minder in die Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens. In den mittlern Zeiten hat man an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere Sprachen erhalten haben; zu einer Zeit, da Deutschland noch barbarisch oder lateinisch schrieb, feilte man schon sehr die französische Sprache, weil die Franzosen immer lieber für ein Publicum und schönes Publicum schrieben, wenn der Deutsche für Studirstuben und Katheder schrieb. So wie schon die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathhaus gehabt haben, so ist das schöne Geschlecht auch immer der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises geblieben; man sah die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an und gab sich also die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentlichen Anstalten gedenken sollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich blos dazusetzen, daß die französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dies Lob erbeutet hätte: zur Musik elend; wässerig, nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunst eine hohe Stufe erreicht. Prémontval*) urtheilt nicht unbillig: „Soll

*) *Prémontval*, *Préservatif contre la corruption*, P. I. — H. [Die „Literaturbriefe" hatten Th. 7. S. 150—162 eine Re. unterzeichnete Anzeige dieser merkwürdigen Schrift von Nicolai gebracht. — D.]

ich bei ihrem großen Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden, so würde ich ihn in einer gewissen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften suchen. Nicht so sanft als die italienische, nicht so majestätisch als die spanische, weniger zusammengedrängt als die englische, an Nachdruck weit unter der deutschen, an Reichthum, an Ueberfluß fast unter jeder Sprache Europens, hat sie doch bei ihrer Armuth Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit gnug, um ein sehr schätzbares Werkzeug der menschlichen Gedanken zu sein. Insonderheit legt die Klarheit und Politesse, die sie charakterisiren, ihr großen Werth bei." So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die französische Sprache für der deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaßen könnte.

„Stellt eine philosophische Materie, die ohngefähr mit gleicher Genauigkeit in zween Sprachen vorgetragen worden, in der einen sich klärer, netter und überzeugender dar als in der andern?" Ja! und Exempel bestätigen dies allerdings. Eine tiefe philosophische Materie kann sich in der alten reinen, lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so überzeugend ausdrücken als in einer gewissen neuern lateinischen Sprache, die eben deswegen noch nicht barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des Philosophen Baumgarten herrscht ein gewisser ächter römischer Geist; seine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Weltweisheit zu wachsen scheinen und nicht über dieselbe gestreut sind; eine so nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint; kurz, eine Sprache, die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leser klärer sein kann. Ich habe mich gezwungen, mir diesen Eigensinn auszureden, weil Andre sie eben für barbarisch, oft spielend und dunkel hielten; ich fing an, sie in das fließende Latein der Schriften des Cicero zu übersetzen, zu umschreiben, zu verschönern, und der Geist der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Uebersetzung in eine andere Sprache, und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Charakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller, der sich in diese Fugen zu schicken weiß.[1] „Daß also einige Dinge in der einen Sprache sich besser ausdrücken lassen als in der andern, kann einestheils von der Subtilität der Ge-

[1]) Den folgenden Satz hat Herder frei gewendet. — D.

danken herkommen, zweitens, daß man an ihre trockne Bezeichnung bei dem einen Volk mehr gewöhnt ist als bei dem andern.“ Theils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrenrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Uebersetzer ihm nachfolgen kann und darf, weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, theils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern gewisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen.

Materien der Weltweisheit theilen sich am Leichtsten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht, erreichen läßt. Daß man an die neuere lateinische Sprache hierin so viel Werth geknüpft, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemt und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden, ist zwar durch eine langwierige Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden und eher nützlich als schädlich. Man glaubt mit gewissen geerbten Worten Schätze zu besitzen und hat Hülsen statt des Kerns. Man machte z. B. einem neuern Gottesgelehrten den Einwurf, daß, wenn er seine Dogmatik lateinisch geschrieben, viele Heterodoxien weggefallen wären; ich gebe es zu, beklage aber eine Orthodoxie, die so sehr von einer Sprache abhängt, daß sie in derselben wie in ihrem Hause mächtig ist. Ich betrachte hier die Sache blos aus dem Gesichtspunkt der Philosophie, zu der doch auch unsre Sprache vorzüglich sich gebildet hat.

„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den Zeiten angeben, wenig ohne Hilfswörter thun, nicht leicht einen Modus für den andern setzen kann, ist nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie z. E. die deutsche. — Wir haben gar keinen Begriff von allen temporibus der griechischen Sprache. Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Unterschiede der beiden temporum praeteritorum des Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächerliche Mißverständnisse entstehen.“ Indessen ist diese Ungemächlichkeit nicht ohne Hilfe und unbeträchtlich sogar. Sie ist nur in einzelnen Theilen des Perioden; in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem Franzosen viele Vortheile, und wenn einige große Männer bei uns die historische Periode in Gang bringen und selbst als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man statt der Auszüge es unternehmen wird, einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit allem

Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so leicht Muster im historischen Stil bekommen, als sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsre Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der französischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersetzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zusammensetzung der Worte, Bildung der Redarten, Alles Schönheit giebt.

Aus Allediesem folgt, daß unsre Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dies und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen sein, wozu den Kritikern gemeiniglich das schönste Latein gedient); daß sie von der griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der lateinischen die Nettigkeit des mittlern Stils, von der englischen die kurze Fülle, von der französischen die muntere Lebhaftigkeit und von der italienischen ein sanftes Malerische lernen könne. Allein man sieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discours.

Von dem Ursprunge und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheint. Prüfung der Literaturbriefe hiernach.

Der erste Kunstrichter war nichts mehr als ein Leser von Empfindung und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch, wie die Raupen und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom philosophischen Erkenntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Literatur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft und Schriftstellerei, die Wahrheiten noch nicht Systeme, die Erfahrungen noch nicht Versuche waren; statt zu lernen, was Andre gedacht, erhob man sich selbst zum Denken. Vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein Andrer dachte dem Gefallen und dem Eindruck nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte, und fing an, die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens und Gefühls, zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu sein, daß er also wie die türkischen Verschnittenen ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jetzt blos für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Mann von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Erstgeburt ihrer Originale nicht erreichten: er mußte also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken; bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen: und jetzt fing er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden; er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit, es sei diese der Nilschlamm oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikur's oder Needham's faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „Wie aus Dem, der bisher blos empfand, ein Denker und aus dem Genie ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem andern entgegengesetzt sei, und wie weit diese sich einander schwächenden Kräfte zusammenkommen müssen, um die Temperatur des Virtuosen auszumachen? wie aus der Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei und aus dieser wieder Barbarei hat entstehen können?“ Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu,[1]) hervorbringen, und dies Märchen könnte man dann in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Sprachen bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen Leser, gegen Schriftsteller und gegen das ganze Reich der Literatur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, dann Vertrauter, dann Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, dann Freund, dann Richter; und der ganzen Literatur entweder als Schmelzer oder als Handlanger oder als Baumeister selbst.

Dem Leser setzt er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen; dies sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen: er giebt ihm Wein zur Stärkung; er hat einen verdorbnen Geschmack: daher braucht er jetzt ordentliche Cur. Dies sind die kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte, Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren kritischen Geist. Du schreibst, als wenn Du für Dich schriebest; nein, Kunstrichter, Du schreibst für Leser; diese nie aus den Augen zu lassen, Dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, Dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähigkeit, Lust und

[1]) Lettres Persanes, 11. 13. — D.

Absicht zu richten, die Stummen sprechen, die Blinden sehen und die Tauben verstehen zu lehren, die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen oder ihr zuvorzukommen, kurz, Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist Dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter sein? Sein Diener, sein Freund, sein unparteiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen und als Deinen Herrn auszustudiren, nicht aber Dein eigner Herr sein zu wollen!*) „Unser Geist nimmt oft eine gewisse Unbiegsamkeit an, die uns hindert, in die Gedanken Andrer uns gleichsam hineinzudenken und folglich sehr oft die unsrige dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen Andern über eine Materie liest, über die man selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dieses Letztere geschehen, so fängt die Steifigkeit an, sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben dieser Ursache, auch außer Andern, bei alten Leuten häufiger angetroffen wird als bei jungen. Es gehört entweder eine besondre Gabe des Himmels oder eine anhaltende Kreuzigung des Geistes dazu, um weich und beugsam genug zu bleiben, und wenn vollends Der, welcher Bücher liest, um sie zu beurtheilen, unverdorben bleibt, so hat er gewiß ebenso viel Lob verdienet als der heilige Aldhelmus, der sich nacket und bloß zu jungen Mädchen ins Bette legte und doch der Empörung der Sinne siegreich widerstand." Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versetze und aus seinem Geist lese; allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius,[1]) um uns in diesen Kreis einzuschließen! Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen, so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand liest; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken, so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe, und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten deutschen Büchern, die Vorreden Entschuldigungen und demüthige Complimente enthalten, so wird der Kritikus Richter und Gesetzgeber. Er darf nicht den Autor einholen; mit ihm in einer Reihe gehen will er nicht; er geht also zuvor und commandirt.

*) Th. 17. S. 107 f. — H. [Der Brief ist von Abbt. Diese Stelle beginnt: „Ich fange an zu fürchten, daß mein Geist eine gewisse Unbiegsamkeit annehme." — D.]

[1]) C. Popilius Länas, den der römische Senat mit einem Auftrage an König Antiochus von Syrien gesandt hatte. Er zog, als der König erklärt hatte, sich mit seinen Freunden erst berathen zu wollen, mit seinem Stabe einen Kreis um ihn, den er nicht verlassen dürfe, ehe er seinen Vorschlag beantwortet habe. Vgl. Livius, XLV. 12. — D.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißt er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus, über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen; oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlt er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten, und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung Vieler das Orakel. Nicht Kolon,[1] der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans feste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein kritisches Werk, das in allen diesen drei Absichten groß bliebe, was wäre das für ein Schatz einer Nation! Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen kritischen Monotonie müßte entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte, bald Leser von verdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehilfe des Verfassers liest, mit ihm oder ihm nach oder ihm vordenkt und Alles mit der Sorgfalt liest, als wenn er es selbst schriebe. Ich glaube, es ist Shaftesbury in einer seiner leider noch unübersetzten Abhandlungen, der von sich schreibt, daß ihm beständig ein Freund oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen schweben und ihn als Muse begeistern müsse. Diese Dulcinea hat ein Kunstrichter mehr als irgend Jemand nöthig.

Aber es schleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der seinen Charakter parodirt; er giebt uns, anstatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte Gerippe von Auszügen; statt ein Pygmalion seines Autors zu werden, schlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Rom's, das Haupt ab und setzt das seinige darauf; als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth und ehrwürdigen Auskehricht der Literatur; er eifert in den petites maisons der Gelehrsamkeit gegen elende Uebersetzer; die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Systems in der Hand, nähert er jetzt diese Wahrheit, jetzt entfernt er jene, um das Schattenspiel seiner Lieblingsbegriffe nur beständig zu erblicken. Und eben dies ist ein Kunstrichter nach dem gewöhnlichen Geschmack; er wird seinen Lesern so unentbehrlich, als die Zeichen

[1]) Es stand Kolom gedruckt. Vgl. Herder's Werke, I. S. 390. — D.

und Wetterprophezeihungen im Kalender den Tagewählerinnen sind; er wird gelesen, gelobt und vergessen; seine Ephemeriden, gleich den Insecten dieses Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Messe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leser, mit dem ich jetzt spreche, folge diesen Winken, die nicht Einfälle, sondern oft und leider bei den besten Werken gemachte Beobachtungen sind! Ich lasse Dich los, um die vielen deutschen Journäle, die die Modekrankheit unsrer Zeit sind, in diesen Aussichten zu betrachten, und wie Du es für gut findest, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unsre Critici sind Richter; jedes Journal reimt sich mit Tribunal. Hierin ist die deutsche Literatur ihrem Vaterlande ähnlich: viele Fürsten und kein gebietender Oberherr! Man muß also noch so lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunstrichter auch als Schriftsteller ansehen lernt. Ich rede von den Literaturbriefen und thue mir darauf zu gut, daß ich von ihnen als von Mustern meistens reden kann!

„Beinahe ein Gemälde der deutschen Literatur in den letzten fünf Jahren!"*) Beinahe! nur was lohnt es mir, omissa anzubringen? Hätten sich die Verfasser weniger durch Streitigkeiten hinreißen lassen; hätten sie es nicht öfters vergessen, daß sie mit dem Publicum sprächen: so wäre dies Gemälde vollständiger und gleichmäßiger in seinen Theilen gerathen. Und überhaupt hat sich im ganzen Werk der Geist zu sehr geändert. Im Anfange Nachrichten an einen kranken Officier — Züchtigungen der Uebersetzer — Urtheile über die vornehmsten deutschen Schriftsteller, die in Positur standen: jetzt Aussichten über verschiedne Felder der Literatur, endlich dictatorische Urtheile:

Amphora coepit
Institui, currente rota cur urceus exit?[1]

Feurig stieß Fll. an; der philosophische D. griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der planenvolle B. brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs Neue in den Lauf;[2] bis es, wie es mir vorkommt, in den drei letzten Theilen schon ablaufen

*) S. Schluß der Literaturbriefe. — H.

[1]) Hor., Ars Poet., 21. 22. — D.

[2]) Fll. war Lessing, D. Mendelssohn, B. Abbt. Vgl. Nicolai's Nachricht von den Verfassern der „Briefe, die neueste Literatur betreffend" in „Herder's Lebensbild", I. 2. S. 393—396 oder die Vorbemerkung zu Th. IX. S 13. f. unserer Ausg. von Lessing's Werken. — D.

will. Das Urtheil geräth oft einseitig; Schreibart fällt oft nachlässig zu Boden; der Ton verliert bisweilen Anstand und Stärke — die letzten Wallungen eines Lichts, das erlöschen will.

„Vorzüglich Kunstrichter für die Schriftsteller!"*) Und nach welchen Gesetzen? Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan; dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich! So beurtheilten die Literaturbriefe Süßmilch's Ordnung, Haugens Zustand von Schwaben, Meier's Gedanken über die gelehrte Sprache u. s. w.

Prüft man blos den Plan allgemein und sagt seine Gedanken drüber, ohne den Verfasser nach seinem Plan zu prüfen, so thut man weder dem Ehrgeiz noch der Demuth desselben Gnüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will. Corrige sodes![1]) hieß es bei den Schulhandlungen[2]) und Dithyramben.[3])

Bei mittelmäßigen Verfassern, deren freilich die meisten sind, verstehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklit's Schriften anwandte: ein Taucher zu sein, um Perlen heraufzuholen.[4]) So machten es die Literaturbriefe nach Roscommon's Rathe bei dem Sonderling,[5]) den Zerstreuungen[6]) und andern sehr mittelmäßigen Schriften; bei schlechten hätten sie es mehr thun sollen und können.

Die entgegengesetzte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden, Oerter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dies unterhält, aber oft auf Kosten des Autors. „Warum gab aber der Nordische Aufseher z. E. Blößen, wo man ihn angreifen konnte?"[7]) So wird der Vertheidiger, aber nicht der Angetastete fragen.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler als Schönheiten sein! insonderheit, Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu er-

*) Th. I. S. 92. — H. [Herder führt die Stelle nur dem Sinne nach an. — D.]

1) Hor., Ars Poet., 438. — D.

2) Lindner's „Beitrag zu Schulhandlungen" (1762) wurde Th. 14. S. 249–266 von Abbt ungünstig besprochen, dann aber auf dessen Beschwerde viel strenger abgefertigt Th. 16. S. 87—116. — D.

3) Vgl. unten IV. B. 2 (S. 145 ff.). — D. 4) Diog. Laert., II. 22. — D.

5) Th. 15. S. 161—171 von Abbt. — D.

6) Th. 19. S. 113—144 von Resewitz. — D.

7) Lessing hatte denselben angezeigt und mußte diese Anzeige gegen Basedow's Angriff vertheidigen. — D.

wischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist, so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken — eine Arbeit, die ihm überdem Würde giebt. Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen; die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrichter entfaltet nur die feinsten, die dem Auge selbst des Genies entwischen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Basedows*) wegen, damit, wer nicht Genie ist, gewarnt werde:

> Ne sumat maculas, quas aut incuria fudit
> Aut humana parum cavit natura.[1])

Je mehr der Kritikus sich vertheidigen muß, desto minder wird seine Gerechtigkeit unwidersprechlich. Der alte Syrus hat wol nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öffentlich und tadle sie insgeheim!"[2]) Man gab dies auch den Literaturbriefen Schuld; aber wie, wenn ihre Freunde wirklich den königlichen Mittelweg zwischen Schweizern und Gottschedianern gegangen wären? Und dann! haben sie nicht bloße Nachahmer und knechtische Anbeter eben aus Liebe recht merklich gezüchtigt?

Und wer wird bei der Wahrheit Freiheit tadeln? eine Freiheit, bald im englischen, bald im französischen Geschmack? Wenigstens sticht sie doch immer in den Literaturbriefen vom Magisterton akademischer Zeitungen**) ab, und es läßt dem Kunstrichter so ansehnlich, wenn er uns daran erinnert, als wenn die alten Könige bei Scepter und Bart schwuren. Allein wenn die Kritik Wieland den Menschen***) beurtheilt, ich meine nicht, Wieland den Schriftsteller (so wie man diesem Manne in mehrern Journälen in Absicht der Metamorphose seiner Denkart zu nahe getreten ist), wenn sie einige Schriftsteller nicht blos zu Boden wirft, sondern auch wie Achilles den Hektor im Staube schleift, wie vielleicht Dusch, Pauli, Lindner, Trescho und der Verfasser der lyrischen und epischen Gedichte sich beklagen

*) Th. 6. S. 289—384. — H.

**) Th. 6. S. 241. — H. [„Mit dem guten Tone in den Schriften will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort." Der Brief ist von Mendelssohn. — D.]

***) Th. 1. S. 35. — H. [„Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an?" schreibt dort Lessing, nachdem er bemerkt hat, „er möge nicht wiedererzählen, was Leute, die Wieland gekannt hätten, von ihm zu erzählen wüßten". — D.]

[1]) Nach Hor., Ars Poet., 352. 353 (Offendar maculis, quas). — D.

[2]) Castiga amicum clanculum, lauda palam. — D.

könnten: so muß man beinahe an das Wort Deutsch oder an die Titelvignette[1] denken. Wie sehr wird aber ein Schulmeister nicht betreten, wenn sein Homer sich manchmal vergißt und schnarcht![2]

Freilich richtet sich die Echo nach der Stimme, die sie aufrief; und das Kriegsrecht erlaubt — „Aber die Antwort des Plato an den bäurischen Xenokrates hat immer mehr Würde: ‚Bringe den Grazien ein Opfer!'"[3] Doch „wenn der Verfasser der Anmerkungen zum Gebrauche deutscher Kunstrichter*) mich nicht so versteht wie Xenokrates den Plato?" — Wohl! so hört und versteht ihn auch nicht das attische Publicum; und wer wird sich unter Böotier mischen?

Hi modo quid tentent dicere, furfur erit!

Ueberhaupt schlechten Schmierern von „Nachtgedanken, Schilderungen, höhern Weltweisheiten" rc. ihre Fehler weitläuftig sagen, ist ihnen unnütz und Lesern verdrießlich; man lege den heiligen Fluch der Muse auf sie:

Tu cuncta invita dicas faciasve Minerva![4]

Was Isokrates sich zum Muster nahm, „stumpfes Eisen zu wetzen,"[5] das ist auch der Zweck der Kunstrichter gegen Schriftsteller und das Verdienst der Literaturbriefe. Haben sie nicht das Füllhorn der Grazie ganz ausgeschüttet, unde parentur opes,[6] so haben sie doch Blumen gestreut um den Altar der Göttin Literatur — falls sie nicht schlechte Schriftsteller in gute umschaffen können, doch die elenden etwas zur Furcht und Behutsamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet: man komme und trinke!

*) Th. 13. S. 165 f. und 18. S. 181—186. — H. [Der erste K. unterzeichnete Brief ist von Mendelssohn, der andere (Re.) von Nicolai. — D.]

---

1) Ein Homerkopf. — D.

2) Quandoque bonus dormitat Homerus. Hor., Ars Poet., 359. — D.

3) Diog. Laert., IV. 11. — D.

4) Hor., Ars Poet., 385. — D.

5) Plut., Decem orat., 4. — D.

6) Hor., Ars Poet., 307. — D.

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeugt hat, „unser Deutschland dürfe keinem Volk, es sei alt oder neu, wenn es nur undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben"; seitdem die Nachahmungssucht einer andern Secte auch etwas kalt geworden, „man müsse, was nur orientalisch, griechisch und britisch hieße, durch rauhe Copien auf halbdeutschen Boden verpflanzen"; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und schweizerischer Nachahmungen die deutsche Literatur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter und häufiger*) als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Literaturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der deutschen Literatur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Zirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war, da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden und gleichsam durch ihre gegenseitigen Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen mußten, so forderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Parteien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden mußten, und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig, beständige Klagen endlich verdrossen und ewige Vorschriften matt und gezwungen; kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt und die Vorschriften zu einschränkend sind, so sieht man den Schulmeister, der, nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält,[1]) den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: „Sei nicht hungrig!" und den Arzt dem Kranken zurufen: „Sei gesund!"

*) Th. 1 bis 24. — H.

[1]) Fab. Aesop., 167. — D.

Um also mehr zu thun, als zu klagen, kann man Dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser das Genie und Originalgeist und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unsrer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück; sie sind ein neuer Begriff unserer Weltweisheit, sie sind von großem Nutzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzer's*) Abhandlung in den Schriften der Berlin'schen Akademie, die Untersuchungen zweier Ungenannten in der „Sammlung vermischter Schriften" und in den Breslauer „Sammlungen" wetteifern, um diesen Begriff ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei; bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi[1]) so unangetastet als der rector Archaeus bei den Scheidekünstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren chymischen Zusammensetzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählt, die zum Genie gehören, je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrifft, je mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging, und Niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte und Jemand höher als sich schätzte. Je feiner die Regeln sind, die Du aus der Natur des Genies herleitest, desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts Höhers vorsetzt, als fehlerlos zu sein.

Jener Baumeister im Plutarch sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: Alles, was er gesagt hat, will ich thun![2]) Und Der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der Andern vorarbeitet; die armen Stümper, quibus pejore ex luto finxit praecordia Titan,[3]) werden ihm gern nachfolgen. Woher glüht uns bei der Youngischen Schrift Ueber die Originale ein gewisses Feuer an, das wir bei blos gründlichen Untersuchungen nicht spüren? Weil der Youngische Geist drin herrscht, der aus seinem Herzen gleichsam ins Herz, aus dem Genie in das Genie spricht, der wie der elektrische Funke sich mittheilt.

Man kann sagen, daß hiezu mehr Beobachtung und zu dem

*) Th. 6. S. 212 f. u. Th. 22. — H. [Die erste Stelle ist von Mendelssohn. — D.]

1) Lucret., I. 73. — D.
2) Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 19. — D.
3) Juven., XIV. 35. — D.

ersten mehr Speculation erfordert wird; bei dieser schränkt man sich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man sich mehr aus. Ist man selbst Genie, so kann man durch Proben die meiste Aufmunterung geben und den schlafenden Funken tief aus der Asche herausholen, wo ihn der Andre nicht sucht. Man wird auch eher auf die Hindernisse dringen, die das Genie und den Erfindungsgeist aufhalten, weil man sie aus eigner Erfahrung kennt. Und endlich wird man den Thoren am Besten die Originalsucht ausreden können, wenn man mit der großen Stimme des Beispiels sie zurückscheucht. Durch feine Speculationen ist nie der Geist einer Nation geändert, aber durch große Beispiele allemal; und neben dieser Hoheit ein Muster werden zu können, braucht man blos ein gutes Auge, Andere zu sehen, und einen guten Willen, sich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich ist, als ein zweiter Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel selbst zu holen; weil es schwerer ist, Künstler als ein Sophist über die Kunst zu sein; weil das Kunstrichteransehen immer Verminderung befürchtet, wenn es sich selbst der Beurtheilung unterziehen soll: so ist der Mittelweg die gewöhnliche Straße; man betrachtet die Werke der Andern, um durch sie aufzumuntern. Und dies ist die dritte und üblichste Art, zu der ein gutes Auge, zu sehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterschied zu bemerken, und ein guter Verstand gehört, rathen zu können.

Ich will also die deutschen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen, ihren Werth gegen einander abwägen und fragen, warum Apoll den Deutschen noch immer sagen kann, was er dort durchs Orakel den Aegieern sagte: Ὑμεῖς Αἰγιεῖς οὔτε τρίτοι, οὔτε τέταρτοι.[1]) Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wolan! laßt uns einen Wahrsager oder Priester oder Traumdeuter fragen, warum Phöbus Apollo auf uns so sehr zürne; denn wahrlich, auch der Traum kommt vom Jupiter!" Kalchas sagte die Wahrheit und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. *)

*) Iliade, I. 64 ff. — H.

---

[1]) Paroemiographi Graeci. Man hat richtig Αἰγιέες vermuthet. Nach beglaubigterm Bericht stand der Vers in einem längern den Megareern ertheilten Orakel (Ὑμεῖς δὲ Μεγαρεῖς). — D.

Von den deutsch-orientalischen Dichtern.

1.

Ein Theil unsrer besten Gedichte ist halb morgenländisch; ihr Muster ist die schöne Natur des Orients; sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue, so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man aus Dummheit oder Bosheit das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will, das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben! Indeß wage ich's und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack gnug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat.[1]

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunst gleichkommen? So frage ich und leite blos den Leser auf Wege, die er selbst fortsetzen oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die schöne Natur des Orients ist nicht völlig die unsrige. Wenn David von den brausenden Tiefen des Jordan's nahe an seinen Ufern ein Trauerlied singt, so wird so ein charakteristisches Ganze draus, als Michaelis im 42. Psalm zeigt. Wenn die bibli-

---

[1] Herder macht am Ende der dritten Sammlung den Zusatz: „Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochnen Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins Alte Testament, bald erhalten, so könnte alsdann vielleicht ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkenntniß und Philosophie aus allen seinen Schriften, insonderheit aus seinem Lowth, die Grundlinien zur Erklärung der morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich hier vorbilde, und diesen könnten die Uebersetzer folgen. Vor der Hand wollen wir seine Schriften desto aufmerksamer nutzen.“ — D.

schen Dichter von den Schneegüssen des Libanon, vom Thau des Hermon, von den Eichen Basan's, vom prächtigen Libanon und angenehmen Karmel reden, so geben sie Bilder, die ihnen die Natur selbst vorgelegt hat; wenn unsre Dichter ihnen diese Bilder entwenden, so zeichnen sie nicht unsre Natur, sondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verstehen. Das vortreffliche Buch Hiob, woher nimmt es alle seine Schätze der Schönheit? Aus inländischen, aus ägyptischen Bildern, Erdichtungen und Gegenständen! Nun sage man, wie einer unsrer Dichter, der Aegypten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf! Wie manches Lob Gottes in deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die größten Bilder so übel zusammengesetzt sind, daß ein prächtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt! O, überließen doch unsre Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen!

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen, erklären und aus den lebhaftesten historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen, nie haben diese historischen Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sähen, als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte, als wenn wir μουσόληπτοι oder μουσοπάτακτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der Othem in meinem Bauch ängstiget; ich muß reden, daß ich Othem hole; ich muß meine Lippen aufthun und antworten!" So muß es jeder großer Dichter sein.

Poscere fata
Tempus, ait. Deus! ecce Deus! [1]

Nie ist die gesunde Einbildungskraft so lebhaft als die Erfahrung und die ideale Gegenwart der sinnlichen gleich.

Der Verfasser der Jüdischen Schäfergedichte, [2] dem sonst Anlage zur Dichtkunst nicht fehlt, hat meine Warnung durch seinen unglücklichen Flug bestätigt. Diese sowol als seine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums haben lange nicht die Gewalt, uns in diese Gegenden

[1] Virg., Aen., VI. 45. 46. — D.

[2] Herder selbst nennt weiter unten S. 175 als Verfasser G. Aug. von Breitenbauch. — D.

zu versetzen: seine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach Orient zu verpflanzen, Alles, was er gesehen und gelesen, aufzubieten, alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbestimmtes und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und seine Sprache — Alles sichert ihn vor dem Verdachte, beschnitten zu sein; er verläßt sein Land, um in der Fremde zu betteln. Die poetischen Gemälde aus der heiligen Geschichte[1]) verlieren in diesem Betracht immer viel von dem ungeheuern Beifall, den ihnen Einige gegeben;*) indessen ziehen sie sich unter poetische Empfindungen zurück, und als solche mag ich sie nicht betrachten.

Singen wir überdem occidentalische Gegenstände und mit Tönen, dem Morgenlande entwandt, so wird ein solch Gemisch daraus, als Jeder in Horazens Bilde[2]) auslacht. Und doch lachen Wenige, wenn der Jordan und Hermon und Cherubs u. dergl. neben dem Rhein und dem Harz stehen, wenn sich die orientalischen Tiger mit unsern Lämmern gatten. „Wir können Vergleichungen mit diesen Gegenständen allerdings nutzen." Wir können Bilder borgen, um sie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlassen, nicht in dieser fremden Bildersprache durchgängig reden, nicht sie mit der unsern ungeschickt vermischen, nicht uns den Glanz der Mittagssonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genießen, oder diese gar in das Sonnenlicht tragen.

Käme es nur erst so weit, daß Niemand schriebe, was er nicht verstünde; befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beschauen, die heiligen Gedichte zu verstehen und wirklich erklären zu können: so würden wir es gewiß verlernen, mit orientalischen Mastkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunst nur ganz einsehen, zu Schilderern unsrer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, sondern Unschicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unsere Schätze zu brauchen und lieber, wie Cäsar sagt, pauperes nostro in aere[3]) zu sein.

2.

Auch die Vaterlandsgeschichte der Morgenländer ist nicht unsere. So sehr sich immer Voltaire, und die seines Theils

*) Th. 6. S. 247f. — H. [Der Brief ist von Mendelssohn. — D.]

[1]) Von Jakob Friedrich Schmidt. — D. [2]) Ars Poet., 1—5. — D.

[3]) Läßt sich bei Cäsar nicht nachweisen, aber bei Horaz, Epist., II. 2. 12 steht: Meo sum pauper in aere. — D.

sind, beklagen, daß wir ein ekles, dummes Volk aus einem Winkel der Erde so sehr erheben; so wahr es ist, daß ihre Geschichte allerdings mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit einnimmt, als sie an sich verdienen möchte: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unsern dichterischen Stoff bis auf kleine Nüancen aus ihrer Geschichte zu borgen. Unser Publicum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennt, wird einen ewigen Commentar nöthig haben und Schönheiten, die für das Auge da stehen, mit dem Fernglase ansehen müssen. Und der Dichter selbst wird Mühe gnug haben, in den orientalischen Gedichten die beständigen feinen Anspielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die ägyptische Errettung, auf ihre Reise durch die Wüste u. s. w. nur überall bemerken zu können, nur höchstens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz besitzen zu wollen, ihre Schilderung selbst zu übernehmen — das thut nur Der, so das Lächerliche einer halbgetroffenen Nahahmung nicht einsieht. Wer hätte uns eher den Moses im Heldengedichte singen können als Michaelis! und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weisen Horazischen Regel: [1]

Si quae
Desperas tractata nitescere posse, relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären, alsdann übersetzt und ahmt nach! Was ist z. B. der 68. Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesetzt, wir könnten Alles dies wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießt bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöst von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphlieder, die ihr patriotischer Geist belebte; entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser Gott ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein Gott der Christen, nicht einer christlichen Religion! „Aber werden einem Juden diese Gegenstände nicht ebenso alt geworden sein als uns?" Ich gebe es zu, und habe doch nicht meine Parallele verloren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgiltiger, aber uns noch ungleich eher und stärker,

[1]) Ars Poet., 149. 150, wo „et quae Desperat . . . . relinquit" steht. — D.

weil alle diese Geschichten für uns fremder und entfernter sind. Man sei unparteiisch; wer kann wol bei uns den besten Cramerischen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrifft, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singt die Cantate des Zachariä mit eben der Theilnehmung als Mirjam und Moses die ihrige am Rothen Meere? Es kann immer sein, daß „ein Genie im Talmud seine völlige Nahrung finden könne, als in einer Wissenschaft“;*) aber ein poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Säculargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr genau verbunden; Meinungen des Volks über gewisse ihnen unerklärliche Dinge; Fabeln, die sie sogleich mit dem Stammeln der Sprache von ihren Erziehern lernen, die sich also aus den ältesten Zeiten von den Stammvätern heruntererben, die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich, statt der Weisheit und Wissenschaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau und den Künsten abgiebt, sehr lange Zeit erhalten können und dem Dichter also vielen Stoff darreichen zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volks sinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen schläft, er greift ihre Seele bei der schwächsten Seite an und erinnert sie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen sich ihre Einbildungskraft gleichsam zusammen geformt hat, an die Traditionen ihrer Väter, die also auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden sind, weil sie sich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Klima und ihrer Sprache richten. Daraus entsteht alsdann für die Dichter eine heilige Mythologie, die national ist und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fictionen zu schöpfen und Bilder zu erheben, in die sie, die zu den ersten Zeiten des Volks auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Märchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich desselben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen

*) Th. 2. S. 256. — H. [Die Aeußerung ist von Mendelssohn. — D.]

gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein großer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besitzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte Gott diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen, diese Meinung hatten sie mit den morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeigen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt, von denen Michaelis einige wie aus einem Herculanum gezogen hat.

Für uns sind diese Fabeln halb verloren oder fremde oder todt, da unsere mehr wissenschaftliche und denkende Lebensart sie ausgetilgt oder geläutert hat. Die schrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufstiegen und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovah's durch die Wolken zogen; ihnen hat David also so viel große Bilder und insonderheit den vortrefflichen 29. Psalm geweiht. Bei uns sind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantasie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unser Dichter singt: „Gott fährt in den Wolken, um Donnerkeile zu schleudern"; der Weltweise aber und sein Bruder, der philosophische Dichter, wird, seitdem Prometheus den elektrischen Funken vom Himmel stahl, eher den elektrischen Blitzfunken als so oft wiederholte Bilder singen. Wo ist bei uns der Engel des Todes mit seinem flammenden Schwert, dessen Gefolge und Verrichtungen jene so gut kannten? Er ist entweder ein Unding oder nach den Idolen unsers Pöbels ein Gerippe! Wo sind die Engel des Herrn auf Flügeln der Winde und auf den Flammen des Feuers? Es sind Diener der Natur, die unsere Einbildungskraft selten personificirt! Was ist die Feste des Himmels, wo der Thron Gottes ruht? Luft! Was der Regenbogen, der sich zu seinen Füßen wölbt? Bei den alten Skalden die Brücke, auf der die Riesen den Himmel stürmen wollten, die noch jetzt, ein flammender Weg, zum Schrecken erscheint; aber für unsern Dichter ein Farbenspiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen; und die meisten haben sich entweder in unserer erleuchtetern Zeit schon verloren oder verfeinert oder sind nach dem Unterschiede unsers Klima und unsrer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalden, *) die Odin aus den Morgenländern brachte,

*) Mallet, Geschichte von Dänemark, Th. I. — H.

wie sehr veränderte sie sich auf dem rauhen skandinavischen Grund und Boden! Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentstehung durch Frost und ihre Riesen, ihr großer Wolf und der Bändiger desselben, ihre Zaubereien und Heldenthaten sind mit solchen Localfarben aus Norden gemalt, als in verschiedenen andern Gegenden hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perser und die Schildkrötengeschichten der Amerikaner gezeichnet sind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Versuch, diese Nationalvorurtheile vieler Völker zu sammeln, zu vergleichen und zu erklären.

Für den Dichter sind dieses Nationalvortheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt oder lächerlich zu werden. Milton's Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Saadi, besser klingen als in dem seinigen; Klopstock's Oeffnungen am Nordpol, seine ätherischen Wege, seine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dürften vielleicht zu sehr die Wirbelwelt der Leser verrücken, sie mögen ehrlich Ptolemäisch oder Copernikanisch denken: diese Erdichtungen scheinen selbst einer sinnlichen Denkart entgegen. Und übersieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre morgenländischen Gedichte eingewebt (vom Blute des unschuldigen Abel's bis auf das Blut des Zacharias, Barachiä Sohn), so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Este an seinen Ariost that: „Mein lieber Ludwig, wo habt Ihr alle das närrische Zeug herbekommen?"

Möchte man doch bedenken, daß der Geschmack der Völker und unter einem Volke der Geschmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe, daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren müsse, und um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man diese und fremde Meinungen nach der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes passen müsse. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der romanische Geschmack der Spanier und Italiener ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der maurischen und hier aus der sarazenischen Ueberschwemmung herleiten kann. Er ward in beiden Ländern gemein; in beiden vermischte er sich mit dem gothischen Ritter- und Riesengeschmack; nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abenteuern dazu! Und nun sehet! wie sehr Lope de Vega

Pulci, Ariost und Tasso dieses Gemisch zu brauchen gewußt; aber freilich zu nichts mehr und minder als Nationalstücken. Wer es also beklagen möchte, daß keine solche morgenländische Invasion nicht auch bei uns den Samen poetischer Fabeln gestreut, dem rathe ich, diese dichterischen Schweißtropfen der Cultur seines Bodens zu widmen. Er durchreise als ein Prophet in Ziegenfellen die Mythologien der alten Skalden und Barden sowol als seiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Russen, Schweden und Polen giebt es noch Spuren von diesen Fußstapfen der Vorfahren. Würde man, Jeder nach seinen Kräften, sorgsam sein, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, so würde man nicht blos tief in die poetische Denkart der Vorfahren dringen, sondern auch Stücke bekommen, die, wie die beiden lettischen Dainos, die die Literaturbriefe*) anführten, den oft so vortrefflichen Ballads der Briten, den Chansons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalden beikämen; es möchten nun diese Nationalgesänge lettische Dainos oder kosackische Dummi oder peruanische oder amerikanische Lieder sein. Will aber Jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme sich nach seiner Zeit, da das Licht der Philosophie die heiligen Schatten der Dichterei vertrieben, und singe für unsern reinen Verstand.

4.

Der Geist der Religion hat sich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunst blühte, herrschte noch eine gewisse wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Gesichtspunkte. Sie begriff mehr unter sich, sie hatte einen andern Zweck, sie ging einen andern Weg als unsere.

Sie begriff mehr unter sich. Es ist bekannt gnug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesetze, Veranstaltungen und Cerimonien einließ; daß sie ebensowol auf den Märkten als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig, sie mochten prophetische Gesänge oder Lasten von Flüchen oder Trostlieder oder Gesetze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert

*) Th. 2. S. 239 ff. — H. [Der Brief ist von Lessing. — D.]

sich von der politischen Regierung und den Richterstühlen ab; sie ist nichts minder als theokratisch, und der prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck. Ein wildes, ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal; der größte Theil der Psalmen beschäftigt sich mit dem zeitlichen Zustande des Volks und kann meistens blos durch erbauliche Accommodationen und Katachresen etwas Geistliches bedeuten. Unsere Religion hingegen ist geistig und mit den erhabensten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war sinnlich und lange nicht so moralisch als die unsere. Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unsere Religion fordert; es mußte also mit sinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Priester und Tempel, Alles beschäftigte ihr Auge, Alles füllte ihre Gedichte mit Anspielungen, die sie darauf ziehen sollten. Die ganze Sprache hat sich also verändert und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unser Teufel, es war ein unmoralisches Wesen, das Gott sandte; die andern Engel hatten nicht so unabtrennbar einen Begriff der moralischen Güte mit sich; ihr Gott selbst mußte ihnen in den stärksten Leidenschaften geschildert werden, damit er sie rührte; sie sahen auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanständig wäre, wenn es nur schilderte. Unsere Religion hingegen ist keine Tochter der Einbildungskraft, sondern eine Schwester der Vernunft und moralischen Güte.

Und nun! sind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man sie also nachahmen wollte? So müßte es sein, „als wenn David z. B. christliche Psalmen schreiben würde". Freilich ist dies der Zweck, der bei Klopstock's Liedern[1]) in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel orientalischer Schaum, und christliche Gegenstände orientalisch behandelt. Und worin denn? Ich schätze diese Lieder sehr; denn sie wirken mehr auf das Herz als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel mor-

[1]) Von seinen „Geistlichen Liedern" war der erste Theil 1758 erschienen. — D.

genländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unsern Ideen bestimmt gnug sein sollte; gewisse morgenländische Wiederholungen, die, statt zu seufzen, gähnen machen; und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nüancen so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht gnug vorbereitet hat — und bei denen also Mancher nichts empfindet. Wenn unsre ganze Einbildungskraft in Arbeit ist, so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendste) am Tiefsten eindrücken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt und also auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies Letzte geschieht bei einem fremden Leser nicht durch den einzelnen Zug, sondern durch das treue Ganze, das man ihm also vormalen muß. Um dies mit einem Beispiel zu beweisen, so habe ich einen frommen, redlichen Greis gekannt, der in seinen letzten schwachen Jahren bei seinem Unterricht und Gebeten nie so sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hing (nach seinen Provinzialismen) mutterfadennackt am Kreuz; bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedrückt hatte, stand er stille, ergetzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen gähnte. Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen, andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf; was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht! Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit und seiner Religion widerspricht. Gerade wie Diejenigen, die eine ganze Straße niederreißen, um darauf einen einzigen Palast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel Andre sie umbringen, zufrieden, wenn sie ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf Nation, Zeit und Geschmack einen Menschen darstellen können,

> Compos'd of many ingredient Valours
> Just like the Manhood of nine Tailors,

wie Hudibras singt.

5.

Ueberhaupt hat sich die ganze poetische Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die gesittete Freiheit, in der wir leben, läßt Künste und Wissenschaften blühen; die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredsamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt ist das Feld der Dichter. In dieser haben die Hebräer sehr lange gelebt, beständig treu dem Ackerbau und der Viehzucht, den sinnlichen Begriffen und ihrem Vaterlande; nie hat also die Zeit der Beredsamkeit ihre Blüthe erreichen, ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweist der Herausgeber des Lowth in seiner Vorrede; der überhaupt durch seine Noten und Epimetre mehr als Lowth selbst geworden und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen, angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können also nach einem Jesaias ohnmöglich unsre großen Redner bilden.

Nie haben sie also auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poesie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelsprünge geboren haben, der von zu starker Declamation war, als ein Silbenmaß zu halten, der durch Musik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterschied ist es nun, in einer durchaus prosaischen und philosophischen Sprache, deren Accente lange nicht so tönend sind, wo man schreibt, gelesen zu werden, wo, wenn die Musik sich mit der Poesie verbindet, jene die herrschende wird, in dieser Sprache eine orientalische Poesie durch poetische Prose nachzuahmen, die unsrer Sprache Gewalt anthut! Inter mulierum saltantium choros adolevit poesis orientalis; carmina rarius scribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter saltantium choros, non semper pios, natam poesin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accomodarent: cui poesis origini versuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wol immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lärmenden Chören eingerichtet waren, wie sie sind, nachahmen zu wollen und sein eignes Chor zu sein.

6.

In der Poesie wird Vieles von der Sprache bestimmt, und ich glaube, aus diesem Unperiodischen, Melodischen der hebräischen

Gedichte zum Theil den kurzen parabolischen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszuputzen und periodisch ordnen zu wollen. Nein, kühne Vergleichungen und wenig ausgeführte Gleichnisse, aber desto öftere Wiederholung desselben Bildes, desselben Gleichnisses. In keiner hohen hebräischen Ode findet man den abgemessnen Schwung, der eine griechische und noch mehr eine römische charakterisirt, in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer stückweise erscheinen, abbrechen und wiederkommen, in keiner Elegie die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall und anhaltendes Wimmern allmählich rührt: überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plötzlich trifft und eilt, um eine andre zu treffen. Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hitze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so wie sie singen.

Wir aber, in einer periodischen Sprache, wir müssen also jene zerstückten Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen und sie in einem gebildeten poetischen Perioden mehr in der Perspectiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst dichterischen Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Licht eines Beweises. Ein Muster der Nachahmung hierin ist der Klopstockische Psalm auf den König von Dänemark. Wirklich die hebräische Zerstückung der Sprache und doch die griechische Zusammensetzung der Bilder; hie und da kleine Wasserfälle; doch aber bleibt's immer ein sanfter Strom, der über klare Steine rollt. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt sich aus dem andern und macht es vollkommner. Vielleicht Klopstock's schätzbarstes lyrisches Stück! Ebenso weiß er in seinen Kirchenliedern oft den orientalischen Parenthyrsus zu Kirchencadenzen herunterzustimmen, und im Messias ist sein Wechselgesang zwischen Mirjam und Debora [1]) schön, orientalisch in Sprache und Bildern und deutsch in der Anordnung derselben.

Man erinnere sich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache sich gleichsam mit der Haushaltung der Menschen verändere; daß uns unser Wohlstand viele Freiheiten entzogen, die jene genossen; daß unser Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unsre Poesie nicht botanisch sein kann, wie Michaelis die morgenländische nennt; daß unsere politischen Wörterbücher unserer sinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. s. w.

---

[1]) Messias, X. V. 480—523. — D.

— man erinnere sich dessen und vergleiche den Charakter unsrer Sitten und Zeiten mit jenen, so wird man finden:

Der poetische Sinn ist nicht mehr derselbe. Jener wirkte schnell und heftig, nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetisch-Schönen (ich will nicht, wie Montesquieu, bis auf ihr Faserngewebe und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen und bald verlassen. Unser poetischer Sinn ist mehr langsam und überlegend als brausend. Selbst das sanfte griechische Gefühl wird unter unserm Himmel nicht reif; wie sollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unsre Saite der poetischen Empfindung giebt nach; wir bleiben kälter als die Griechen mit zarten oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen; wir bleiben selbst im poetischen Fluge, wie die Strauße, dem Boden des Wahren treuer und kommen zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt, so wird vielleicht ein unparteiischer Fremder, der den Orient kennt, ohne ihn von Jugend auf, blos als ein Erbstück der Religion, zu kennen, der Geschmack gnug hat, um unsre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die morgenländischen Werke des Genies zeichnen sich aus durch den hohen Ausdruck einer Einbildung, die Erdichtungen liebt, Sittensprüche in Figuren, Bilder und Schatten einhüllt, die nicht blos auf Flügeln der Morgenröthe sich bis an die Grenzen der Natur aufschwingt, sondern sich oft über diese Grenzen wagt und im Reich des unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirrt. Die kältern vernünftigen Deutschen haben dieser brennenden Phantasie sich nachschwingen wollen, mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus singt:[1] sie zeichnen fremde, oft unverstandne und wenigstens zu entfernte Bilder; ihre geborgten Erdichtungen sind Geschöpfe ohne Erde; ihre nachgeahmten Empfindungen keine Empfindungen; der Ausdruck erreicht sein Original oft nur, wo es sich dem Uebertriebenen nähert." Ich habe viel gesagt; den Beweis überlasse ich einem Jeden, der morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abel's der

[1] Hor., Carm., I. 3, 34. 35. — D.

Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die morgenländischen Gedichte als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie übersetzen und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blüht, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen. Der beste Uebersetzer muß der beste Erklärer sein; wäre dieser Satz auch umgekehrt wahr, und wären Beide verbunden, so würden wir bald ein Buch hoffen können, das so hieße: „Poetische Uebersetzung der morgenländischen Gedichte, da diese aus dem Lande, der Geschichte, den Meinungen, der Religion, dem Zustande, den Sitten und der Sprache ihrer Nation erklärt und in das Genie unsrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden.“ In der Vorrede würde man mit Recht sagen können: „Diese Uebersetzung hat nothwendig das schwerste und mühsamste Werk sein müssen, zu dem in der Erklärung die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geschmack und in der Uebersetzung die Cramer'schen Psalmen nichts als kleine Beiträge haben sein können, oft, um uns zu helfen, Gesichtspunkte zu zeigen und behutsam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unsere Literatur haben kann als zehn Originalwerke. Sie unterscheidet die Grenzen fremder Völker von den unsrigen, so verwirrt sie auch laufen mögen; sie macht uns mit den Schönheiten und dem Genie einer Nation bekannter, die wir sehr schief ansahen und doch von Gesicht kennen sollten; sie ist ein Muster einer Nachahmung, die Original bleibt. Sollte sie also auch nicht das Glück haben, neue und wirklich neue Genies zu erwecken, so wird sie doch wenigstens den Nach- und Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine Wand von Dornen vorziehen, daß sie ihren Steig nicht finden. Sie wird sie ergreifen, zurückreißen und sagen: Siehe hier Deine Natur und Geschichte, Deine Götzen und Welt, Deine Denkart und Sprache: nach diesem bilde Dich, um der Nachahmer Dein selbst zu werden! Und willst Du von einer der vorzüglichsten Nationen ihre Schätze nützen, siehe hieher! Ich suche Dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie sie Geschichte und Religion in Gedichte zu wandeln wußten; raube ihnen nicht das Erfundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden!“

Wo ist ein Uebersetzer, der zugleich Philosoph, Dichter und Philolog ist? er soll der Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Literatur sein! Aber leider! arabische Wurzeln wachsen gern auf

dürrem Grund und Boden; ich werde vielleicht ein pium desiderium hingeschrieben haben. Es sei! Vortheil gnug, wenn dies mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im orientalischen Geschmack liefern will! Vortheil gnug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; auch schon Vortheils gnug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schließen, als wenn ich das erhabenste orientalisch-deutsche Werk, den Messias, kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdient. Einige haben nicht über ein Fragment*) urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar! Kann ich denn nicht über den Geist der Theile, über jede Erdichtung in demselben als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet sein zu dürfen oder dem Verfasser Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, soll man am Ersten urtheilen, um dem Verfasser zu helfen oder wenigstens seine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künstler vor den Augen des Publicum; er hat ein unvollendetes Tagewerk hingestellt und steht hinter demselben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbessern und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopstock gleich im Anfange statt eines posaunenden Lobredners einen kritischen Freund gefunden; hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen: vielleicht würde Manches in seinem vortrefflichen Gedicht noch vortrefflicher sein.

Aber so geht's! über kleine Geister, über Lehrlinge und Gesellen, die Versuche machen, sind Kunstrichter gleich in Menge da; sie sind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieses Namens (Beelzebub und Beelzebul)[1]) passen mag! Aber es tritt ein Genie auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiter's! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen Geschrei der Himmel und die Mutter Erde; Apoll, der Erleuchter der Menschen, befiehlt ihnen das nützliche Geschäft an, der Göttin zuerst einen Altar zu bauen

*) Th. 19. S. 155 u. s. w. — H. [Es ist eine Aeußerung der sogenannten „Poetischen Bibliothek zur Ehre der Deutschen" (1762. 1763). — D.]

---

[1]) Beelzebub heißt „Fliegenbel", die richtigere Lesart Beelzebul „Herr des Mistes". — D.

und durch ein heiliges Opfer den Vater Zeus und seine gewaffnete Tochter zu ergetzen!"

Freilich urtheilten auch Viele wie jener Schuster am Bilde Apelles';[1]) allein die rechne ich nicht, sie hätten schweigen sollen; auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. „Und wird er Deine Anmerkungen rechnen?" Das weiß ich nicht; aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen.*) Die Meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegenrufen, was Nicomachus dort zu Jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zeuxis gemalt, tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird Dir eine Göttin scheinen!"[2]) ich schreibe doch vielleicht, was Viele bei sich gedacht oder gar ein Genie, das sich bei Klopstock's Messias so findet als Alexander am Bilde Achill's, was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlt.

Wer könnte die jüdische Seite dieses Gedichts am Besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Kenntniß seiner Gebräuche und eine morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Kenntniß ihres Umfanges und christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

*) Th. 1. 10. 13. 16. 17. — H. [Brief 18 f. 176. 209. 255. 267. — D.]

---

[1]) Nach der bekannten Anekdote bei Plin., Nat. Hist., XXXV. 16. 12. — D.
[2]) Aelian., Var. Hist., XIV. 47. Man hat dort den Namen des berühmten Malers Nicomachus statt des überlieferten eines Nicostratus vermuthet. — D.

Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstock's Messias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetraut, die er bewiesen.

Der Christ. Nun, habe ich also nicht Recht, daß er auf deutscher Erde ein orientalisches Denkmal gebaut hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings, und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fordert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte Gedicht, Epopöe und eine christliche Epopöe zu machen — fordert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllt, die heilige Geschichte liefert ja dazu Stoff gnug; ich wünschte also, daß er diesen Stoff mehr gebraucht hätte. Auch einige rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen; wer sie aber so glücklich wie er nimmt und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtspunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben Sie schon mein „Ich wünschte!" gehört, das zweite Mal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet; bei einem Messias muß man sich nicht blos vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir sie zum Maßstabe des Messias annehmen müßten, so hätten wir die Richtigkeit dieses Maßstabes vorher selbst zu prüfen. Klopstock sagt so hier als in allen seinen prosaischen Discoursen viel; aber immer bleiben auch Unterscheidungen, Bestimmungen, Zusätze für den Leser übrig.

Christ. Gut, so wollen wir die Prüfung frei vornehmen. Begegnen wir uns mit dem Verfasser manchmal, um so viel besser! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker, so wollen wir's auch nicht verschweigen.

* * *

Rabbi. Nun denn! Kommt Ihnen ein Messias wie der seinige wol als ein recht behandeltes Süjet zur tragischen Epopöe vor? Mir nicht! Die Wuth seiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn Klopstock erblickt. Hätte er ihn nicht in Umstände setzen sollen, wo man sein Verhalten gegen die Feinde selbst sähe? aus dem sie, seiner Unschuld unbeschadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten? Was Jesus ihnen Aergerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt; so sehen wir Effect, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben; der Epopöe entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des Alten und den Erzählungen des Neuen Testaments viel menschlicher, als ihn Klopstock malt. Die Epopöe fordert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht; nun entgeht aber dem Gedichte des Klopstock viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen, und es bleibt doch immer wahr: nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund, so würde dies eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen."[1]

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? Warum hat Klopstock nicht mehr den erhabnen prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wol durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen

[1]) Diese und die im Folgenden mit Anführungszeichen angeführten Stellen sind, wenn auch nicht ganz wörtlich, aus Klopstock's dem „Messias" vorgesetzter Abhandlung genommen. — D.

Alten Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der vorausverkündigte, so zeige ihn auch Klopstock in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen, so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß Jeder rufen müßte: „Das ist er! Johannes hat ihn gesehen!" Nun hat ihn freilich Klopstock nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen. „Der Dichter studirt den Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger, vergesse, daß es ein Gedicht ist."

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem christlichen Gedichte nicht recht jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die Meisten sind, hält unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studiren; und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geist der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies jüdische Costüme nie offenbar handelt, und der es oft in feinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist Eure Pünktlichkeit und Euer Talmudischer Stolz in Cerimonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Messias eher und würdiger sein als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion? Jeder Christ fordert es und kann es fordern, daß sein Messias als ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jetzt seine angefeindete Lehre mit Märtyrerblut besiegelt und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu sein. Bei seinen letzten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, seine Brüder, seine Familie um ihn und für ihn leiden würden!" Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was ein Andrer thut, der aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion Folgen herleitet"; wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion

ein Gerippe gemacht haben": so sollte jener der Offenbarung folgen, um sie in „einem gesunden männlichen Körper" darzustellen.*) Alsdann muß Klopstock's Messias die Pflanzung der Kirche mit ihren Schicksalen und Wanderungen mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung des römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte; dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Octavia Interesse.

Rabbi. Und dann hätte Klopstock seine Apostel nicht sowol nach seinem weichen Herzen als liebe gute Jünglinge malen sollen, sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt ist in seiner Epopöe zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude, zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie Vieles davon kann man wegnehmen ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert oder mit dem vollen, weichen Herzen, das da spricht und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennt, wird ihn aus diesem Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dürfte sich diese mehr im Antlitz, in Mienen und Gesprächen als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder sein dürfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel größtentheils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu sein; Maschinen, die ihr poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß? Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem Alten Testament auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht Klopstock zwar einen Unterscheid zwischen „einem Gedicht, das aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde" und „einem, so das Innre der Religion

*) S. Klopstock's Abhandlung „Von der heiligen Poesie". — H.

näher anginge", und zwar einen Unterschied in Absicht auf die Weltlichkeit, wie er's nennt; allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen und, da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt:*) „Ein Engel soll mehr als ein Jupiter sein, der eben gedonnert hat."

Rabbi. Ueberhaupt hat Klopstock das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich dem orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht aber der Schreibart der Offenbarung nachahmen; es sei denn die Propheten, sofern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind". Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücken alter orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! Immer wird es mir schwer, blos reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsätzen so unvernünftig und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken, und die legt ihnen unser Gesetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das Alte Testament und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor Klopstock sein sollen, so wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröffnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandtschaften. Klopstock zeigt gegen den Briten, was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein

*) Nordischer Aufseher, Th. 3. St. 110. — H.

Engländer und Deutscher das Erhabne schildert, wird jener es furchtbar und schreckhaft zeichnen, dieser aber auf die Pracht verfallen."

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetischen Sinn des Alten Testaments und dem Geschmack der damaligen Zeit, Mühe geben sollen. Befriedigen hat er Eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen? Sagen Sie mir es, Christ, mit einem Worte: „Wozu leidet Klopstock's Messias?" mit einem Worte! Sie sind wirklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott*) ist mir nicht sinnlich begreiflich gnug, und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber mein heterodoxer Rabbi, erinnern Sie Sich an jenes Ne ultra! Es mag immer wahr sein, daß Klopstock oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch-Rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder Beides zusammen. Wer kann davor, daß Klopstock es für den letzten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnlichen Kräfte zu bewegen", sondern „die moralische Schönheit"? Sie sei das wahre Kennzeichen des Werths von jener!

Rabbi. Ja, des sittlichen praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich, nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstockische Abhandlung „Von der heiligen Poesie" gründlich geprüft zu werden, und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber.

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt, mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ist's, was jene Abwege und Fehler vermeiden und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten Klopstock's vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist Klopstock größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen

*) S. Messiade, 5. Gesang [367—427]. — H.

läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Aengsten erregt, wie Philo, der verzweifelnde Ischariot, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abbadona, zeigt.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man Klopstock immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia, Mirjam und Debora; Alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten auseinandersetzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; Alles, Alles ist bei Klopstock in Theilen schön, sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte epische Geist.

Rabbi. Mir ging es ebenso! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider Klopstock. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt, so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergetzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun denn, so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „An dem Tag, da es vollendet ist, ist die Vollkommenheit und Schönheit selbst geboren!“

Von der griechischen Literatur in Deutschland.

A.

Wie weit kennen wir die Griechen?

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben sowol in der Kunst als in den schönen Wissenschaften mit solchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die schöne Natur selbst beinahe ein Bild ausmachen sollen. Wie Thucydides die Stadt Athen das Museum und Prytaneum der Griechen nannte, so ist aus Griechenland der Tempel und Hain der schönen Natur geworden, aus dem die meisten Nationen Europens, die nicht Barbaren geblieben, Gesetze und Muster bekommen haben.

Hier floß der Pierische Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen blassen Schauder einjagt; hier rauschten die Thyrsusstäbe dithyrambische Begeisterung in die Vertrauten des Dionysus; [1]) hier tanzen Nymphen und Grazien [2]) um ihren Anakreon, [3]) Olympische Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpft nach dem dorischen Saitenspiel Pindar's; hier wetteifern Theokrit's Schäfer, [4]) und lauschend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit; hier tanzen die Chöre des Sophokles; hier das Odeum, die Gefilde der Musen.

> Odi profanum vulgus et arceo.
> Favete linguis! Carmina non prius

---

1) Heyne fügte hier aus der von Herder später begonnenen, aber gleich abbrechenden Bearbeitung dieses Abschnittes nach Dessen Handexemplar hinzu: „daß ihr Lied, mächtig wie der Gott, Tiger bezwang und Löwen bändigte". — D.

2) Herder setzte später hinzu: „und Amors schweben". — D.

3) Späterer Zusatz: „in sanftem Fluge dahin, und jede seiner Melodien wird wie ein himmlischer Kuß der Liebesgöttin". — D.

4) Später „wetteifern die Hirten". — D.

Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque cantat![1])

Ja, sie sind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen poetischen Sinne; sie, deren schönes Ideal ein Abglanz der Natur ist, wie die Sonne sich im klaren Bache spiegelt; deren dichterischer Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet und von ihrer Tochter, der himmlischen Grazie, ausgemalt worden; deren Bilder sich in den Glanz der Morgenröthe hüllen; deren Mund Melodie spricht, und deren stolzes Ohr Bilder sieht[2]) — sie sind der Nachahmung werth.

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der griechischen Philologie? Der unsterbliche Geßner, Ernesti und Klotz, ich will nur diese Drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen; aber meistens für das Große in Deutschland, blos durch Ausgaben. Der Erste ist Deutschland leider entrissen; der Zweite hat sich nach den Fußstapfen des Erstern, den Weg kritischer Genauigkeit gewählt und arbeitet in andern Bezirken; der Dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünscht man mehr eigne Arbeiten von ihm über die Griechen!

Wo ist ein Schutzengel der griechischen Literatur in Deutschland, der an der Spitze von Allen zeige, wie die Griechen von Deutschen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört; man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken, mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaß erscheinen, und dann suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn, und jeder ist ein Narr des andern; ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am Meisten,

---

1) Nach Hor., Carm., III. 1, 1—4. — D.

2) Die Worte „und deren stolzes Ohr Bilder sieht" wurden von Herder später gestrichen. — D.

kann ich dazusetzen, in der kritischen Welt; Jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes und glaubt sich alsdann schon als den besten Kunstrichter; den Wust lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der holländische und deutsche Wortgelehrte sieht Jenes seine französirenden Anmerkungen für noch etwas Aergers als Schlamm an. Der Franzose sagt: „Ja, davon wuchsen Blumen und Früchte!" und der Deutsche: „Das Meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend!" Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie, wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre ästhetischen Bon-mots nun denn oft gnug wiederholt und durchgearbeitet — wenn die Briten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben: wird alsdann nicht ein Zeitpunkt für die philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nutzen und ein ganzes philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir, auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach, und vielleicht dürften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie, wenn uns Jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es aus den Lateinern zu eröffnen anfing und Home es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig nützen, sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgarten'sche Aesthetik sehr genützt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen; es würde die Lehrbücher verbannen, die die französischen oder deutschen Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen; es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet; es würde zu einem philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nützlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stufe: wenn sich Uebersetzer fänden, die nicht blos ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen, „sondern auch seinen unterscheidenden Ton fänden", die sich in den Charakter seiner Schreibart setzten und uns „die wahren unterscheidenden Züge, den Ausdruck und den Farbenton des fremden Originals, seinen herrschenden Cha-

rakter, sein Genie und die Natur seiner Dichtungsart" richtig ausdrückten.*) Dies ist freilich sehr viel, aber für mein Ideal eines Uebersetzers noch nicht gnug. Die meisten Uebersetzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in kritischen Noten oder im Leben ihres Autors, und die meisten reden in der Vorrede Complimente oder von den Ausgaben ihres Autors, in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leser keinen guten gesunden Hausverstand zutrauen, oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von philologischer Gelehrsamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu übersetzt, und so ist ein Buch fertig: für den Uebersetzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in seine Bibliothek, für die Literatur? Nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn uns Jemand den Vater der Dichtkunst Homer übersetzte: ein ewiges Werk für die deutsche Literatur, ein sehr nützliches Werk für Genies, ein schätzbares Werk für die Muse des Alterthums und unsre Sprache, ja, so wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menschlichen Weisheit gewesen, so wie er der Mittelpunkt der griechischen und römischen Literatur wurde, auch das größte Original für die unsere — Alles dies kann eine Homerische Uebersetzung werden, wenn sie sich über Versuche erhebt, gleichsam das ganze Leben eines Gelehrten wird und uns Homer zeigt, wie er ist, und was er für uns sein kann. Wie sehr haben uns die Engländer hier schon vorgearbeitet! Thomas Blackwell's Untersuchung über das Leben und die Schriften Homer's (und leider ist dies schätzbare Buch, das in England so hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutsche übersetzt), eine Untersuchung, die sich den hohen Satz aufgiebt: „Welch ein Zusammenfluß von natürlichen Ursachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?" die diesen Satz aus den Geheimnissen der griechischen Literatur und Geschichte mit wahrem kritischen Geist erklärt und zum Homer ein Schlüssel ist. Diese Abhandlung sollte statt Einleitung sein, eine Einleitung, die fast nie so nothwendig ist, als wenn wir uns dem ältesten, dem göttlichsten, dem unübersetzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigsten Untersuchungen der Alten über den Homer, und was er bei ihnen Alles geworden ist, was er bei uns sein kann und soll, wie wir ihn ohne Mißbrauch nutzen müssen, ohne doch jemals Homere werden zu können.

Dies ist der Eingang; und die Uebersetzung? Beileibe muß

*) Th. 18. S. 145—147. — H. [Der Brief ist von Resewitz. — D.]

sie nicht verschönert sein, wie noch jetzt die neue Bitaubé'sche als ein Gräuel der Verwüstung dasteht. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben Alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern, sich seinen ehrwürdigen Bart und alte einfältige Tracht abnehmen lassen; französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publicum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.

Und die beste Uebersetzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem kritischen Geist dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Uebersetzer diese Reise thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme und die Schätze zeigte, die er selbst gefunden. Als Leute, die dieses Reisens nicht sehr gewohnt, zum Theil dran verekelt sind, mache er uns aufmerksam, führe uns als Kundschafter umher, die sich nicht um Schulgeschichten und Wortklaubereien, sondern um das ganze große Staatsgeheimniß der griechischen Literatur bemühen. Man weiß, was französische Anmerkungen des Geschmacks über die Alten sind: meistens Zergliederungen einzelner und oft unwesentlicher Schönheiten, die ihrem Publicum zur Zerstreuung, Erholung und Ergetzung geschrieben sind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennt die Grimmischen Noten zum Anakreon und die Ebert'schen zu Young; man kann also aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch schließen, wie durch Homer ein Publicum könnte gebildet werden nach griechischem Geschmack. Ich würde nicht gern Poesie und Hexameter bei dieser Uebersetzung vermissen, aber Hexameter und Poesie im griechischen Geschmack; sollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerksam zu machen, wie weit unsre Sprache und Poesie hinten bleibe. Es ist viel, was ich aufgebe, aber durch Alles dieses werden die Schönheiten kaum einigermaßen ersetzt, die im Homer unübersetzbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu setzen, füge ich ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchel's Uebersetzung des Sophokles und Euripides dazu; ein Urtheil des Geschmacks, ein Urtheil nach der Grammatik*) haben schon die Literaturbriefe gefällt! Ich kann sie nämlich, um vollständig davon zu urtheilen, jungen

*) Th. 20. S. 157, Th. 21. S. 3. 13. 81. — H. [Vgl. in der ersten Sammlung Fragment 6, oben S. 30. — D.]

tragischen Genies, Liebhabern der Griechen und deutschen Sprachrichtern in die Hände geben; was werden diese darüber urtheilen?

Den Genies, die blos ätherisch lesen, ist sie eine sichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie sehen den tragischen Geist der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung, können ihre Einfalt und ihre Zusammensetzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen: aber wo wird in ihnen der griechische Geist der Tragödie aus ihren patronymischen und mythologischen Geschichten entwickelt? und wo ist dies mehr nöthig als in den Chören, die ganz in die griechische Laune verwebt sind? Bei allem schweizerischen Schwulst, hört ein Genie wol die wahre Sprache des griechischen Kothurns in ihrer ganzen Schreibart und in den Bindungen, die dem poetischen Ohr im Griechischen so stark tönen, als sie sich im Deutschen in die Prose verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit, der Schwung, der theatralische Tritt, die musicalische Harmonie ihrer Originalsprache völlig, von denen sich noch eins und das andre durch das Klopstock'sche freie Silbenmaß hätte retten lassen? Ein deutsches Genie versuche es nach Steinbrüchel, tragische Chöre nachzubilden; werden sie wol im griechischen Geist sein? Indessen gebe ich's zu, daß Steinbrüchel durch seine Uebersetzung weit mehr Original ist, da er Deutschland mit den größten tragischen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach griechischer Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unser Theater noch am Wenigsten oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der griechischen Literatur legen ihn aus der Hand! Man sucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters und den Charakter seines Autors kostet und zu schmecken giebt.

Und die Sprache? Ist freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht blos die Schweizerwörter werden unausstehlich, sondern das Colorit der griechischen Einfalt soll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, ersetzt werden; da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Sirene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. Aber die Kühnheit des Uebersetzers verdient Aufmunterung, „die griechische Wortfügungen unsrer Sprache anpaßt"; nur muß sie keine blinden Nachfolger haben, die ein Exempel sogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müssen sein, die das classische Ansehen solcher Versuche beurtheilen.

Steinbrüchel fahre also in seinen Bemühungen fort und lasse sich die Kritiken blos zur Hilfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutschen so verschlossnes Buch, der den griechischen Nationalgeist so sehr in seiner Stärke zeigt und für unsre dorische Sprache und Genies bildend gnug sein könnte — auch Pindar*) muntre ihn auf, ein großer Uebersetzer, aber auch zugleich im griechischen Verstande ein Dolmetscher desselben zu werden. In tantis voluisse, laborasse, sudasse, sat est. Rühmlich kühn ist die Muse,

Pindarici fontis quae non expalluit haustus. [1])

Statt daß ich jetzt ein Verzeichniß hinsetzen sollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen sie zu übersetzen wären", will ich lieber die Uebersetzung des Tyrtäus,**) und noch mehr Daphnis und Chloë aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es leid, „daß die ungenannten Uebersetzer nicht darauf gefallen sind, den griechischen Text beidrucken zu lassen.... Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unserer Nation die fast verloschene Liebe zur griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des guten Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle Art, wenn wir die englische Nation lieber in dem Studio der griechischen Sprache als in gewissen andern Dingen nachahmen wollten."***)

Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winckelmann in Absicht auf die Kunst konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winckelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische

*) Th. 2. S. 211—227. — H. [Der Brief ist von Lessing (Dessen Werke, Th. IX. S. 110—117). — D.]
**) Th. 17. S. 11—15. — H. [Der Brief ist von Nicolai. — D.]
***) S. 16. — H.

[1]) Nach Hor., Epist., I. 3. 10. — D.

Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man untersuche nach ihrem Wesen die Dichtkunst der Griechen, ihren Unterschied von den übrigen Völkern und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland; hier würde sich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wie fern ihr Himmel, ihre Verfassung, Freiheit, Leidenschaften, Regierungs-, Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weisen, die Anwendung, das verschiedne Alter, ihre Religion und ihre Musik, ihre Kunst, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. s. w. sie zu der hohen Stufe erhoben haben, auf der wir sie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung und ihre individuellen National- und Localschönheiten, um uns von solchen Nachahmungen zu entwöhnen und uns zur Nachahmung unsrer selbst aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt und mit unserm Stil verglichen. Alsdann von den verschiednen Zeiten der griechischen Poesie, wiederum mit einer pragmatischen Anwendung auf unsre Zeit, wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen sollen. Ein Ocean von Betrachtungen, in den sich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiser, ein geschmackvoller Kunstrichter, und ich möchte beinahe sagen, selbst ein Dichter wagen kann, ein Ocean, aus dem die meisten unsrer Weisen nur Tropfen kosten, an dem die meisten Dichter nur so trinken als die zum Siege bestimmten Streiter Gilead's.[1]) Und die Kunstrichter? Bringen dem Götzen ihres Aeon's mit demüthigem Stolze eine Handvoll Wasser aus demselben dar, wie jener Bettler dem persischen Monarchen.

Ein Werk von dieser Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir so wenig kennen; es muß den Quell des guten Geschmacks öffnen und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreien; den ganzen Knoten muß es entwickeln: wie weit kamen sie, und warum so weit? wie weit sind wir ihnen nach, wie viel weiter können und sollen wir? was werden wir nie erreichen, und warum nicht?

Zufolge der Bemerkungen der Literaturbriefe über das Ideal*) und die vollkommenen dramatischen und epischen Charaktere (Bemerkungen, die ich sehr schätze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart

*) Th. 7. S. 124 f.; Th. 9. S. 49—56; Th. 14. S. 252—255. — H. [Die beiden ersten Stellen sind von Mendelssohn, die dritte ist von Abbt. — D.]

[1]) Herder verwechselt hier Gilead mit Gideon. Vgl. Richter 7, 5 ff. — D.

eingerückt und mit dem Ideal unsrer ausgearteten Zeit verglichen; bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich sie, allein bei der dritten — ließ ich sie aus, weil sie mir noch selbst auf Seiten der Griechen zu wenig gnug that und auf Seiten unsrer nothwendig hie und da frei werden mußte. Ich fahre also lieber im Ton meiner Fragmente fort und frage:

B.

Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1. Klopstock mit Homer verglichen.[1])

Wie weit sind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige deutsche Genies in der Stille blos unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht *) ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da, ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortrefflicher als jenes am Hofe des Philadelphus!

Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger sein, er mag moralischer sein; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen, und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sei als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat Klopstock ein Homer sein wollen? Nach seiner Abhandlung „Von der heiligen Poesie" scheint er mehr vom Virgil zu machen und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er als ein heiliger Virgil die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr als das Seltene in seinem Gedichte. Aber Homer? Ja, wenn ich Klopstock's Inhalt der Gesänge lese, so denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten?), bei

*) Th. 1. S. 34. — H. [„Klopstock würde Homer, Cramer Pindar, Uz Horaz, Gleim Anakreon, Geßner Theokrit, Wieland Lucrez. Wieland Lucrez? So geht es, wenn man träumet!" Der Brief ist von Lessing (Dessen Werke, Th. IX. S. 48). — D.]

---

[1]) Diese zur Uebersichtlichkeit nothwendige Ueberschrift fehlt im Drucke; sie ist nach Herder's Inhaltsverzeichniß hinzugefügt. — D.

den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichnissen reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung gnug habe, jenen griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllt, die von Morgenröthe strahlen. Vielleicht ist es für Klopstock die größte Ehre, wie ich deshalb an das Zeugniß eines Franzosen*) mich erinnere, gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben; vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer, daß er seine Bilder gleichsam unsichtbar in die Seele malt, so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergetzten; vielleicht übertrifft das Moralische im Klopstock alles schöne Sinnliche im Homer; ja, vielleicht ist sein großes Talent, die Seele zu schildern, mehr werth als Alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sei meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine Poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.**)

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward ebenso wenig von allen Griechen verstanden als Klopstock von allen Deutschen! Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern ebenso rar als die wahren Dichter selbst gewesen! So ist es auch wirklich!"***) Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen steht, so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sonders etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten der jemals die Griechen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Vierteljahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homer's kennt, wo die griechischen Staaten sich erst zu bilden anfingen und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren als wir in einer gebildeten Sprache und einem ruhigen Staat. Man muß also nothwendig eine Zeit festsetzen; wann wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun, da sang er als ἀοιδός, und nothwendig also, wenn es damals καλοὺς κἀγαθοὺς gab, die gute, hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich.

*) Bitaubé in seiner Uebersetzung Homer's. — H.

**) Th. 19. S. 155 f. — H. [Die beiden ersten Bände der genannten Bibliothek werden dort von Resewitz (Q.) besprochen. — D.]

***) Th. 1. S. 49. — H. [Die drei Sätze äußert Lessing dort in umgekehrter Folge (Dessen Werke, Th. IX. S. 55). — D.]

Ist das Leben Homer's wahr, das man dem Herodot zuschreibt, so zog er umher, fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten und Ehre in den Staaten; seine Sprache war göttlich, neu, aber im Ganzen verständlich, weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen Republiken, wo die Mundart schon mehr politisch geworden war, da war seine Sprache fremde, ungewöhnlich, und in Athen, wo er nachher so viel galt, kostete ihm seine Raserei 50 Drachmen. In dieser poetischen Zeit betrachtet, möchte also das ebenso wenig, das der Kunstrichter behauptet, nicht genau eintreffen; damals war seine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunst waren häufiger und die Dichter selbst — wer die Dichterei der alten ῥαψῳδῶν und ἀοιδῶν kennt, wird ihre Dichtkunst unmöglich mit der unsrigen vergleichen.

Meint aber der Kunstrichter die Zeit, da Homer gelesen wurde, so trifft es ebenso wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erst in der 61. Olympiade gesammelt, da er doch nach der gemeinsten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die Alle, die den Homer verstehen sollten? Ich nehme eine mittlere Größe an: laß es gute, hübsche Leute gewesen sein (καλοὶ κἀγαθοί)! Nun weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte seines ersten Gesprächs gekommen, daß Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit auch des Homer's Bücher zuerst nach Athen gebracht und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die nicht blos bis an Platon's Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erklärt wird? Ich sage erklärt ward; denn dies zeigt Platon's ganzes Gespräch Io — eine Unterredung, deren Name schon gnug ist, daß Jeder der sie gelesen, das Vorige ebenso wenig einschränken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Io im Namen aller Rhapsodisten vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode und auf dem Leichensteine: „Dieser hat den Homer auswendig gewußt, am Besten declamiren, am Gründlichsten erklären können“? Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? Und das Alles, ohne Homer mehr zu verstehen als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich

von einander, und sie entfernen sich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen gelesen wurde, sagt Xenophon — doch nein! hier stoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwischen Wieland und Fll. [1]) Gelegenheit zum Streit über καλὸς κἀγαθός gegeben; ich setze also lieber das Zeugniß eines griechischen Ramler's hin, des sorgfältigen Isokrates: Οἶμαι δὲ καὶ τὴν Ὁμήρου ποίησιν μείζω λαβεῖν δόξαν, ὅτι καλῶς τοὺς πολεμήσαντας τοῖς βαρβάροις ἐνεκωμίασε, καὶ διὰ τοῦτο βουληθῆναι τοὺς προγόνους ἡμῶν ἔντιμον αὐτοῦ ποιῆσαι τὴν τέχνην, ἔν τε τοῖς τῆς μουσικῆς ἄθλοις καὶ τῇ παιδεύσει τῶν νεωτέρων, ἵνα πολλάκις ἀκούοντες τῶν ἐπῶν ἐκμανθάνωμεν τὴν ἔχθραν τὴν πρὸς αὐτοὺς ὑπάρχουσαν. *)

Wo wird nun in unsern Schulen unser Homer in diesem Zwecke gelesen? Das Geschichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wol aus seinen historiis selectis, daß Alcibiades jenem Schulmeister eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte. „Dummkopf," sagte er, „auch Deine Schüler willst Du zu Dummköpfen machen?"**) Dies Geschichtchen hat nun wol ein Knabe gelesen, aber deutsche Homere? Viel eher, sage ich, in der Angst den griechischen selbst. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunstrichter wider die Bekanntschaft Homer's aus dem Xenophon macht, und wie ich fast dazusetzen kann, myopisch macht. Man warf dem Sokrates vor, er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an sich gefährliche Lehren enthielten, sondern die er in einem für den damaligen Athenienſischen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates grammatisch oder poetisch mißgedeutet, sondern politisch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigensinn deute, sondern daß es Xenophon selbst sagt, zeigen seine Worte augenscheinlich: „Sokrates, so sagte sein Ankläger, pflegt auch oft Homer's Gedichte anzuführen, daß z. B. Ulysses den Vornehmern mit freundlichen Worten zugesprochen, wenn sich aber ein Geringerer unnütz machte, so schlug er ihn mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu sein. Dies hat er so ausgelegt, als wollte der Poet, man sollte die Geringern blos mit Schlägen ziehen. Allein",

*) *Isocr.*, *Panegyr.* [159]. — H.
**) *Plutarch.*, *Alcib.* [7]. — H.

[1]) Lessing, nach seinem Zeichen in den „Literaturbriefen." Am 10. Juni 1767 äußert Hamann gegen Herder, er befürchte, Dieser werde bald strenger als das Publicum seine Ansicht über καλοκἀγαθία beurtheilen; er selbst habe im Aristoteles zwei entscheidende Stellen gefunden. — D.

setzt Xenophon dazu, „das hat Sokrates gar nicht gemeint, sondern" ꝛc.*) Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volk so viel geltenden Dichter zu bestätigen suchte! Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Sokrates mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus mußte als ein Verehrer des Homer's eben dagegen am Meisten eifern, daß Sokrates seine Lieblinge, die Dichter, so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsahen, ob dies der wahre Verstand sei (das that hier ja nichts zur Sache), sondern weil er den Staat störte; wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Jugend den Homer gelesen, so betraf es ja hier keine moralische Lehre und noch weniger poetische Schönheit, sondern eine politische Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieser Fll. bei seinen kritischen Streitigkeiten sonst reichlich bewiesen hat, nachahme; eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates' Munde so gemißhandelt sahen; eben weil sie viel von dem Ansehen eines Poeten zu befürchten hatten, den Jeder für göttlich hielt, den die καλοὶ κἀγαθοί auswendig wußten — so nahmen sie die Sache so ernsthaft.

Ueberhaupt zeigt dieser ganze Proceß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunst im hohen griechischen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns so ein Original nach Sprache, Sitten, Geschichte, Fabeln und Melodie sein kann, als es jener für die Griechen war. Jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage, Mythologien von Göttern, die ihre Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren: unsere Leser der deutschen Homere gehen vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach französischem Schnitt; sie lesen statt Mythologien Gellert'sche Fabeln, und statt Hexameter und Rhapsodien singen sie Kirchenlieder. Nach der Bekanntschaft und Bildung des Geschmacks ist entweder Gellert unser Homer — oder er soll noch geboren werden. Denen, die darüber

*) Im ersten Buch der „Denkwürdigen Reden" [2. 58—60]. — H.

staunen, wie Gellert und Homer zusammenkommt, schreibe ich eine Stelle ab, die richtig gnug ist:*)

„Für ganz Deutschland ist es ohne Widerspruch Gellert, dessen Fabeln wirklich dem Geschmack der ganzen Nation eine neue Hilfe gegeben haben. (Fragt die erste die beste Landpredigertochter nach Gellert's Fabeln: die kennt sie — nach den Werken andrer unsrer berühmten Dichter: kein Wort.) Nach und nach haben sie sich in die Häuser eingeschlichen. Dadurch ist das Gute in der Dichtkunst in Exempeln und nicht in Regeln bekannt und das Schlechte verächtlich gemacht worden. Denn der Geist und der Geschmack einer Nation sind nicht unter ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer Erziehung zu suchen. Diese beiden Geschlechter gehören gleichsam keinem Lande eigen. Aber unter dem Theile der Nation liegen sie, der von fremden Sitten und Gebräuchen und Kenntnissen noch nichts zur Nachahmung sich bekannt gemacht hat." Das ist nun Gellert in Absicht des Geschmacks; aber was war Homer in Absicht der Religion, der Künstler, der Dichter, der Redner, der Weisen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung für die καλοὺς κάγαθούς der Griechen?

Dies böse griechische Wort verfolgt mich, so sehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten ist nicht eher aufgelöst, bis es bestimmt ist. Denn so fragt der Kunstrichter:**) „Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen Denen unter ihnen verstanden, welchen das Beiwort καλοὶ κάγαθοί zukam?" Seine Frage ist so viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus leugnet, Valerius bejaht;[1]) wem von Beiden glaubt Ihr Römer?

Außer dem, was ich schon angeführt, kann ich mein erstes Ja mit folgender Stelle aus Xenophon's Schmause[2]) giltig machen: „Mein Vater," sagt Niceratus, „der mich zum tüchtigen redlichen Mann (ἀγαθός) machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte Homer's auswendig zu lernen, so daß ich noch jetzt die ganze Iliade und Odyssee hersagen kann." Hier war ein guter, hübscher Mann, der seinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn also Homer lernen: so wurde also Homer mit der Jugend getrieben; so wurde er gewiß von Denen verstanden, die gute, hübsche Leute waren; denn sie waren durch ihn dazu gebildet.

*) Abbt, „Vom Verdienste", S. 367 f. — H.

**) Th. 1. S. 46. — H. [Eben Lessing (Dessen Werke, Th. IX. S. 54). — D.]

[1]) Quintil., V. 12. 10. Der Ankläger hieß nicht Valerius, sondern Quintus Varius. — D.
[2]) Conviv., 3. 5. — D.

Aber heißt καλὸς κἀγαθός ein guter, hübscher Mann, oder ist es ein Schweizer-Virtuose? Beide Parteien können Recht behalten, wenn sie sich anhören wollen, und wenn sie Staub unter die Augen streuen,*) hat es vielleicht Keiner von Beiden. Mehr als ein guter, hübscher Mann und weit weniger als ein Shaftesbury'scher Virtuoso, nach dem hohen Geschmack unsrer Zeit. Ich erinnere mich, die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein Andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλὸς κἀγαθός. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben; es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen politischen Sitten. In den Zeiten, da ἀρετή, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete, galt blos ein braver Mann ἀγαθός. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft gnug sagt: ἀγαθὸς γάρ εἰμι. So wenig hier das ἀγαθός eine moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo Tapferkeit über Alles galt, so wenig litte dieses Zeitalter καλοὺς κἀγαθούς im feinen Verstande des Shaftesbury. Auch das Wort καλός hat diesen Ursprung gehabt und wurde von den ἀνδράσιν ἀγαθοῖς gesagt, die in der Schlacht εὖ und καλῶς (tapfer) stritten. Aber mit der Zeit verfeinerte sich der Geist der Sitten, das Wort ἀρετή hieß Brauchbarkeit, das Wort ἀγαθός und καλός hieß ein tüchtiger Mann in Geschäften, und selbst der Ehrenname ἀνήρ verlor etwas von seiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war, so übernahmen es sich also die Weisen, solche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menschen und tüchtige Bürger waren. So fragt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laërtius:[1]) „Sage mir, wie kann man ein καλὸς κἀγαθός werden?“ und Dieser führt ihn in seinen Unterricht. So sagt Nicerat in der angeführten Stelle: „Mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (ἀγαθός) machen wollte, ließ mich den Homer lernen.“ So trugen es die Athenienser, die vorzüglich

*) Th. 1. S. 52. — H. [Lessing hatte Wieland vorgeworfen, er wolle seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen (Dessen Werke, Th. IX. S. 56). — D.]

[1]) I. 6. 48. — D.

nach dieser politischen Cultur strebten, beständig im Munde (καλὸς κἀγαθός); und es war bei ihnen, wie ein Scholiast sagt: summa omnis laudationis! Und also gewiß nothwendig mehr als ein guter, hübscher Mann bei uns.

Der Recensent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλὸς κἀγαθός etwas mehr als dies bedeute? Wohl, es sei eben die Stelle,*) in der er nichts als den guten, hübschen Mann finden will. Schade, daß ich mehr darin finde und eben die Beschreibung des καλοῦ κἀγαθοῦ. Sokrates fragt den jungen Theages im Plato:[1]) Τί οὖν οὐκ ἐδιδάξατό σε ὁ πατὴρ καὶ ἐπαίδευσεν, ἅπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδεύονται, οἱ τῶν καλῶν κἀγαθῶν πατέρων υἱεῖς; οἷον γράμματά τε, καὶ κιθαρίζειν, καὶ παλαίειν καὶ τὴν ἄλλην ἀγωνίαν. Können hier καλοὶ κἀγαθοί füglich gute, hübsche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! sie ließen ihre Söhne, um sie auch zu καλοῖς κἀγαθοῖς zu machen, Wissenschaften (nicht blos das ABC lesen und schreiben), die Musik, die nach der griechischen Denkart weit mehr schöne Kunst als bei uns und von der Dichtkunst unzertrennlich war, und schöne Leibesübungen erlernen. Wer also seinen Verstand, seinen schönen Geschmack und seinen Körper ausgebildet hatte, der war ein attischer καλοκἀγαθός: er war weder ein Weiser, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiser, Dichter und Olympischer Sieger zu werden. Wer einen griechischen κάλὸς κἀγαθός in seinem ganzen Glanze sehen will, der lese, obgleich nicht das Wort selbst als Ueberschrift drüber steht, einige Pindarische Oden auf seine griechischen Jünglinge, die doch mehr als gute, hübsche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuosen im Wielandischen hohen Gusto! oder lieber gleich im Geschmack des Shaftesbury, dem Wieland nicht blos den Begriff des Virtuosen, sondern auch die Analogie mit καλὸς κἀγαθός abborgt. Dieser Weltweise, der den Platonismus nach dem Modegeschmack seiner Zeit einkleidet und endlich auch in Griechenland diesen Lieblingsgeschmack findet, bestimmt seine Virtuosen so:**) The real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; such as have seen the World, and informed themselves of the Manners and Customs of the several Nations of Europe, search'd into their Antiquities and Records; consider'd their Police, Laws and Constitutions, observ'd the Situation, Strength and Ornaments of

*) Th. I. S. 52. — H.
**) *Characteristics*, Vol. 3; *Miscell. Reflex.*, p. 156, 182. — H.

[1]) Plat., Theag., 3. — D.

their Cities, their principal Arts, Studies and Amusements; their Architecture, Sculpture, Painting, Musick and their Taste in Poetry, Learning, Language and Conversation. Mit diesem Begriffe vergleicht er nachher das honestum, pulcrum, καλόν der Alten und philosophirt in seiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künste, der Geschmack an Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, der feine Ton im Umgange und der Urtheilsgeist über Polizei[1]) und Alterthümer die herrschende Mode war, so kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοὶ κἀγαθοί in dem weiten Verstande des Shaftesbury damals geblüht. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen und den Geschmack, der damals am Hofe Karl's II. galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes sein kann, aber den Begriff des griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fordert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland existirte, freilich das Lesen des Homer's, und das zwar als das erste ABC; aber ein moralisches Lesen des Homer's? Ein himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen; die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Polizei, Laune und Sitten, kurz, das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke schief urtheilen, schief lernen und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur griechischen und römischen Geschichte der Literatur einem Mann von Philologie, Geschichtskenntniß und Geschmack empfehlen, der Metamorphose genau nachzuspüren, die im Griechischen die Worte: ἀνήρ, ἄνθρωπος, ἀγαθός, καλός, φιλόκαλος, καλοκἀγαθός, κακός, ἐπιχειράγαθος, im Lateinischen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honestus, pulcher und liberalis, strenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren und sich mit demselben änderten. So lernt man Völker kennen und nutzen.

Ich will es hier nicht untersuchen, wie weit einige Schweizer, z. B. Wieland, Iselin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen,*) wenn sie ihre Erziehung und Politik uns an-

*) Th. I. S. 44, 50. — H. [Lessing fragt, wo Wieland seinen schönen und großen Begriff der alten Griechen her habe (Werke, Th. IX. S. 53. 56). — D.]

[1]) Im Sinne von Politik. — D.

preisen. Beinahe vom Diogenes dem Laërtier an findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verschönerte Gesichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb griechisch, halb nach neuerer Form.[1] Freilich können wir den Griechen Vieles ablernen, freilich sie zum Muster nehmen, aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird Alles Caricatur! Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden; aber man muß beinahe ausspeien, wenn Wieland*) auftritt und sagt: „Seht! den Kopf des Sokrates!“ Hier kann man wie Marcell dreist[2] antworten: „Wie, das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine ironische Geist und der redlichste Bürger, kurz, der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte Ihr Sokrates sein? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheits- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus schweizerischen Republiken.“ Und doch hat Wieland ja wirklich die Griechen gelesen? Quid fures faciant, audeant cum talia domini?[3] So sehr die Griechen ihren Homer nutzten, so wenig brauchten sie ihn auf Wieland'sche Art; denn Shaftesbury's Geist und Schriften herrschten damals wahrscheinlich noch nicht bei der moralischen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, ist ja augenscheinlich ganz was Anders! und in vielen Stücken was Anders, als wir heut nachahmen könnten, wenn wir auch Homere hätten!

*) Th. 7. S. 36. — H. [Herder schreibt hier irrig die in Zürich erschienene Schrift „Die letzten Gespräche Sokrates' und seiner Freunde von W.“ Wieland zu, wie Mendelssohn, der Beurtheiler von Wieland's „Clementina von Porretta“, daselbst S. 139. — D.]

---

[1] „Man wird dies wirklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verfasser sagt; auch Irrthümer können verjährt werden, und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner als die für die Griechen? Vielleicht ist der Verfasser selbst in sie gefallen.“ Zusatz Herder's am Ende der dritten Sammlung. — D.

[2] Als Hamann am 27. December 1766 Herder fragte, welchen Marcell er meine, erwiderte er: „Kennen Sie den dreisten, kühnen Marcell nicht, den der langsame Fabius nicht bändigen konnte, den stolzen Triumphirer in Rom, den Belagerer Syracus' und Eroberer zu Archimedes' Zeiten, den Keiner als Hannibal überwinden konnte?“ — D.

[3] Wieland führt (Werke, Th. XXXVIII. S. 335) den Spruchvers:

Quid fures facient, domini cum talia peccent?

irrig als Horazisch an. — D.

2. Pindar und der Dithyrambensänger.

Homere dürften wir also nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar seine besten Kronen und unter Andern auch den siebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unsern Dichtern setzt sich selbst dies Siegeszeichen auf und ruft: „Macht Raum, Mänaden!"[1]) Ist er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrsusstab, um es zu sein?

(Zum Voraus ein Wort in einer Parenthese. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Literaturbriefe sind so schielend und gebrechlich als diese,*) die einem Lehrmeistertone sich nähert, die bei dem Geräusche arm, bei aller Pracht von Belesenheit und kritischer Einsicht kurzsichtig und bei allen Planen und Vorschlägen dürre sein möchte. Die angeborne Lebhaftigkeit des Recensenten verspricht dem Dithyrambendichter scharf zuzusetzen und zuckt jedesmal zurück, um sich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was soll die Frage heißen: Kann man deutsche Dithyramben machen? Kann man nicht deutsche, so kann man auch keine malabarische Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dürfte diese nur zuletzt in Betracht kommen. Was darf es der Recensent mit so vieler Gelehrsamkeit beweisen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? Der Verfasser dürfte dieses ja aus dem lieben Erasmus Schmid[2]) allenfalls wissen! Und womit beweist es der Kunstrichter denn, daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können? Höchstens, daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt sein muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne griechische und lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? Auf welcher Classe muß denn der Dithyrambist sitzen, wenn er den Pindar intus et in cute[3]) kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren und absolut erst nach zwanzig Jahren Imitationen

*) Th. 21. S. 37—80. — H. [Die Beurtheilung ist von Grillo. Auch Nicolai war damit nicht zufrieden. Vgl. dessen Brief an Herder vom 19. November 1776 und die Beilage zum Briefe vom 24. December 1768. — D.]

1) J. G. Willamov hatte 1763 ohne seinen Namen Gedichte unter dem Titel „Dithyramben" erscheinen lassen. Vgl. Herder's Werke, I. S. 397 f., und Herder's Brief an Scheffner vom 31. October 1767 (Lebensbild, I. 2. 285 ff.). — D.

2) Herausgeber Pindar's (1616). — D.

3) Pers., III. 30. — D.

nach der Pindarischen Digression über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59—61! Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (S. 70) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreißen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt und Alles so stehen läßt, wie es ihm vom Präceptor dictirt worden ist? Und nun endlich die beste und geistigste Anmerkung wider die windichten, eiteln jungen Menschen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfasser der Dithyramben so ein windichter, eitler junger Mensch sei, der eine Strafpredigt über sein Mädchen sechs Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recensent beweisen, daß Pindar in seinen verlornen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernsthaften philosophischen Ton trunken geraſt? Wie mag ein Compliment lassen, das man nicht aus freiem Willen, sondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recensent für ein Collegium, darin er zeigt, wie man Pindar's ganze Manier zu malen bis auf seinen Adler lernen soll, damit unser deutscher Horaz auch für den Dithyrambisten eine Ode weihen müßte? — Meine Parenthese wird lang; aber dem Recensenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger sein, die ich auch, „aus einer mir angebornen Lebhaftigkeit thue; nicht als Kritiken, sondern als eine kleine Hilfe, mich selbst auf den Weg zu bringen, und was ich denke, zu sagen".

Ich bin nichts minder als der Verfasser oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe selbst mehr wider sie als die Literaturbriefe, aber wie ich hoffe, aus andern Gründen und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann diese Beurtheilung von einem Verfasser der Literaturbriefe sein; vermuthlich ist sie eingeschickt, weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber gnug! meine Parenthese ist zu Ende.)

Können wir Dithyramben machen, griechische Dithyramben im Deutschen machen? Originaldithyramben machen? Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entstanden sein? Darf ich eine Hypothese versuchen? Hypothesen muß man versuchen, wo man keine Nachrichten hat; wäre Demosthenes περὶ διθυραμβοποιῶν oder Aristotel's größter Theil der Dichtkunst nicht verloren, so würden wir wissen, statt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark; Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (ἀρετή) für Tugend und

trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feinen Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müssig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze; die sanften Grazien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur; rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur durch Opfer und Trunkenheit — und unter den ältesten Göttern war immer auch ein Oenotrius,[1] ein Weingott; man heiße ihn, wie man wolle.

Jetzt wurde also die trunkne Dichtkunst an die Altäre zur Entsündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte sich also wieder der Religion; ihr Gesang war voll von der thierisch-sinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob sie wieder zu einer gewissen mystisch-sinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Gesang in doppeltem Verstande. Die Priester, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalsagen eine Mythologie zusammen, die sich zu ihren rauhen Gesängen bildete, mit denen sie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienstes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernsten Schatten als den Vater der Dichtkunst erblicken, schrieb noch mit pelasgischen Buchstaben den Feldzug des Bacchus. Anthes der Böotier sang Bacchische Hymnen. Orpheus, der Bezähmer der Griechen durch Gesetze und Gottesdienst, weihte die Trunkenheit in seine Eleusinischen Heiligthümer ein, um sie zu bezähmen; daher er auch ihr Opfer wurde. Musäus und sein Sohn Eumolpus sangen ebenfalls den Bacchus. Kurz, die ältesten Namen der Dichter, die beinahe selbst Fabeln sind, alle haben sich mit Bacchus beschäftigt.

Wozu sage ich Alles dieses? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit seinen Ursprung und Leben ziehe, daß wir also von ihm auch

[1]) Freigebildet nach Oenotrus, der Oenotrien den Namen gegeben; vielleicht auch Druckfehler statt Oenotrus, wie unten Dionysius statt Dionysus. — D.

nach Beschaffenheit dieses Zeitalters urtheilen müssen. Entsprungen unter berauschten Tänzen des Volks, führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, seine Sprache, Silbenmaß, Bearbeitung, Musik, Declamation, Alles zeigt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat, er mag nun in Thebe oder dem wollüstigen Korinth von Einem oder dem Andern erfunden sein; gnug, es war noch eine Zeit, da sich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen*) Erfinder, bezaubern ließen. Ich sage sein Inhalt; denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrahle getroffen, mit brausendem Munde sang und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang, so paßt er am Meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Nationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythonisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Galler und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher nahten sich die letztern der Entzückung, die einer Raserei glich:

> Ὡς Διωνύσοιο ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος
> Οἶδα διθύραμβον, οἴνῳ συγκεραυνωθεὶς φρένας:[1])

daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: Ἀμφί μοι ἄναξ an; daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

> Auditis an me ludit amabilis
> Insania? Audire et videor pios
> Errare per lucos;[2])

daher jene göttliche Wuth:

> — — — immanis in antro
> Bacchatur vates, magnum si pectore possit
> Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
> Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.[3])

*) Wie Herodot [I. 24] anführt, den ich für mehr als Fabelschreiber halte. — H.

---

1) Verse von Archilochus. Herder ließ ὡς weg und schrieb Διονύσοιο. Es ist Διωνύσοιο zu lesen. — D.
2) Hor., Carm., III. 4. 5—7. — D. 3) Virg., Aen., VI. 77—80. — D.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze *Bearbeitung* so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die *Nachahmung* absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sah und der Tanz forderte, und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes und des Tanzes, wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes und Alles ungeheuer finden mußten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am Angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satiren Possenstücke, die Komödien Satiren und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im schönen Stil mußte das *große wüste Unregelmäßige* vorangehen.

Und eben diesem Zeitalter ist auch die dithyrambische Sprache gemäß, die in Worten *neu*, *kühn* und *unförmlich*, in Constructionen *verflochten* und *unregelmäßig* war; eine Sprache, wie sie vor ihrer Ausbildung ist. Alsdann hat noch jeder Sänger das Recht, *neue* Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; sie können *kühn zusammengesetzt* sein, weil Form und Lenkung nicht gnug bestimmt ist. Hingegen eine völlig gebildete Sprache ist nicht dithyrambisch, sondern vernünftig und mit Gesetzen umschränkt.

So auch das *Silbenmaß*: gesetzlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache, aber nothwendig desto polymetrischer, tönender und abwechselnder.

So auch die *Musik*: die phrygische Musik, die rasend machte, die Steine belebte, zum Treffen und Siege reif und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde, weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem *Staat* und Aristoteles aus seiner *Erziehung* verbannte — kurz, die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum διθυραμβῶδες gehörte, Inhalt und Form und Sprache und Musik und Silbenmaß, trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo Alles dies, und dies allein bei dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθύραμβός ἐστι κεκινημένος καὶ πολὺ τὸ ἐνθουσιῶδες μετὰ χορείας ἐμφαίνων, εἰς πάθη κατασκευαζόμενος, τὰ μάλιστα οἰκεῖα τοῦ θεοῦ.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergingen, so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben; ihre Be-

geisterung sank; ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von dithyrambischen Freiheiten; ihr Silbenmaß ward bestimmter und gebundener, ihre Musik dorisch. Das wahre διθυραμβῶδες war also vorbei, und man suchte es nachzuahmen. Daher kann Aristoteles den Dithyramben unter die nachahmende Poesie setzen, ohne doch dem Plato zu widersprechen, der das Gegentheil, wiewol in ganz andrer Verbindung, sagt. Es blieb noch immer ein festliches Vergnügen, sich in ihre Väterzeiten zurückzusetzen und die Sprache, das Silbenmaß, die Musik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieser mittlern Zeit, da sich das Dithyrambische gemildert hatte, mag es also die besten Gedichte dieser Art gegeben haben, die daher die Anfangsstücke verdrängten. Nachher aber trieben die Folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; sie mischten (nach Platon's Zeugniß in seiner Republik) Alles unter einander und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu sehr den Geschmack der Dichtkunst, den Geist der Religion, die Stufe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben, bei denen der Atys des Catull's nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart; ihre Religion war geistiger und politischer, ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen; ja, selbst ihre kälteren Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstrahl des Weins; sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten sein sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurückfinden? Erst beantworte man die kleine Frage: „Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten?" Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, Alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der griechische Dionysus würde die Trauben unsers Landes und unsre Dithyramben wegwerfen und ausrufen: Procul, profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig sein, als sie bei uns oft so lächerlich wird, than Jugg-

lers talking to Familiar. Wo sind unsere Bacchischen Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an durch Unterricht und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten? Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetisch-Wahre, das dem Nationalgeist Eigne, und darf ich dazusetzen, fast ganz das Licht der Anschauung verloren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sah? Wir wandeln in einer politischen Wüste. Wo ist die Dithyrambensprache? Die unsre ist viel zu philosophisch altklug, zu eingeschränkt unter Gesetze und zu abgemessen, als daß sie jene neue, unregelmäßige, vielsagende Sprache wagen könnte. Wo die dithyrambischen Silbenmaße, da unsre Sprache und alle neueren selbst zum Hexameter, noch minder zu den Silbenmaßen des Pindar's und der Chöre vieltrittig gnug ist und gegen griechische Dithyramben völlig ungelenkig lassen müßte? Wo sind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchussprünge an Freudenfesten? Der Dithyrambe gehörte ja sowol zur mimischen als lyrischen Poesie; und wie könnten wir ihn also nachmachen, da wir die hohe Tanzkunst der Alten nicht haben, nicht kennen und sogar selbst bei allen Nachrichten der Alten nicht durchgehends begreifen können? Und von ihr bekam er doch Geist und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdann blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Ursache, Zwecke und Hilfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine bessere Art der Gedichte bekämen? Kaum! Dithyramben, nach dem griechischen Geschmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unsre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Rasende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unsinnig, weil der Dithyrambist, der Weissager und Unsinnige mit zusammengeschlungenen Händen zu gehen scheinen und ein elektrischer Funke nach ihren verschiednen Körpern auch unterschiedne Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unsere grammatischen und ästhetischen Gesetzgeber Verbrechen wider die Regeln scheinen; die Einbildungskraft würde der gesunden Vernunft und dem Sens-commun unsers lieben Zeitalters Eintrag thun. Vielleicht trug Alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen; und gäbe es Dithyrambensänger zu unsrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihren βοηλάταν[1]) zu

[1]) Βοηλάτας heißt der Dithyrambus Pind., Ol., XIII. 26. — D.

bezahlen und sie reisen zu lassen. Weß aber sollte der Stier sein, den wir ihm geben? Des Volks nicht; denn er schriebe ja Dithyramben, nicht zu tanzen und mimisiren, sondern zu lesen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn schreien! Der schönen Geister auch nicht; deren schönes Ideal möchte dadurch verletzt werden! Der ernsthaften Kunstrichter auch nicht. Er mache sich also fertig, ohne Stier nach Hause zu reisen.

Aber wie? er singe nach dem Geschmack seiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die dithyrambische Kühnheit und Sprache, deutsche Dithyramben? Deutsche Dithyramben sind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet, und gegen unsre schon bekannte Dichtarten nichts Neues! Ein solcher Dithyrambe, nach dem richtigen Geschmack unsrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeisterung, ohne dithyrambische Sprache, in eingezognen Silbenmaßen, gehört so wenig in den Bacchustempel als jene Geschenke in den Tempel des Mars nach einem griechischen Sinngedicht: *) „Wer hing diese glänzenden Schilde, diese blutlosen Waffen, diese unversehrten Helme hier auf? Dem Menschenwürger Mars solchen häßlichen Schmuck? Will ihn nicht Jemand aus meinem Tempel werfen? Ich erröthe ganz! Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinksäle feiger Säufer, nicht an den Altar des Mars! Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, durchstochne Helme, die sind mein Vergnügen!" Alsdann sind solche deutsche Dithyramben nach einem feinen Ideal unsrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft oder begeisterte Trinklieder, sie mögen sein, wie sie wollen. Alsdann sind Uz, Lessing, Weiße, Gerstenberg in seinem Gedicht Cypern, Schmid in seinem Noah, dem Weinerfinder, der Verfasser der ersten Cantate zum Scherz und Vergnügen unsre Dithyrambendichter, oder vielmehr unsre alten Trinkbrüder, die sich einen willkürlichen Namen geben.

Ich verzweifle also beinahe an Dithyramben, selbst wenn wir die griechischen hätten. Nun aber ist Alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterscheidenden Begriff von ihnen bestimmen. Ein Scholiast hat den andern ausgeschrieben; denn je weniger man weiß, desto mehr wiederholt man das Wenige und ertappt vielleicht den Dithyrambendichter sowie den Kometen blos in seiner größten Excentricität. Horaz in seiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen und gewiß

*) S. Anthol., 1. B. — H. [Nach der Ausgabe von Reiske, Anthol. Graeca, IX. 322. — D.]

daran gar nicht gedacht, daß Jemand einmal jedes von seinen Worten auffädeln und sich aus seiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künstlich zu rasen, nüchtern zu taumeln, bei Wasser ein regelmäßiges Evan! zu rufen. Die meisten Poetikenschreiber halten sich bei der πολυπλοκία der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptstück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeistes wäre.

Und überhaupt, da es schon eine kalte Begeisterung ist, die blos aus Beispielen aufgewärmt wird, so ist's lächerlich, sich ohne Beispiele durch Regeln, oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten entzücken zu wollen; über Flicknachrichten sich einen Weg zur Begeisterung bahnen, aus Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen. Da hat der dithyrambische Hegesander recht:

Μειρακιεξαπάται καὶ συλλαβοπευσελαβηταί,
Δοξοματαιόσοφοι, ζηταρετησιάδαι. [1])

Gnug von diesen dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu christlichen und deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung sein sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben, die zwar gar nicht in seinen Plan fallen, die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum [2]) riethen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben, sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten; [3]) es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben, die Vorrede verspricht sie nur halb, und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst. Der Kunstgriff, uns seine Sammlung von Liedern als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst; denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen, so ist ja Alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes, aber kein Odenganzes. Ich glaube doch nicht,

---

[1]) Athen., IV. 53. Hegesander war kein Dithyrambendichter, und das Epigramm ist nicht von ihm. — D.

[2]) Hor., Ars Poet., 388. — D.

[3]) Willamov. — D.

daß, um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter grenzt. Der soll mein großer Apoll sein,[1]) der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit oder Ort oder Inhalt oder nach den Gesetzen der Einbildungskraft findet. Vermuthlich aber nach den Gesetzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun, so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet sein können, um (Alles zugegeben) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbaulicher Standpunkt gewesen, um nachher Kirchenseufzer an die heilige Mutter zu schicken — aber jetzt ist es widersinnig, daß eine trunkne Mänade an dem Wagen Bacchus' jetzt Erdbeben, jetzt eine Entsetzung der Festung, jetzt die Schöpfung eines Reichs, jetzt Krieg, jetzt Frieden singt, neun Uhrwerke ablaufen läßt und alsdann vom Bacchus höflich Abschied nimmt. Folgt es wol aus der Begeisterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu singen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mänade wird abenteuerlich, die sich jetzt an den Wagen des Bacchus drängt, den Augenblick am Hebrus und Rhodope,[2]) den Augenblick drauf bei Naxos ist, wo sie (die Weitsehende!) Tokay und den Rhein sieht, wo sie schwärmt, wo sie singen will hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo sie vom Bacchus begeistert ausruft: „Hört!" und an ihren Begeisterer und an seinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebirge spazieren fährt, bis sie sich ihm endlich empfiehlt und mit ihrer Daphne forteilt. Nun, Vater Bacchus, hilf! Eine Mänade mit der Daphne! eine Liebe zwischen zwei Mädchen! Die gute Mänade muß sich vor dem Namen eines Bacchanten schämen.

Kein Ganzes also! und noch weniger ein Bacchisches Ganzes! Das begeisterte: Ἀμφί μοι, ἄναξ, der alten Dithyramben schallt nie in unsern Ohren; nie singt die Mänade, als wäre sie am Wagen des Weingotts; gar kein Standpunkt, den die erste Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Ist es Bacchus, der da begeistert, oder bist Du, liebe Muse,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didst inspire Wythers, Pryn and Vickars
And force them, tho it was in spite
Of Nature, and their Stars, to write
Who, as we find in sullen Writs

---

[1]) Virg., Buc., III. 104. — D. [2]) Hor., Carm., III. 25, 10. 12. — D.

And cross-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want,
The Wonder of the Ignorant,
The Praises of the Author, penn'd
B' himself, or Wit-insuring Friend
Canst make a Poet, spite of Fate.

Der Bacchus dieser Mänade ist nicht der wahre Bacchus, nicht jener schöne griechische Knabe*) „der die Grenzen des Lebens betritt, bei dem die Regung der Wollust wie eine zarte Spitze der Pflanze zu keimen anfängt, der, wie zwischen Schlummer und Wachen, in einen entzückenden Traum halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt, dessen Züge voll Süßigkeit sind, dem aber die fröhliche Seele nicht ins Gesicht tritt". Dieser schwindelt im Wagen; ihm glüht die Wange, er verschüttet den Becher, er lacht, er schlurft Tropfen! Ein besoffner Satyr kann das sein, nicht aber der griechische Bacchus! Ich rathe der Mänade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht statt des Mars umarmte. Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe, sehen wir aus der Dithyrambe Die Himmelsstürmer. Hier, hofften wir, hier wird im Streit Dionysus eine Hauptperson machen; wir werden ihn im ganzen Lichte sehen:

— — Διόνυσον ἐρίβρομον, εὐαστῆρα,
Πρωτόγονον, διφυῆ, τρίγονον, Βακχεῖον ἄνακτα,
Αγριον, ἄῤῥητον, κρύφιον, δικέρωτα, δίμορφον,
Κισσόβρυον, ταυρωπόν, ἀρήιον, εὔιον, ἁγνόν,
Ὠμάδιον, τριέτη, βοτρυότροφον, ἐρνεσίπεπλον. [1])

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dürfen wie jener Schiffer im Homer, **) da er ihn ansah: „Entweder Zeus ist er oder der Apoll mit dem silbernen Bogen oder Neptun; denn den sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, sondern den Göttern im Olymp!" sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer werden wir ihn sehen, oder wenn Alles mißglückt, so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal siegbringend ist. So hofften wir, aber Alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel, seine Zofe sieht zu und ruft endlich mit offnem Munde:

*) Winckelmann, Geschichte der Kunst, Th. 2. — H.
**) Hymne auf Bacchus [19—21]. — H.

[1]) Orph. hymn., 30. 1—5. — D.

„Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?“

Bacchus ermuntert sich aus seiner Schlaftrunkenheit, reibt sich die Augen, will nicht ins Feuer; endlich sehen wir ihn im Löwenpanzer (den er vermuthlich lange gesucht haben muß) — aber dem schläfrigen Helden zum Glück redet Zeus Gewitter, und Evan erscheint nicht eher, bis die Feinde weg sind! So unnütz ist er durchgängig; daher fragt die Mänade auch so wenig nach ihm, es sei denn, wenn er einmal Friedrich begegnet und ausruft: „Das ist er, das ist er!“ Daher giebt sie ihm auch den Abschied:

„Fahr hin, fahre hin, Du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!“

Nichts schlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeisterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene dichterische Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrifft, was vom Tonkünstler Melodie borgt, um sich zu beleben, was vom hohen mimischen Tänzer gleichsam Bewegung annimmt, kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchischen Propheten!

Ich nehme das beste und einzige dithyrambische Süjet in dieser Sammlung: Die Himmelsstürmer, um dies fortgehende Gemälde aufzusuchen. Im Anfange gar kein Standort und kein Gesichtspunkt, den Pindar doch seinen verworrensten Oden so sorgfältig und wenigstens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er sie herführt, einigemal zurückleitet, und auf dem er sie krönt.

„Mit güldenen Säulen wollen wir,
Wie am prächtigen Palaste,
Den fest errichteten Eingang stützen;
Denn wer ein Werk beginnet,
Der mache vortrefflich den Anblick.“*)

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus, so taumelt die Mänade nach dem Ende der vorigen Dithyrambe an Bacchus' Wagen, und

„O Wunder!
Sie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
Entschlafne Aeonen vorbei“

So fiel jener Gascogner aus dem Fenster ein Maß von drei

*) Pindar, Anfang von *Olymp.*, VI. — H.

Jahren herunter! In die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit seinem Gefolge nicht selbst in die Kindheit der Welt gehört? Ist das Standort? Bacchus soll ja selbst im Treffen sein; die Mänade soll ja den Sturm selbst sehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln, soll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzählen, sondern vormalen, so vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, sondern die Handlung selbst sehen. So macht es schon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambist?

Die Handlung geht an: die Mänade sieht den Aetna rauchen, besinnt sich aber geruhig, daß vormals ein Himmelssturm gewesen; sie macht uns also davon eine Erzählung, nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaß, taumelt zwischen dem Präsens und Imperfectum, malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen; ganz undithyrambisch schwankt sie zwischen der idealischen und sinnlichen Gegenwart. Jetzt sieht sie: „Der wurzelt den Kaukasus aus"; den Augenblick vorher: „Ich sah die Himmelsstürmer!" den Augenblick drauf: „Sie erthürmten sich Stufen, sie keuchten, sie schnoben" — und plötzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt,
Und Du, Lyäus, im Löwenpanzer!"

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zeus Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plötzlich befällt ihn wieder der Paroxysmus: „Und Ihr, und Ihr? wo seid Ihr?"— Antwort: „Sie heulen ihm tief im Bauche." Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zurufen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!?

Und dies ist noch in Absicht auf die Oekonomie des μῦθος der beste Gesang. Leser, ich bereite Dich blos, sie auch in andern zu suchen, und Du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wol die Mänade die Abreißung Siciliens? „Silen lehrte es ihr; jetzt (im Jahre 1766) liegt Trinakrien auf ihnen." Mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser; er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun.*)

*) Pindar, *Olymp.*, VI. 17—21 [32—36]. — H.

Οὐ φιλόνεικος ἐών
Οὔτ᾽ ὢν δύςερίς τις ἄγαν
Καὶ μέγαν ὅρκον ὀμόσσας,
Τοῦτό γε οἱ σαφέως μαρτυρή-
σω. μελίφθογγοι δ᾽ ἐπιτρέψοντι Μοῖσαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüthe greift, doch ohne Verzerrung des Arms? So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lärmmacher zeigt, so ahmt sein Priester ihm nach und macht überall ein Geschrei, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

„Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!“

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt?

„Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!“

Wer bricht je in diese Worte aus, der, sich selbst entrissen, empfindet und sieht! Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen lesen will, so hat man sie hier zusammen, bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geschichten! Nein, immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt, der Glanz der Neuern blendet höchstens oder betrügt im Dunkeln wie kaltes, todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortreffliche Dichter singen nicht durch Künstelei, sondern durch göttliche Begeisterung; wie die Korybanten nicht mit kalter Seele tanzen, so singen sie auch nicht mit kalter Seele, sondern sobald sie in die verschlungenen Labyrinthe der Harmonie gerathen, so rasen sie, schwärmen gleich den unsinnigen Bacchanten, die in ihrer Begeisterung Milch und Honig aus Bächen trinken. Auch die Dichter schöpfen aus Honigquellen und brechen, wie die Bienen ihren Honig aus Blumen saugen, ihre Gesänge von den grünenden Hügeln der Musen. Wahrlich, ein Dichter ist ein flüchtiges, ein heiliges Geschöpf, das nicht eher singen kann, bis es, von einem Gott ergriffen, außer sich gesetzt wird. Alsdann singt Jener Lobgesänge, Dieser Dithyramben.“*) In der That, ich wollte lieber diese wenigen Worte gefühlt als alle zehn Dithyramben gesungen haben, und doch fand der so begeisterte Sokrates sich blos tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben; also möchte mancher

*) Platon's Ion [5]. — H.

Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige dialogische Fabeln zu schreiben, aber vom „Verfasser der Dithyramben“ —

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall,*) den Einfall des großen Young's von seiner Höhe abzubrechen und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindar's Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie sieht, und wie sie es sieht, singt; aber die Ordnung der philosophischen Methode oder der Vernunft ist der entgegengesetzte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man sieht, beweist. Diese letzte im Pindar zu finden, ist noch wunderbarer als die Ordnung, die Rückersfelder und Erasmus Schmid in ihm fanden; sie aber, wenn sie auch in Pindarischen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das historische Thema viel zu sehr durchschimmert, als das stattliche Gebäude zu sein, womit Pindar seinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindarischen Oden sich selbst völlige Rechenschaft zu geben weiß, wird das beständige Hüpfen und ruckweise Fliegen unsers Dithyrambensängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindarischen Adlers vergleichen, der sich nicht auf Noten und Phrases stützt, der nicht zurücksieht, ob man ihn auch erreiche, sondern:

„Er glüht, er glüht,
Wenn er zur Sonne zielt und in ihr Feuer sieht
Mit starkem unverwandten hellen Blicke,
Bis er am Thron des Zeus die siebenfache Last
Der Donner mächtig faßt.“

Wenn Pindar sich von seinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren scheint, so findet er sich mit desto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muse ꝛc. zurück. So fließt ein majestätischer Strom, reich, um Arme auszulassen, und sparsam, sie wieder an sich zu ziehen, in seinem breiten Bette fort und wälzt sich mit hundert Händen brausend vom Felsen herab, um sich im Thale zusammenzufinden, ein großer gewaltiger Strom, der Name seiner Gegend — aber ein Regenguß, der sich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aesten ohne Stamm im Sande; er verliert sich namenlos und ist nicht mehr.

*) *De logica Pindari*, ein Programm von eben dem Verfasser. — H.

Und wo ist des Dithyramben Silbenmaß? Er spielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton. Wo ist die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger griechischer Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchste Musik, die stärkste Declamation, die größte Dichterei vereinigte? Dazu sind gar keine Gegenstände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski schenken wir seinen Tanz.

O Marsyas! so wirf die dithyrambische Flöte vom Munde, die Dich wie den Alcibiades verunziert! erst lerne von den Griechen Bacchische Gegenstände wählen; dränge Dich zu ihren Chören, Festen und Tänzen; lerne den Vater des Weins in seiner ganzen γενέσει und in seinen Thaten kennen; koste aus den Dichtern und aus dem dichterischen Plato etwas von dem heiligen Trank der Korybanten, statt Dich bei elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeschrieben; lerne vom Pindar, nichts Sterbliches zu sagen, und prüfe Deine Versuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter Letzt von den Griechen verrathen hat!

Τὸ διδάξασθαι δέ τοι
Εἰδότι ῥαῖτερον. Ἄγνω-
μον δὲ τὸ μὴ προμαθεῖν.
Κουφότεραι γὰρ ἀπειράτων φρένες.*)

Ich rufe dies unverdeutscht dem Verfasser zu, dem ich aus vielen Ursachen wünsche, Pindar zu sein, theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben,[1]) theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief:**)

Δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ
Γλώσσᾳ ἀκόνας λιγυρᾶς,
Ἅ μ' ἐθέλοντα προςέλκει
Καλλιρόοισι πνοαῖς. Ματρομά-
τωρ ἐμὰ Στυμφαλὶς, εὐανθὴς Μετώπα. —
Οτρυνον νῦν ἑταίρους —
Γνῶναί τ' ἔπειτ', ἀρχαῖον ὄνειδος ἀλα-
θέσιν λόγοις, εἰ φεύγομεν, Βοιωτίαν
Ὗν. Ἐσσὶ γὰρ ἄγγελος ὀρθός

*) *Ol.*, VIII. [77—80] p. 216, nach der Schmid'schen Ausgabe. — H.
**) *Ol.*, VI. [140—155] p. 160. 161. — H.

[1]) Auch Willamov war ein Ostpreuße, sein Vater Pfarrer in Herder's Vaterstadt Mohrungen. — D.

Ἡυκόμων σκυτάλα Μοισᾶν, γλυκὺς
Κρητὴρ ἀγαφθέγκτων ἀοιδᾶν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen, so finge ich an, wo jetzt die Dithyrambe aufhört, bei dem Triumphliede nach der Schlacht.[1]) Hier würde ich als Bacchante mit meinen Schwestern, den Mänaden, alle Thaten unsers Königes und seines Silen's, den Siegbecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen prosaischen Gedichten bei einem Mahl im Himmel die Götter singen läßt. Alles müßte Bacchisch sein: der Nektar die Ursache des Anfalls und der Nektar die Folge und der Nutze des Siegs. Den großen Peter würden Mänaden singen, die bei dem ersten Bacchusfeste zu Astrachan die Thaten dieses Noah und alsdann auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redseligkeit preisen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben, in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erscheint, die Schwerter werden Thyrsusstäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. Die Friedensdithyrambe würde auch anders, und Peter Feodorowitsch und Sobieski und Friedrich, auch Sicilien fiele weg — und im Detail müßte sich Alles ändern, wenn nicht der Titel sine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben, bleiben soll.

Ich beschließe, da meine Beurtheilung schon eine Rhapsodie Pindarischer Stellen gewesen, für die Leser, die sich an so viel griechischen Worten geärgert, mit einem didaktischen Trinkliede, das freilich nicht so sehr vom Trinkliede abweichen möchte als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar*) immer „eine Schwachheit an sich, der die mehresten unsrer Poeten unterworfen sind" (daher sind sie auch „windichte, eitle, junge Menschen"); „es vertauscht offenbar den männlichen ernsthaften Lehrton gegen einen tändelnden"; aber wer kann sich helfen, es sagt doch die dithyrambische Meinung eines Freundes über griechische Dithyramben.

„Dithyramben soll ich singen,
Hier bei deutschem Wein?
Nein, hier soll kein griechisch Lied erklingen,
Deutscher Vater Bacchus! Nein!

Haben diese Trinkpokäle
Dithyrambenmaß?

*) Th. 21. S. 74ff. — H.

[1]) Vgl. Herder's Werke, I. S. 401 f. — D.

Und daß ich Gesang des Bacchus wähle,
Reichst Du wol, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wol eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ersängen mir Epodentöne
Diesen Kuß und diesen Kranz?

O, so mögen Epheukronen
Und ein hagrer Stier,
Alter Pindar, Dir Gesänge lohnen;
Doch nicht Weiße, Uz und mir!

Deine Dithyrambenkränze
Hat die Zeit geraubt.
Sieh, Entkränzter, sieh, wie frisch ich glänze,
Ganz mit Rosenduft umlaubt!

Denn was gehn mich Türkenkrieger,[1]
Himmelsstürmer[2] an?
Peter[3] pflanzte Wein! Ha, nicht der Sieger,
Er als Noah ist mein Mann!

Daß der Krieg[4] die Hölle mehre,
Seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrich's[5] Thaten,
Braver Grenadier!
Eins nur, den Regierer seiner Staaten,
Den Champagner, lass' er mir!

Immer ras' auf Pindar's Leyer
Hohe Dichterwuth!
Mich — mich hitzt des Rheinweins edles Feuer
Bis zu eines Trinklieds Gluth.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenn's denn den vom Wein entschwornen Blöden
Zitternd-kühn zum Kelchglas bringt:

[1] [2] [3] [4] [5] S. die Dithyramben. — H.

O, so könnt Ihr rasend machen,
Die Ihr rasend singt.
Laßt uns, Brüder, trinken, singen, lachen,
Da mein Lied den Becher schwingt!"

---

3. Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen sind mißlungen; aber der Tejische Sänger, milder und herablassender, macht mich kühn, ihn mit unserm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontische Dichter als ihn, wenn wir das Anakreontisch nennen, was von Liebe und Wein singt; wenn wir aber das μέλος des Anakreon's im Auge behalten, das meistens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält, so wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Lessing's, Weiße's, Uz', Hagedorn's und selbst einige Gleimische als eine besondere Classe Anakreontischer Gedichte ansehen. Ich nehme also nur von Gleim seine zwei ersten Sammlungen und die sieben Gedichte nach Anakreon's Manier zur Vergleichung. Es ist eine feine Kritik nöthig, um bei solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen, und eine noch feinere, zwei aus so verschiednen Gegenden und Altern zu vergleichen. Einigen wird meine Parallele kindisch vorkommen; aber diese Einige sind meistens Solche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnütz halten, über Possen zu denken.

Anakreon's Bilderchen nähern sich meistens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe, und wenn sie dies nicht erreichen wollen, so sieht man ein feines Porträt, nach dem schönen Eigensinn eines Vorfalles oder Gegenstandes gebildet, ein allerliebstes griechisches Liedchen, das die Gelegenheit charakterisirt, die es gebar. Die erste Gattung schwingt sich auf zur feinen Idee der Wollust überhaupt; die zweite, die in die Umstände eines Individualfalls gräbt, nähert sich der ersten, und wo sie ihr nachbleibt, giebt sie sich eine Art von Bestimmtheit, Spuren der Menschlichkeit, die, wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe, wie das Lispeln des Alcibiades selbst mit zur Schönheit wird.

Unsere gemeinen Anakreontisten sind Fledermäuse, die in der mittlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen und bei Andeu-

tung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim ist hier der Vergleichung werth; er verschönert mehr als die französischen Anakreontisten, weil er die Reife der Natur blos zu erheben sucht; nur steht er dem Tejer nach. Ein Dritttheil seiner Liederchen sind schöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblickt; zwei Dritttheile aber kämpfen zwischen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen, erhaben über die Aehnlichkeit und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre guten Ursachen hatten, bei ihren Olympischen Bildsäulen lieber auf Schönheit als Aehnlichkeit zu sehen.

Daher ist im Alten mehr Einfalt, Einfalt, die sein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrscht sie mehr im Detail, und im Ganzen ist oft statt der schönen Einfalt Kunst bemerkbar. Man vergleiche Anakreon's Taube und Gleim's Möpschen, Gleim's Maler und Anakreon's Maler, Anakreon's Χρυσός und Gleim's Sünde u. s. w. Bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterscheide am Ersten in die Augen. Der Alte kennt sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden und schließt oft ein Lied voll griechischer Einfalt mit einem französisch witzigen Einfall, der ein Opfer für unsern witzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleim's Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winckelmann'schen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malt uns doch mehr eigentlichen Reiz, dieser öfter Schönheit; jener zeigt den Reiz in Handlung und die Empfindung in Wirkung, dieser aber Alles mehr in Worten und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert und aus dem Contour weicht. Das schöne Stück Der Tod einer Nachtigall dürfte in Allem diesem leiden und durchgängig mehr todte Kunst als lebende Natur in unserm Landsmann anzutreffen sein.

So wie Anakreon für einen Griechen durch seine kleinen Umstände Neuheit gnug hatte, so unterscheidet sich der unsrige am Meisten durch einen gewissen geistigen Reiz, den er vor dem Griechen seinen Liedern ertheilt. *) Da dieser Unterschied nun sei-

*) Die „Lieder nach dem Anakreon" von Gleim sind, nachdem ich dies geschrieben, erschienen; ich glaube aber, sie bestätigen meine ganze Parallele sehr augenscheinlich, wenn ich sie als Nachbildungen, nicht Uebersetzungen betrachte. — H.

ner ist, so fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und seine gemeinen Nachahmer werden daher so bald einförmig, daß man von ihren Stücken sagen kann, was Jener von den Franzosen behauptet: „Wer drei kennt, hat sie alle gesehen.“

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredet und erwarte von Gleim bei der neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können, um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

*

Anakreon's Taube.

Woher Du, liebe Taube?
Woher so reich an Salben,
In deren Duft Du schwimmest
Und sanft die Flügel schlägst?
Wohin gilt Deine Reise?

„Du kennst mich nicht mehr, Alter!
Anakreon's Gespielin,
Die mit ihm trank und lachte
Und sich aus seinen Händen
Die goldnen Körner raubte
Und schlief auf seiner Leyer
Und vor der Morgensonne
Ihn in den schönsten Träumen
Mit ihren Flügeln deckte —
Kennst Du mich noch nicht, Alter?

„Ach, ich hab' ihn verloren!
Um dessen Grab die Amors
Und Grazien einen Hain
Von Ros' und Myrt' gepflanzet;
Hier hab' ich lang und immer
Vergebens meinen Herren
Beseufzet — und gegirret!

„Zwar schenkte mich Cythere
Statt seines schönen Sperlings
Bald einem ihrer Knaben: *)

*) Catull. — H.

Der gab mir viel zu fliegen,
Zu essen und zu trinken,
Und doch mußt' ich entfliehen!
Und habe lang auf Bergen,
Auf Feld und Baum gewohnet
Und mich schon alt genähret,
Bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jetzt schenket.
Dem hat sie mich geschmücket,
Dem wieder jung gesalbet,
Dem schickt sie dieses Kränzchen,
Der wird mich willig pflegen.

„Nun, Wandrer, weißt Du Alles
Von Deiner alten Freundin.
Fast ist mein Duft verflogen,
Fast machtest Du mich schwatzhaft,
Wie S.* und P.** Spatzen."

---

4. Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.*) Tyrtäus und der Grenadier. Ich glaube bei Dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta wie Dieser für den Ruhm Deutschlands; ich sage nicht für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder ebendasselbe Verdienst und ebendenselben Lohn hat erlangen können, liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland, den Musen vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen; sie hätten die Fahnen voll Muth emporgeschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde panisches Schrecken zugetönt; sie wären, wie Justin es vom Tyrtäus sagt, hortamenta virtutis, damnorum sola-

*) Th. 17. S. 4. 6 f. — H. [Von Nicolai. — D.]

tia, belli consilia gewesen: tantum ardorem militibus injecissent, ut non de salute, sed de sepultura solliciti, tesseras insculptis suis et patrum nominibus dextro bracchio deligarent, ut si omnes adversum proelium consumsisset et temporis spatio confusa corporum lineamenta essent, ex indicio titulorum tradi sepulturae possent. [1]) Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das stolze Bürgerrecht in Sparta und das noch stolzere Geschenk, die Unsterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim es hätte dahin bringen können, daß die Kriegeslieder des preußischen Grenadiers in des gemeinen Soldaten Hände gekommen wären, so müßte er in den preußischen Staaten unter den Dichtern den ersten Rang nach den erbaulichen haben."*) In Absicht auf sein Verdienst; jetzt hat er wenigstens das Verdienst um die Ehre seiner Nation, daß er Nationalgesänge gesungen, die keiner unsrer Nachbarn hat, keiner unsrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäisch sind.

Sie sind Nationalgesänge; voll des preußischen Patriotismus, stützen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die Jedermann aufmerksam machen; die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz, für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung; hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland ächt und brav deutsch gesungen, ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten.

Und solchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unsern Nachbarn. Ich habe viele französische Gedichte im vorigen Kriege gelesen, die auch den Ton des Patriotismus gegen die Engländer angestimmt haben; allein wenn wir viele Grenadiers hätten,

„So schlagen wir sie mit Gesang
Wie Friedrich mit dem Schwert."

Das Gespräch mit der deutschen Muse redet hier an meiner Statt gegen die Franzosen; und von den englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

*) Abbt, „Vom Verdienst", S. 367. — H.

[1]) Nach Justin., III. 5. — D.

Und die besten seiner Schönheiten sind dazu unübersetzbar.*) Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, Alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strotzt,**) unterscheidet sie sich ebenso glücklich. Diese Sprache ist die wahre deutsche Nationallaune. Ihr Deutsche! müßt Ihr schon nachahmen, so ahmet lieber Eure Landesleute nach als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden!

Wir haben also wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke und einzelne Theile betrachten, noch mehr als ihn. Plato würde unserm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeschlagen haben, und wenn die unwissende Zeit seine Werke so ungerecht verzehren sollte als die meisten des Tyrtäus, seine elf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unsterblichkeit als die griechischen viere.[1])

---

5. Theokrit und Geßner.

Von allen Werken des schweizerischen Geßner's liebe ich seine Idyllen am Meisten und will sie mit den Idyllen des Theokrit's vergleichen; sie verdienen dies mehr als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich will den feinen Bemerkungen des Kunstrichters***) folgen, sofern sie zu meiner Vergleichung gehören, und sofern ich ihnen beistimmen kann.

„Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten oder

*) Th. 16. S. 50 f. — H. [Dort heißt es nur, es sei schwer, die einfältigen und zugleich körnichten Verse des Grenadiers in Prose zu übertragen; aber vorher ist bemerkt, von Sonnenfels habe einige mehrentheils sehr glücklich in französische Prose übersetzt. — D.]

**) Kleist's Werke, zweiter Th. Prosaische Aufsätze. — H.

***) Th. 5. S. 113—144. — H. [Von Mendelssohn. — D.]

---

[1]) Des Tyrtäus. — D.

ihre Empfindungen und Leidenschaften. Sowol die Lebensart als die Empfindungen können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtirt, oder nach dem Ideal verschönert werden. Hier ist in wenig Worten die Beschreibung viererlei Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse, den Landgedichten überhaupt, gehören: 1) Die Beschäftigungen von kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Ebendieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Ebendieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht; die zweite kömmt mit der Beschreibung des güldnen Weltalters überein; die dritte ist eine Art von Land-Ekloge, die nicht ganz zu verwerfen ist; die vierte Art endlich ist die wahre Idylle Theokrit's, Virgil's und Geßner's. Was ist nunmehr die Idylle? Nichts Anders als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben."*) Der sinnreiche D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Ekloge und Idylle. Der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig sein; wer aber giebt den Worten den allgemeinen Werth: „Du sollst eben das bedeuten"? Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel[1]) Einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter und also wirklich Handlung, was Jener doch schon zur Ekloge rechnet; der Franzose versteht wieder, was er will, unter Idylle und Ekloge; wenn auch nur zehn Stücke von Theokrit und Virgil alsdann noch Eklogen sein könnten, gnug, wenn er nur seinen Fontenelle behält; ein Deutscher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur seinen Geßner behält. So bestimmt ein Jeder willkürlich, und weil kein gesetzgeberischer Aristoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was ist zu thun? Theokrit, Moschus und Bion haben Idyllen geliefert; aus ihnen abstrahire man also den Begriff der Idylle. Virgil hat seine Eklogen genannt; um den Unterschied der Namen zu bestimmen, bestimme man den Unterschied der

*) S. 124 f. — H.

[1]) Zur Uebersetzung des Batteux. — D.

Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten, wie sind sie von ihnen unterschieden, um neue Classen zu formiren? wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht sind? Und was ist endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerst also. Wenn es vier Arten von Landgedicht giebt, welche ist die älteste? Porträte, und schlechte Porträte sind eher als Ideale, als höchst verschönerte Ideale; so müssen auch die ersten Landgedichte gewesen sein. Könnte dies nicht eine Ursache sein (wenn gegen den Eigensinn der Zeit noch muthmaßliche Ursachen gelten), warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen sind, warum selbst die meisten Gedichte seines Lehrers Bion's verloren gegangen sind, weil sie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein später Dichter, wurde der erste Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß seine verschönerte Natur auch seinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verschönert? Beschäftigungen? oder Empfindungen und Leidenschaften? Der Anfang der Dichtkunst ist wahrscheinlich eher von Leidenschaften als bloßen Beschäftigungen gewesen; diese waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend gnug, um Dichterei hervorzubringen. Dies bestätigen die ältesten Beispiele und die Kenntniß der ersten Zeiten noch mehr. Erst Leidenschaft, dann Empfindung, dann Beschäftigungen und endlich todte Malerei; so ist der Gegenstand der Dichtkunst nach verschiedenen Zeitaltern gesunken. Eben derselbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei eine Ekloge, ein Landgemälde entstanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homerischen Iliade eine Aeneïde, aus dem εἶδος des Pindar's eine Ode des Horaz, aus dem μέλος des Anakreon's eine Tändelei Catull's geworden; jene redeten durch Ausdruck und Handlung, diese redeten durch Worte und Schilderungen; jene bewegten durch das, was sie zeigten, durch Empfindung, bei diesen kam es sehr in Betracht, auf was Art sie es vorzeigten — kurz, wenn Idylle das Landgedicht ist, das Leidenschaften und Empfindungen kleiner Gesellschaften auf die sinnlichste Art ausdrückt, so ist Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenste unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenschaften nach dem Ideal?*) höchst verschönerte Leidenschaften und Empfindungen? Eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert, hört

*) S. 124 f. — H.

auf, Leidenschaft, Empfindung zu sein; zweitens, sie hat keinen sinnlichen Ausdruck, das höchste Schöne hat kein Bild. Wir wollen diese zwei Ursachen sehen. Ein Schäfer mit höchst verschönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu sein; er wird ein poetischer Gott, das ist nicht mehr ein Land der Erde, sondern ein Elysium der Götter; er handelt nicht mehr, sondern beschäftigt sich höchstens, um seine Idealgröße zu zeigen; er wird aus einem Menschen ein Engel, seine Zeit ein gewisses Figment der goldnen Zeit. Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr Mensch ist: Götter, die nicht menschlich werden, bewundern wir höchstens mit kalter Bewunderung. So entgeht dem Dichter viel von seinem Zweck und noch mehr von der Mannichfaltigkeit seiner Charaktere. Wenn ich immer die höchst verschönerte Schäferlarve sehe, so verliere ich die Verschiedenheit menschlicher Gesichtszüge; dem Dichter entgehen zehn Situationen, dem Leser zehnerlei Vergnügen. Kurz, aus eben den Ursachen, warum derselbe Kunstrichter von der Bühne und aus der Epopöe *) das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ich's aus Arkadien; es schafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit und schränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht schreiben, sondern nur den Charakter der Theokrit'schen und Geßner'schen Idyllen bestimmen, und eben dies hat mich so weit geführt. Der Kunstrichter sagt: „Empfindung und Leidenschaften nach dem Ideal, das ist die wahre Idylle Theokrit's, Virgil's und Geßner's." Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchst verschönert? Der Kunstrichter raubt mir mit seiner Eintheilung allen Unterschied, den ich so oft zwischen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt sich nicht sogleich rauben.

Die Leidenschaften, die Theokrit seinen Schäfern giebt, sind durchaus menschlich und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber moralisch unschuldig. Daphnis und sein Mädchen fällt Jedem hiebei zuerst ein; ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wol höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem philosophischen Helden gleich,

*) Th. 7. S. 115—126 u. Th. 9. S. 49—59. — H.

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus;[1] —

alsdann wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode; selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirrt sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im Theokrit nicht ausstehen können, und löst dies Räthsel so auf: „Weil in der Idylle Leidenschaften und Empfindungen bis auf den höchsten Grad veredelt werden, so thue der Dichter wohl, daß er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisiret.“ *) Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran; denn je höher das Eine veredelt wird, desto mehr muß das Andre verekelt werden. Die Lebensart, sagt er, gehört nicht mit zu seiner Absicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher selbst eine Eklogenart für die Landbeschäftigungen ausgemacht, und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, sollte das als Theil bei dem Andern so unbeträchtlich sein? Aber durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen Welt auf die Natur zurückgeführt? Leider ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: „Warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht diesen idealischen Traum gehabt, alsdann hätten seine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Bestimmtheit gewonnen.“ Der Kunstrichter sieht sich nach Beispielen um, seinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit ist Beispiel gnug! Man flechte in irgend eine Geßner'sche Idylle einen Theokrit'schen niedrigen Zug ein, er wird unausstehlich, im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßner's größtes Verdienst ist, daß er die Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt.“[2] Und Theokrit nicht so genau? und hat doch sein Ideal höchst verschönert? Gehorsamer Diener! Der Kunstrichter hat sich blos in das Ideal seiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; sobald er sein Definiren vergißt, bekennt er selbst: **) „Man hat die Empfindungen des Landmannes verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch

*) Th. 5. S. 135. — H.
**) Daselbst, S. 134. — H.

---

1) Virg., Georg., II. 491. 492. — D.
2) S. 136. — D.

so, daß sie ihre Natur nicht ablegen!" Nun sind wir schon mehr Freunde, doch nicht völlig. Wenn das Ideal die höchste Schönheit bleibt, so steht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

Das Ideal des Schäfergedichts ist, wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz, bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit oder zur moralischen Besserung.

Aus dieser Bemerkung, die ich anderswo beweisen will, folgt Vieles zu meiner Parallele. Je näher ich der Natur bleiben kann, um doch diese Illusion und dies Wohlgefallen zu erreichen, je schöner ist meine Idylle; je mehr ich mich über sie erheben muß, desto moralischer, desto feiner, desto artiger kann sie werden, aber desto mehr verliert sie an poetischer Idyllenschönheit. Dies ist der Unterschied zwischen Theokrit's und Geßner's Charakter.

Theokrit schildert durchgängig Leidenschaft; Geßner, um nicht seinem Ideal zu nahe zu treten, ist hierin weit blöder. So wie uns unser Wohlstand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns schön läßt, so schmeckte Vieles dem Geschmack der Griechen, was uns zu stark ist. Seine Schäferleidenschaft bleibt immer mehr schleichende Neigung; die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küssen, dies ist die Farbe, die man überall sieht. Amyntas, ein Schäfer, der sich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Ramler*) sagt, schließen: „Was wird nicht ein größerer Vorfall bei ihm wirken?" So schließen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es sehen? — selten!

Theokrit schildert kleinere menschliche Gesellschaften, nicht „wie sie der Weltweise in der Oekonomik moralisch betrachtet",**) sondern wie er sie als Dichter von seiner Zeit abstrahiren konnte, um sinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit ist also auch nichts minder als moralisch, sondern politisch, diesen kleinen Gesellschaften sofern angemessen, damit sie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die

*) S. seinen Batteux. — H.

**) S. Literaturbriefe im angeführten Theil [S. 124.] H. [Von Mendelssohn. — D.]

Schweizer die alten Schäfer setzen, ist also eine schöne Grille. Die griechischen Idyllendichter wissen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im seligen Elysium der Götter und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da schöpften die Korybanten aus Milchströmen ihre Begeisterung; aber Theokrit's Schäfer schöpfen klares Wasser; ja, auch da nicht einmal waren die Helden den seligen Göttern gleich: und Theokrit's Schäfer sollten es sein? Ist Alcimadure,[1]) ist Battus, ist Polyphem, ist der arme Fischer denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne malt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten schildern. Da er sein Gemälde aus dem Leben porträtirte und bis auf einen gewissen Grad erhöhte, so konnte er auch Leben in dasselbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von diesem Zeitalter der Natur so weit entfernt sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das Letzte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts Anders erblicken wollte und endlich selbst an alten Schäfern nichts Anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte, Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft sein müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses moralisches Ideal, und was verliert er dabei?

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt, sondern weil sie im Stande der Unschuld leben, lauter Schäferlarven, keine Gesichter; Schäfer, nicht Menschen. Statt zu handeln, beschäftigen sie sich, singen und küssen, trinken und pflanzen Gärten. Worin ist Geßner glücklicher als in diesen Küchen- und Landschaftsstücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtschleier unvermuthet erhascht? Geßner ist hierin noch vortrefflich und mischt diese Schilderungen nur ein; aber wenn seine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk,*) zu

*) S. Jüdische Schäfergedichte. — H. [Oben S. 104. — D.]

[1]) Der Name ist so sehr verdruckt, daß kaum zu sagen, welcher Hirt Theokrit's gemeint ist. — D.

ihrem ganzen Geschäfte machen, so weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worin ihnen der Maler es zuvorthun kann, nur selten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz; wenn aber Breitenbauch's Jüdische Schäfergedichte nichts als malen, so — können sie blos durch die Kunst des Malers schätzbar werden, und schlägt die fehl — so ist Alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei diesem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, sondern meistens nach Umständen wird sie bestimmt. Geßner's Idyllen sind oft allerliebste Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Rosenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über seinen schlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon, hier der Liebhaber, dort die Schöne: immer aber derselbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit sein. Ich weiß nicht, ob ich mit Ramler sagen kann: „Er hat im wahren Geist des Theokrit's gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naiveté, gleiche Unschuld in Sitten.“ Die Süßigkeit des Griechen ist noch ein klarer Wassertrank aus dem Pierischen Quell der Musen; der Trank des Deutschen ist verzuckert. Jenes Naiveté ist eine Tochter der einfältigen Natur, die Naiveté im Geßner ist von der idealischen Kunst geboren; Jenes Unschuld redet in Sitten des Zeitalters, die Unschuld des Letzten erstreckt sich bis auf die Gesinnungen, Neigungen und Worte. Kurz, Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur, Geßner Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal, Naturscenen kann ich noch dazusetzen; nur Leidenschaften? nicht so leicht. Wo er sie schildern muß, z. B. in seinem Tode Abel's und in seinem Daphnis, mißrathen sie oft: Abel zu fromm, Kain zu übertrieben und unwahrscheinlich; Daphnis für die Erde zu himmlisch und für das Reich der Hebe zu irdisch. Seine Schäferspiele — man führe sie auf, und man wird Puppen sehen; man lese sie, und es sind ergetzende Puppen. Aber ein Schäferspiel wirklich in Theokritischem Geist, das muß ebensowol rühren als ein griechisches Heldenspiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von seinen gerechten Lobsprüchen; ich kann aus Ramler's Batteux mit willigen Fingern hinzusetzen: „Seine Erfindungen sind (im Detail) mannichfaltig, seine Plane regelmäßig; nichts ist schöner als sein Colorit; seine Prose ist so wohlklingend, daß wir den Theokritschen Vers nur sehr

wenig vermissen." Ich preise ihn allen Deutschen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteste Stärke im Ausdruck und die schöne Nachlässigkeit zu lernen, womit er die Natur malt.

Aber Theokrit kann er uns nicht sein. Im Geist der Idyllen muß er nicht unser Lehrer, unser Original und noch weniger unser einziges Original sein! Und das aus drei Gründen. Zuerst würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, anstatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verschönerung nach dem Geschmack unsrer Zeit haben können, wenn sie Genies sind. Die Natur, der Theokrit näher ist, kann als eine Mutter mit vielen Brüsten noch viele Geister tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle als aus einem Bach?

Zweitens. Was ein Genie bildet, ist vorzüglicher im Theokrit: Leidenschaft und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann, ist mehr Kunst und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem Letztern nach, so entsteht eine pejor progenies[1]) von Landdichtern, die ewig schildern und langweilig schwatzen, wie Geßner viele solche schon hervorgebracht.

Drittens. Da unsere Laune mehr das Denken als Beobachten ist, so versäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern sehr leicht das Letzte und vertiefen uns in idealische Träume, statt wie der griechische Zeuxis wirkliche Naturbilder zu studiren. Zu schwach alsdann, das Höchste zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir statt eines griechischen Gefühls lieber französischen leichten Geschmack haben, bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausschweifend auf der einen und ohne Interesse auf der andern Seite sind: unbestimmte Mittelarten zwischen Engeln und sinnlichen Geschöpfen. Aber desto mehr Liebhaber finden sie oft, weil ein frommer lieber Leser und ein unreifer feuriger Jüngling sie beide umarmen, ob sie gleich der Kenner verwirft.

Endlich schreibt Geßner zwar gegen einen Athenienser dorisch, aber gegen andere Schweizer wie Theokrit gegen Pindar; er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbte, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: „Ich habe mich nie fremder Musen bedient!"[2])

---

[1]) Hor., Carm., III. 6, 46. 48. — D.
[2]) Epigramm 22. 4. — D.

6. Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg*) kann ich sagen: Siehe, hier ist mehr als Alciphron! Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe, dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstrauß, ein andres wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens, dies wie ein freundschaftlicher Händedruck, jenes wie ein süßer Schauder bei der Thräne eines Andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein 59. θυμίαμα,[1]) und ihm die Ode des Pindar's zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen Olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.[2])

---

7. Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho giebt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen, wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewiegt.

Wenn man die Gedichte der Madame Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet, so haben sie wegen ihrer vielen originalen Züge mehr Verdienst um die Erweckung deutscher Genies als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch sogar mehr einräumen, als ihr die Literaturbriefe gestatten;**) demohngeachtet aber kann ich doch fragen: „Ist sie Sappho?“

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr bestimmen: „eine

*) Th. 2, S. 228—235. — H. [Von Lessing (Dessen Werke, Th. IX. S. 117 — 121). — D.]

**) Th. 17. S. 123—179. — H. [Die Briefe, H. unterzeichnet, sind von Mendelssohn. — D.]

1) Bei manchen Orphischen Hymnen ist in der Ueberschrift angegeben, welches Räucherwerk (θυμίαμα) man der besungenen Gottheit darbringen muß. So ist der 59. (60.) Hymnus überschrieben: Χαρίτων θυμίαμα στύρακα; nur bei wenigen fehlt die Bezeichnung θυμίαμα. — D.

2) Pind., Ol., XIV; Herder's Werke, VII. S. 247 f. — Statt Cepheus muß es Cephisus heißen. — D.

Sängerin, die in der Anordnung ihrer Gesänge, ihrer Bilder und Worte, in der zarten Gluth, die Alles fortschmilzt, und in einer feinen Wahl der wohlklingendsten Ausdrücke eine zehnte Muse geworden".

Sollte auch in der Anordnung ihrer Gesänge Dionysius aus Halikarnassus mehr gefunden haben, als sie hineingelegt, so sind doch die Karschischen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Kenntniß des lyrischen Perioden, hingeworfene Geburten einer reichen dichterischen Einbildungskraft sind.

Von dem sanften Sapphischen Feuer ist Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böse Phaon, durchdrungen gewesen; und Longin, der Erhalter dieses Stücks, hat das Kunststück des Baumgarten's vortrefflich gewußt, seine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in sein Beispiel selbst einzuweben; allein die deutsche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als sanft, mehr stürmisch als schmelzend, dürfte eher in ihren Werken Androgyne sein als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter sich gelassen; werden aber wol deutsche Horaze unsre Karschin zum Muster nehmen wollen? Dürfte die griechische Sappho nicht zu ihr sagen, was sie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen sagt: „Du hast ja nie Rosen gepflückt auf den Pierischen Bergen, wo die Musen und Grazien wohnen"?

Ich wünsche unsrer Dichterin indessen nichts so sehr, als nicht das Gegenbild der Sappho zu sein in Anordnung, Feuer und Wohlklang, wie es beinahe jetzt ist. Und nichts wünsche ich ihren Gedichten minder als das Schicksal, das die Sapphischen hatten: sie gingen unter oder geriethen unter die unerbittliche Verstümmelung kritischer Kipper und Wipper; wie leicht könnten sich Kunstrichter des Letzten bei den Karschischen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfasserin nicht selbst thun will? [1])

Wie mag es aber gekommen sein, daß Sappho unterging?

---

[1]) „Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter des [der?] Alten nicht vollständig ist, das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung sein und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht." Zusatz am Ende der dritten Sammlung. — D.

Du wirst vielleicht sagen: „Wer kann wider Gott und Nowgorod?"[1]) Allein ein Kunstrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird Dir diesen Irrthum benehmen:*) „Korinna und Sappho, die unmäßig und ausgelassen waren, mußten davor büßen: ihre Verse gingen unter, und ihr Name blieb zwar, doch mit dem schandbaren Nachklange, daß sie verbuhlte Dirnen gewesen."

So wenig ich mich darüber einlassen will, warum fast keine griechischen Oden zu uns gekommen, so wenig wird der Verfasser dieses Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel schreiben:

„Vertheidigung des gerechten Auto da Fe, das die griechischen Pfaffen an den schandbaren Liebesliedern des Menander's, Diphilus', Apollodor's, Philemon's, Alexis', der Sappho, Korinna, Anakreon's (den man aber aus Gnade noch verschonte, weil er weise gelebt hatte), Mimnermus', Bion's, Alkman's, Alcäus' u. s. w. heilsam und gottselig verübet, weil die Meisten von ihnen unmäßig und ausgelassen gelebt und den schändlichen Nachklang gelassen, daß sie verbuhlt gewesen; wogegen man aber die Gedichte des gottseligen Nazianzenus christlich und wohlbedächtig eingeführt."

Hat der Verfasser dazu Lust, so wird er dies Verfahren noch mit vielen Beispielen rechtfertigen können.

1) Wie christlich-fromm jener Eifer gewesen, der alle schwarzen Statuen zerschlug, weil sie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilsamen Absichten die Gothen aus Rom die heidnischen Bücher wegschleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftschluß jener Khalife Omar machte, da er die Alexandrinische Bibliothek in Brand stecken ließ: „Entweder sagst Du, was im Koran steht, oder — —"

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anstellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenster herausschickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen seiner vielen abergläubischen Geschichten meistens untergegangen, dahingegen die Priapeia gerettet worden, weil sie der keusche Virgil gesammelt hatte? ob der fromme Trescho[2]) mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

*) Th. 21. S. 75. — H.

[1]) Altes Sprichwort. — D.

[2]) Vgl. Herder's Leben vor dem ersten Theil unserer Ausgabe, S. XXII. — D.

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Literaturbriefen, daß diese und einige andre hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele. Sieben Statuen habe ich auf deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die griechischen Antiken gestellt: Wandrer, urtheile selbst oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus! Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: „O Ihr deutschen Griechen, wenn das Schicksal Eurer Urbilder auf Euch kommen sollte, wie viel werden Eurer nach 2000 Jahren übrig sein? Wird alsdann noch ein Volk von deutschen Antiken wissen? wird ein Richter sie alsdann noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?"

Beschluß.

Nachschrift an den Leser. Wer die Fortsetzung dieser Parallele wünscht, der erwarte im dritten Theil etwas von unsern Römern, Engländern und Franzosen; und nachdem alle Schulden abgetragen sind, wollen wir unser eignes Capital berechnen und fragen, wozu wir's anwenden könnten. Der vierte Theil soll von der Aesthetik, Geschichte und Weltweisheit reden, wenn diese weite Materie nicht das Maß eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, sondern blos Materialien sind, so muß man doch auch die Anführung derselben zu vollenden suchen.

An die Schriftsteller, über die ich geredet. Ob man gleich in Deutschland noch immer über seine Urtheile das Sentiment des Pindar's setzt: „Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn der Seligen einen zu tadeln, ist Unsinn,"[1]) so habe ich doch das Zutrauen zu Denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen. Ich sage mit dem Achilles im Homer: „Mir haben die Trojaner nichts gethan, nie mein Vieh weggetrieben, nie auf dem fetten und volkreichen Phthia[2]) meine Früchte beschädigt; denn viel schattichte Berge sind zwischen uns und das widerschallende Meer." Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich blos von den Hauptgestirnen unsrer neuern Literatur reden wollte; die Sterne der fünften Größe mögen ebenso große Sonnen sein, für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunstrichter. Darf ein Verfasser selbst den Gesichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet sein will, so bin ich zufrieden, wenn ich das Genie unsrer Sprache, ihren Zustand,

---

[1]) Pind., Ol., IX. 38—41 (54—57). — D.

[2]) Ilias, I. 154—157. Irrig ist „auf (statt in) Phthia" oder, wie gedruckt stand, „Pthya". — D.

die Fehler und Schönheiten unsrer Schriftsteller und die Mittel, von einander zu lernen, gezeigt; wenn ich zur Kenntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Grenzen der morgenländischen Nachahmung bestimmt und für Schriftsteller, Leser und Kunstrichter nur etwas nützlich gewesen bin. Zweitens. Darf ein Verfasser die Kunstrichter angeben, mit denen er sich über seine Schriften wie durch ein öffentlich Commerz gern besprechen möchte, so wünschte er sich, ohne Andern zu nahe zu treten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moses, Abbt, Klotz und Ramler's, in der Allgemeinen und Neuen Bibliothek, in den Actis literariis und Göttinger Zeitungen oder anderswo.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern römischen Literatur.

Alle allgemeinen Urtheile über die Literatur eines ganzen Landes sind schwer und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: hoch über ihr oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? außer der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerin, zu verlassen und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, sich in eine luftige Wolke heraufzusetzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? Und ist man selbst ein Punkt des Kreises, wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Zirkel übersehen? er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig. Warum? Man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte; man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet; man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit; er giebt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an; er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser als Freunde auf einen benachbarten Hügel, entdeckt ihnen, was er gewahr wird, befragt sie um das

Urtheil ihrer Augen. Sehen sie nicht Einerlei, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern und das untersuchen, woher der Irrthum komme; aber schlechthin verlachen oder für Thoren schelten, das thun nur Die, so die Sprache des Kuckuks lieben. Wer je die Wahrheit eines der schönsten Bilder aus dem Lucrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem —
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena
Despicere, unde queas alios passimque videre
Errare atque viam palantes quaerere vitae
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes rerumque potiri,

wer dazu gebaut ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen, dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

1.

Die Literatur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet, daß, wenn wir auch in Deutschland auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskreise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat — und nun sehet, an welchem Ende hat Deutschland ihn gefaßt? an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser, laß die Geschichte reden! Der feine griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften und Künsten muß erst unter dem römischen Himmel halb verbleichen und seinen Duft verhauchen; **Wahrheit und Schönheit** halb verwelkt trauert wie eine sinkende Blume — und nun kommen nordische Horden, diese Blume ganz zu zer-

treten. Die verdorbne römische Literatur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder; Römer und Barbaren vermischen ihre Denkart, ein heiliger orientalisch-hellenistischer Geschmack kommt dazu, um ihr eine neue Richtung zu geben. So gähren griechisch-römisch-nordisch-orientalisch-hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte; sie brausen gewaltig auf; die Hefen sinken endlich langsam, und nun, was ist ausgegährt? Ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? Nein! Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen historisch-philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen und für eine ganze Nation das schwere Geschäfte zu übernehmen, eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern? über das ganze menschliche Geschlecht? Wer kennt dies? Nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Literatur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweihten Namen Histoire de l'esprit humain und Geschichte des menschlichen Verstandes wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind; aber was würde ein alter Weiser aus Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Literatur der Völker? Es ist ein großer Kolossus, sein Haupt von orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Strahlen der Sonne zurückwirft; seine hochgewölbte Brust glänzt von griechischem Silber, sein Bauch und Schenkel festes römisches Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen mit gallischem Thon vermengt. Ein ungeheures Wunderwerk der Welt, die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter, ein prächtiger, unabsehbarer Anblick; sein Haupt ragt über die Wolken; mein Auge erhebt sich kaum bis an seine Brust und fällt matt zum Boden zurück; ich falle nieder und bete an!

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Literatur in Deutschland; ich eile zu meinem Zweck. Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer eine barba-

rische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt geboren zu sein glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen despotische Gesetze gab; durch sie machten die Römer zu Geißeln die Kinder, und die Väter zu Sclaven; durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführt wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer die Haine der deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache und fochten gegen sie unüberwindlich. Arme Helden! tapfre Väter! Ihr strittet vergebens; Eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar.

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an. Karl der Große wird als ein ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig prangt; er ward ein unglücklicher Mann, der, als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn des Papstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der bardischen Literatur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, blos eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das Alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und fränkische Priesterhorden führten das Schwert in der einen und das Kreuz in der andern Hand, den Götzendienst des Papstes, die schlechtesten Trümmern der römischen Wissenschaften und den niedrigsten Gassen- und Klosterdialekt der römischen Sprache in Deutschland ein, drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am Meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die lateinische Literatur erstickte den Geist und schnitzelte den Geschmack an Speculationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark

der Literatur einzog, den Geist der Nation vergiftete und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weißen Leim der toscanischen Marmorbrüche eine faule Sumpfader ewige Figuren; sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

„Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie, wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Cultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst in so kurzer Zeit so hoch gekommen sein, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen; hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe." Ich habe so wenig Macht, Alles dies völlig zu leugnen, als der Andre, es völlig zu behaupten. Weißt Du denn, ob die römische Barbarei Dir in Betracht der bardischen Barbarei raubte oder zubrachte, ob sie mehr niederriß oder besser baute? Und siehe, sie hat Dir Alles so weit geraubt, daß Du nicht einmal urtheilen kannst; indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger benachbarten Barbarei, welche der römischen Wuth entronnen sind, so wirst Du vielleicht diese bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als Du sie gemeiniglich sahst; Du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt; überdenke dies, und Du wirst den unersetzlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland den Charakter der Nation, den ihr eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache: wo sind sie? Lies Tacitus, da findest Du ihren Charakter: „Die Völker Deutschlands, die sich durch keine Vermischung mit andern entadelt, sind eine eigne, unverfälschte originale Nation, die von sich selbst das Urbild ist. Selbst die Bildung ihres Körpers ist in einer so großen Menge Volks noch bei allen gleich u. s. w." [1]) Nun siehe Dich um und sage: „Die Völker Deutschlands sind durch die Vermischung mit andern entadelt, haben durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren, sind, da sie lange Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild nachgeahmt, unter allen Nationen Europens am Ungleichsten sich selbst." Mit ihren

[1]) German., 4. — D.

Wäldern ist ihre Freiheit ausgehauen, den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschafft, für Sonnenstrahlen und fremde Gewächse Raum gemacht; der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung; die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den päpstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten bardischen Armuth, die sogenannte bäurische römische Sprache mit der altdeutschen zusammenwägen könnte. Wäre Deutschland blos von der Hand der Zeit an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet, unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen.

Wer die Geschichte kennt, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser päpstischen Barbarei gelitten und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine politische Verfassung u. s. w. es fesselte und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O, wäre es in diesen Zeitpunkten eine britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern; wie aber, wenn Europa eine Sclavin von dem griechischen Constantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können Die überdenken, die da glauben, es sei nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie, wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen giebt, der sich trotz aller Umwandelungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt aufrecht erhält und wieder erhebt, so untersuchet bei dieser großen ungeheuern Behauptung auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter gewesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu stehen.

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmählich der alte Geist der Deutschen verloren und der neue Geist gebildet habe? Sollten es nicht die Zeiten der schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der deutschen Denkart setzte? Wir sind den Schweizern allen Dank schuldig, daß sie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters einen etwas hellern Strahl auf die Literarseite dieses Jahrhunderts geworfen. Sollte es nun

nicht Friedrich II. aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jetzt blos in der Dunkelheit hervorschimmert? Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der griechischen und morgenländischen Literatur, der ächten römischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu sein, der selbst ein Kenner voll Gelehrsamkeit und Geschmack war, der aber ohngeachtet aller seiner Mühe nichts als der Märterer seiner Zeit wurde: dieser ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, mußte jeden Keim der Weisheit ersticken; jeder Fromme war Barbar und Knecht, und Jeder, der sich unterstand, weise zu sein, heißt in der Geschichte ein Dummer und Gottloser oder ward gar ein Unglücklicher. Sollte es also Rudolph von Habsburg auch blos aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlandes so weit einzuführen suchte, als er konnte? Man hätte dies lange vor ihm thun sollen. Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland, an Geist und Körper unterdrückt, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verloren.

> Non sum, qui bellum Trojanum orditur ab ovo;
> Semper ad eventum festino atque in medias res,
> Non secus ac notas, auditorem rapio. [1])

Es kam endlich der Zeitpunkt, da Alles eine neue Bildung bekam, Denkart und Religion, Gesetze und Sitten; es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreute und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängte; es kam die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten und sich die Natur der Menschen umschuf. Darf ich weiter schreiben?

Nein, ich darf nicht, sobald ich die Märchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß; sobald die herrschende Meinung ein unumstößlicher Grundsatz wird, daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine und vollkommne Weisheit hervordränge; daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sei, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Ver-

---

[1]) Nach Hor., Ars Poet., 147—149. — D.

irrten aus den tiefsten Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe; daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, sobald drei glänzende Muster erscheinen: kurz, wenn jene wunderbaren Umwandelungen stattfinden, die die Mitternacht zum Mittage machen — ich sage, sobald diese glänzenden poetischen Märchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes Alles hinleitet und Alles ableitet, so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbaren plötzlichen Revolutionen unmöglich findet; der mit mir überdenkt, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande und der Analogie aller Begebenheiten zuwider seien, wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stufe mit einem Mal sinken, sondern sich allmählich neigen und endlich zuletzt mit einer beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen: wer sich Zeit nimmt, die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstrahl uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine, der wird meine folgenden Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Literatur haben; daß von hier aus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau, so prüfe man Folgendes:

Ist's nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich sogleich in eine neurömische Kleidung einhüllten und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit und in seinem Lande wahre Größe zu erreichen, so blieb man bei der äußern Schale stehen, lernte, was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten

Philologen antrifft, und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreut und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumt.

Dazu kommt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie Die, so plötzlich voll Bewunderung staunen und auf das Erste das Beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforscht und nicht immer den ächten griechischen Geist gekostet. Uebermannt und betäubt vom Vorurtheile des Ansehens, fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten als zum Ziel führten. Urtheile, mein Leser, der Du dies Zeitalter kennst: wie nutzt Marsilius dem Plato in seiner Uebersetzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisirt? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparino, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine römische Richtung? Man verstrickte sich in gelehrten Geiz, zu sammeln, der sehr leicht aus dem Gefühl der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der spanische Vives und Sanctius, die Wiederhersteller der Literatur in Frankreich und England, in Deutschland die Agricolas, Regiomontans u. s. w., was waren sie? Philologen, die, in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten; der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesetze der Literatur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich Verdienst. Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ist's, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet; er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also sein, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab, er thäte der

lateinischen Literatur Abbruch — dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte leugnen; denn lateinische Religion, scholastische Gelehrsamkeit und römische Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seligen Christ's ist nur dem ersten Anblick nach selten: die deutsche Sprache habe seit dem sechzehnten Jahrhundert viel von ihrer Vortrefflichkeit verloren. Betrachtet man es näher und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache und vermag die wichtigen Vortheile der schwäbischen Sänger und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken, so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: „Das ist ganz ander Deutsch!" Jenes hat ganz andre Fehler und ganz andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdann werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten deutschen Ennius Gold zu suchen; er wird alsdann Denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christ's wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, Ihr neuern schönen Geister, Ihr französirenden Witzlinge, Ihr prosaisch-poetischen Stolperer, Ihr berühmten Wochenschriftsteller, Ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, Ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil: versuchet es doch, aus Euern reichen Vorrathskammern ein Buch unsers Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luther's erreichte! Versuchet es, diese arme, simple, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammenzuhalten! Leset Luther und dann den Wertheimer in seinem Paragraphenstil, mit Wolffischen Kunstausdrücken verbrämt: Ihr werdet solch einen Unterscheid finden als zwischen dem griechischen Homer und dem deutschen Homer, wenn er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen als ein reisender Schulmeister in Paragraphen übersetzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart; was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersetzungen oder akademische Paraphrasen liest — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Literaturbriefe führten aus Lohenstein*) ein Muster des prosaischen Stils an; wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meint. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln; sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war, man sahe sie als keine gelehrte Sprache an (denn dazu war allein die lateinische gekrönt); man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks und unterließ ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennt, wird mir Recht geben, daß blos die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereien, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch, entweder römisch oder akademisch Latein ist ihre Mundart; die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ist's nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit giebt, die in ihrer Sprache Barbaren waren; daß es Masoreten der Prisciane gab, die jede deutsche Zeile lächerlich machte, die die Prosodie Anakreon's verbesserten und ihre Sprache in Schlacken ließen; deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzählt.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn rings umher, die Sprache zu bessern. Aber wie? Als eine gelehrte Sprache, um vielleicht die scholastische lateinische einzuschränken? Nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! Als eine gelehrte Sprache, um uns statt des schönen lateinischen Stils einen schönen deutschen Bücherstil zu geben? Das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch römische Monarchen! Wie denn? Großer Gott! als eine politische, als eine galante, als eine reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden. War das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum politischen, zum galanten Stil? Etwa Hofleute? Nein! treufleißige Schulrectors, Uhsens und Weisens und Hübners (von welchem Letztern ich hier nicht weiter als in Bildung der Sprache urtheile). Und wie bildeten sie ihn denn galant? Nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter; nun kamen

*) Th. 21. S. 139 ff. — H.

die Menantes und Talanders und zehn andre Anders. So war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch aus der Sprache gewiß alles Latein und Französisch so glücklich weggeschwemmt, daß einem wackern Deutschen kein lateinisches Wort mehr in die Feder kommen muß!" Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) den Stall des Augias mit Herculischer Hand durchwässert und gereinigt und hat mit ebenso tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Palastes geschrieben und schreiben lassen: „Dies ist sein Verdienst!" Aber dazu braucht man ja auch blos gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die deutsche Sprache viel zu lateinisch behandelt, wie es ihm Heinze und Andre mit Recht gesagt. Und so ward sie wässericht und wenigstens die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten: man verachtete die alte deutsche Kernsprache. *) Seine Nachfolger und zum Theil Gegner suchten sie fruchtbar zu machen. Wodurch? durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam. Was that man also? Man übersetzte und bildete sie insonderheit nach der französischen, durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst, wie es hätte sein müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen gothischen Gebäude, das sie zu Luther's Zeiten (etwas Mönchssprache ausgenommen) und noch mehr zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser war, sondern zu einem neumodischen Gebäude, das, mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe klein und unansehnlich ins Auge fällt. Dies beobachten nun am Ehesten Die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Gesners und

*) Zum unsterblichen Ruhm des Herrn D. Triller's muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu einigen großen und breiten Kunstrichtern, zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, sondern zu vernünftigen und höflichen Lesern" gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit edelmüthig" loben, als mit welcher er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht, wie in seiner Vorrede mit Mehrerm zu ersehen. — H. [Die Stellen sind aus der Vorrede von Triller's willkürlich entstellter Ausgabe des Opitz. — D.]

Christe und noch neuerlich Heinze*) „über das Neumodische und Glänzende in unsrer Sprache klagen, das durch die vielen morgenländischen, griechischen, englischen und französischen Redensarten eingeführet würde". Wenn Heinze mehr als Worte versteht, so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald die Eingebornen, und der Charakter des Staats geht also verloren, wenn sie auch eben nicht neue Gesetze einführen.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die lateinischen Redarten und Wortfügungen aus? Verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr als durch alles Vorige; denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt und wird sich nie dem herrschenden Tone nach trennen; das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt; das Französische hat sich mit einem Theil unsrer neuern Cultur herübergetragen (diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen); vom Griechischen ist noch wenig angewandt: aber vom Lateinischen, das fast mehr als alle vorigen Sprachen vom Genie der unsrigen abgeht und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am Meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch, aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium, quo consilio genitus sit homo, in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen. Ob es ächt römisch ist, kann Keiner in unsrer Zeit, sondern blos ein Römer beurtheilen; aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben und Heinze es übersetzt, wäre alsdann der starke und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spalding's Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersetzungen aus dem Lateinischen kenne und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe, so glaube ich dies schwerlich.

Der deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe Derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet; denn hier sind die Genies beider Sprachen sehr verschieden. „Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischengestellet und die Absätze so gekettet an einander gehänget sind. Die Römer mußten dieses wegen der Kürze ihrer Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. . . . Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht

*) Th. 13. S. 118 f. — H. [Von Abbt. — D.]

schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen; und wenn wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen wir unserer Sprache Hilfe geben."*) So schleppt sich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens schöner Schrift Ueber das Studium des Alterthums der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Gesner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekenntniß ablegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab, als daß sie neben einander sein könnten. Unsre Seele baut, mit Montaigne zu reden, diese Stockwerke über einander; und welches soll das unterste von allen und die Grundlage sein? eine fremde oder die Muttersprache? Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt und die Geschichte der deutschen Sprache durchgeht, sollte es so gar fremde sein, daß sie durch die lateinische Sprache gelitten und ihren Charakter verloren?

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die lateinische Sprache, es sei die mittlere oder alte sogar, unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben, ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat, sollte denn der Schade unbedeutend sein?

Sobald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen, und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortrefflichen Sprache sich zu eigen zu machen, so wird den Musen Latium's zu viel Raum in den Schulen und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus; sobald die Erklärung eines Autors oder der Autor selbst der Jugend nichts als Worte und mechanischen Stil zu lernen giebt; sobald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte grammatisch genau einzuprägen; und wenn sogar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die größten Mängel nach sich

*) Th. 13. S. 120. — H. [Von Abbt. — D.]

ziehen muß: so opfert man der lateinischen Sprache, sie sei so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf. *)

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müssig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit sehr verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort). Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt und nicht gnug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann; daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkommt, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles Nützliche zuschreiben kann, aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben. Unglücklich, wenn man sagen muß, es ist beschmiert oder verschwendet; alsdann läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen, aber im Ganzen ist der Schade unersetzlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit und unsrer Begierde annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sei, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denkt und im ganzen Umfange umfaßt. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlt, so ist Alles verloren — verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersetzt wird; verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseins, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz, verloren das, was man Genie nennt. Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es mit allem Nachdrucke könnte fassen nennen; man kann

*) Wer von unsern Philologen ist ein Gesner an Kenntniß und Liebhaberei der Römer? Und wie sehr er den lateinischen Geist in unsern Schulen haßt, das mögen seine kleinen deutschen Schriften beweisen; das macht aber, Gesner war nicht blos ein römischer Philolog, er war ein Schulmann, der wahre Unterweisung kannte. — H.

allerdings viel Andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken oder ihnen gar vordenken wird man niemals mehr; kurz, man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete — ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird, so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt und mit dem grammatischen Scepter wie mit einem glühenden Eisen auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt, Falten, die er äußerst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns, wenn sie uns unangenehm oder gar verunzierend ist! Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen lateinische Schulen prangen, die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Spracheneerziehung*) für die Jugend paßlich sei, wenn man sich nur einmal aus unsrer Denkart hinaussetzt? Allein wie schwer wird's, sich da hinauszusetzen! Und dann, kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeigt, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen, die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menschengüte einflößt,

*) Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinste und vielleicht beste: Miller's Hoffnung besserer Schulen. Es würde hier zu weitläuftig sein, alle brauchbaren Gedanken dieses deutschen Rollin's anzuführen; es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan mit den Gedanken eines so erfahrnen Mannes übereinstimmt, aber wie mich dünkt, verwechselt er hier und da die lateinische Sprache mit der ganzen Philologie, urtheilt über die Mythologie aus einem fremden theologischen Gesichtspunkte und schreibt vielleicht aus christlichem Eifer: „Die enthusiastische Dacier hat ihrem göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert. Wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebt, wird sich nie verleiten lassen, die verführerischen Reize in Uz' lyrischen und andern Gedichten zu erklären" u. s. w. Uebrigens schätze ich diesen verdienstvollen Mann und wünsche, daß einige seiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden. — H.

wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? — Unterdrückte Genies, Märtrer einer blos lateinischen Erziehung, o, könntet Ihr alle laut klagen!

„Was ist denn aber an Genies gelegen?“ Desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten erfordert; eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebt und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinkt; eine mittlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trifft. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben; eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjecten richten; von da können sie am Füglichsten auf beide Seiten auslenken, zu Genies und Blindgebornen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meisten weder ein Maximum noch Minimum fordern und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht Hohe und recht Tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung und Unterricht ist (wie es einem Jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennt, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt Alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden und die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen, hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind, eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntniß des alten Rom's gefordert wird.

Nun schränke ich mich drittens sogar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich setze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern, sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier setze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden als wir, daß wir sie in einigen Stücken hinter uns haben und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer

Literatur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung als die altrömische, und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm: „Dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lucrez, dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius.“ Ich sage, nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: „So hätte Horaz, Cicero, Lucrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken für die Denkart dieses Volks in dieser Sprache geschrieben hätten.“

Das Letzte heißt, einen Alten nachbilden und ihm nacheifern; das Erste, ihn copiren und ihm nachahmen. Das Erste ist leider sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt, weil Die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden, so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken*) Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung, ob dieser Schade nicht unter so vielem großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wiefern sie heute zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

Sobald wir aber die Alten loben, anbeten und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind; sobald man von ihnen abborgt oder sie bestiehlt, weil man alsdann eine neue Antike oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung unleidlich. Man betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden, so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen und sähe dann die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreien und das servum pecus[1]) von seiner Asche vertreiben.

*) Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat. S. Rambach's „Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sei“. — H.

[1]) Hor., Epist., I. 19, 19. — D.

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt; daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten, man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristoletisch-scholastischen Philosophie; man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen. Sie hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet; sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge; in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Scepter der Literatur buhlt.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Literatur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beispiele an und lasse einen Jeden mehr suchen. In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darin, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig als jener Kranke, nach Hudibras' Ausdruck, das Recept statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene dürre, unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexikon von Namen zu lernen aufgiebt und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: „Freund, wie viel können wir entbehren!“ [1])

Dazu kommt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählt, die sie als Spaziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man hat einige Grundfäden, die zu allen Schriften dienen müssen, und in die man nachher nur die veränderten Figuren hineinwirket.“ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken; man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunk-

[1]) Diog. Laërt., II. 9, 25. — D.

ten zu betrachten; allein man setzt sich auf dies oder jenes Wort als eine alte Ruhestätte und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört, nämlich „ein Lawischer Actienhandel in Worten, da man keine Idee als nach dem Werthe dieser Worte hat". *) Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig und nennt es **) „ästhetisch Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck abgesondert behandelt wird". Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wiefern es nöthig und nützlich und wiefern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delicate Materie der philosophischen Sprachkunst! Mein Spaziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

5.

Alles kommt auf den Unterschied an: lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem Letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen, so würde ich einen ganz andern Weg nehmen müssen als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erst die ganze Zeichensprache des Menschen erschöpfen müssen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes, die ganze unzählige Menge unarticulirter Töne bei einem thierischen Menschen, seine mimische Sprache, kurz, eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen sein — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald; wir verstehen diese ganze Zeichensprache nicht mehr; denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns; man läßt nicht das

*) Th. 17. S. 115. — H. [Von Abbt. — D.
**) S. 114. — H.

Thier sich so lange entwickeln, bis es endlich dem Menschen sich von selbst nähert, sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte, und diese ersten Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkenntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum Gedanken wie die Haut zum Körper". [1]) Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: Alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkürlich wäre, Alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer jüdischen Republik die Gesetze, die zur äußern Bestimmung ihres Staats gehören und Andern willkürlich vorkommen müssen, drohender und schwerer als die Gesetze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkenntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu sein, noch den Gedanken mit dem Ausdruck paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung familiär geworden ist, geläufiger und triftiger ausdrücken als der gemeine Mann von gutem gesundem Verstande? Aber nun versuchet bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: Ihr verstehet das Wort nicht, er soll Euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen), so ist für ihn keine größere Mühe in der Welt. Und für Euch wird's ein lächerlicher Auftritt sein, einen worterklärenden Bauer zu sehen; seine Seele und seine Sprache sind zwei Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt und unabtrennbarer als Julie und Clare für den philosophirenden St. Preux,[2]) wenn er mit der Einen allein buhlen wollte.

Drittens. Die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht moralisch, sondern psychologisch), dadurch, daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über Dinge, wobei abstracte Untersuchungen wegfallen", wechseln wir mit Worten wie mit Geldstücken; jedes soll seinen bestimmten Werth haben, aber ob es ihn hat, und ob der Andre weiß, wie viel es

---

[1]) Th. 17. S. 114. — D.

[2]) In Rousseau's „Héloïse". — D.

haben soll, das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kommt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will, so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmmungen, so wird sie stammeln — nochmals stammeln und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie es besser hätte sagen können, so wird sie sich loswinden und ihn von Weitem anhören:

„Als ob der graduirte Mann
Mit einem Zauberfluche
Sie zu beschwören suche."

Warum? Sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logisch-deutlich zu denken; verständlich und schön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu sprechen.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache. Der Weltweise darf auf sie nicht schimpfen und mit hoher Miene einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten*) Sprache machen, drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellt. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; jede ihren Zweck, jede ihre ausschließenden Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrige, die philosophische Sprache die ihrige, die höchste Dichtersprache die ihrige. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehört, ist widerrechtlich; und ein gelehrtes Gehege ziehen, worin blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. B. seine Horizonte der Erkenntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kommt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammelt wird; wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Le-

*) S. Meier's „Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache", und Th. 17. S. 105—122. — H. [Der Brief ist von Abbt. — D.]

bens Gedanke am Ausdruck klebt; wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird: wie muß der Vortrag sein, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem Schornsteine neue Namen geben wollte, so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke*) eine neue Sprache redet, mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase dreht; wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählt, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. Ferner, wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: „Meine Füße, mit Respect zu sagen!" oder: „Die Straße ist salva venia unrein!" so lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umschreibt, die sie für unhöflich hält, und sich Klystier oder Beinkleid zu sagen schämt. Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem Barbarismus zittert, wenn er vor jedes zweideutige Wort ut ita dicam etc. setzt; wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. Man würde lachen, wenn eine politische Zeitung, in umschreibendes Deutsch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen sich ins Reich der Wolken hübe; aber darüber lacht man nicht, wenn in den lateinischen Titeln unterthäniger Zueignungsschriften ein Quartblatt von Aemtern in seine Bestandtheile aufgelöst, in Fluß gebracht und zu ächten reinen Phrasibus umgeschmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft selbst zu rathen hat, wozu ihn sein Client macht! Heißt es hier nicht: „Man muß ihn in die Schule schicken"? Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge!

Zweitens. Ueberall, wo ich zum gemeinen Mann rede

*) Th. 14. S. 325. — H. [Der Brief von Nicolai (S.) handelt über den ersten Theil von Halle's „Werkstücken der heutigen Künste". — D.]

(ich meine hier Jeden, der kein Büchergelehrter ist), muß ich in seiner Sprache reden und ihn zu meiner Sprache nur allmählich gewöhnen; ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden, sondern auf seinen Grund und Boden treten und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich, die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt*) soll für ihn geschrieben sein? Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen sein, von was Stande sie wollen. Der Mensch, Der Mann, Die Frau, Der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen und Fabeln und Gedichten eine Qual! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Giebt es ihnen, worin sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch sein, die langweilig wie die Verfasser denken wollen! Ich urtheile zu dreist? Wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch dreister schreiben würde; man lese an verschiednen Orten die Literaturbriefe und höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht gnug lesen kann: **)

„Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine alten Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke,

*) Eine der schönsten neuern Wochenschriften, Der Hypochondrist, hat uns wieder an den Einfall erinnert, wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk sein könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre. — H.

**) Abbt, „Vom Verdienste", S. 349. — H.

noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen, die ihm auch nicht nöthig ist.“ Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; Alles soll für den gemeinen Mann sein, und wenig ist für ihn. Hier empfehle ich Jedem, der für den gemeinen Mann schreiben will, den Artikel aus Abbt's Buche Vom Verdienste zu lesen, der vom Verdienst des Schriftstellers handelt; seine Vorschriften sind golden, aber wie schwer! Das kann dieser große Mann zum Theil selbst zeigen, der wol nicht, ohngeachtet seiner originalen Schreibart, den Ton aller Derer getroffen, in deren Händen seine Schrift vielen Nutzen stiften könnte. O, eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs-, eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, sein soll: gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts Bessers in demselben zu verwahren! Doch nein! ich besinne mich! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen; er hat einen schönern Ort für sein Buch, den armen Kleiderschrank, und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfniß geschrieben; die das sagt, was er immer gedacht und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will; die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde; die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wünsche geraubt; die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

„Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
Soll sein ehrwürdig Haupt umziehn!“*)

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sei; damit es die Würde der Bürgerinnen und Hausmütter und Ehegatten und Erzieherinnen erreiche; damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch

*) Ich schätze einige schweizerische Stücke, die sich dieser Gattung nähern, hoch; sie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil sie für den Bürger geschrieben sind. — H.

weniger nach gelehrtem Zuschnitt sein; es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen; und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken, so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückten Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht Unterricht!) passe, können nichts als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrector oder gelehrten akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann; gebet ihm die fähigsten Zöglinge; lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständig, nicht aber gelehrt und ja keine Daciers sein müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er giebt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften, die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt, von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Literatur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die, ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen — haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten vortrefflich; haben sie aber für den guten, gesunden Verstand des Lebens (ich will den bloßen Haus- und Küchenverstand nicht einmal nennen) geschrieben sein sollen? Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind — Ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich muß mich ja schämen, einen Köster neben Algarotti zu setzen![1])

[1]) Algarotti erwarb sich durch seine Schrift Newtonianismo per le dame (1733) großen Ruhm. Köster schrieb 1761 eine trockene „Einleitung in alle Wissenschaften für das Frauenzimmer". — D.

6.

Jetzt bitte ich einige Dichter etwas beiseit, mit denen ich ein Wort zu sprechen habe. Wenn bei *sinnlichen Begriffen*, bei *Erfahrungsideen*, bei *einfachen* Wahrheiten und in der *klaren* Sprache des *natürlichen Lebens* der *Gedanke* am *Ausdrucke* so sehr klebt, so wird für Den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für Den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt), für ihn muß der *Gedanke* zum *Ausdrucke* sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umzieht, sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnt; und so ist's für den *Dichter*. Er soll *Empfindungen* ausdrücken; Empfindungen durch eine gemalte Sprache in Büchern ist schwer, ja an sich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die *Empfindung* eigentlich und überläßt den todten *Gedanken* das Gebiet der todten Sprache. Nun, armer Dichter, und Du sollst Deine Empfindungen aufs Blatt malen, sie durch einen Canal schwarzen Safts hinströmen; Du sollst schreiben, daß man es *fühlt*, und sollst dem *wahren Ausdrucke* der Empfindung entsagen; Du sollst nicht Dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, Du sollst Deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben hinmalen und parliren, statt *auszudrücken*. Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht *sagen*, sondern *sprechen* muß, daß man mir glaubt; wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der Andre fühlt: daß hier der eigentliche *Ausdruck* unabtrennlich sei. Du mußt den *natürlichen Ausdruck* der Empfindung künstlich vorstellen, wie Du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; Du mußt den ganzen Ton Deiner Empfindung in dem Perioden, in der Senkung und Bindung der Wörter ausdrücken; Du mußt ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des Andern ohne Deine Beihilfe spreche, sie erfülle und durch sie sich zum Herzen grabe; Du mußt *Einfalt* und *Reichthum*, *Stärke* und *Colorit* der Sprache in Deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewirken, was Du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst. Wie sehr klebt hier Alles am *Ausdrucke*! nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu *sprechen* und nicht zu *plappern* gewohnt war, nicht *schrieb*, sondern *sprach* und auch schrei-

bend lebendige Sprache tönte; in jenen Zeiten, wo die Seele des Andern nicht las, sondern hörte und auch selbst im Lesen zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand; daher rühren jede Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln, die aber unsre süßen Herren verspotten und närrisch finden; daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennte; der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte und als eine Tochter der Künstelei ansah; der Fluch, der auf dem Lesen der Alten ruht, wenn wir blos Worte lernen oder den Inhalt historisch durchwandern oder ästhetische Regeln suchen oder Beispiele ausklauben; kurz, wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten; nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone hört; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denkt und spricht und handelt. Daher rührt „das ästhetische Gewäsche, wo immer Gedanke vom Ausdrucke abgesondert behandelt wird";*) daher rührt jener Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nützlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poetiken unverbunden zu lehren und in Alten unverbunden zu zergliedern, desto fremder kommt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper?**) Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper blos Hinderniß. Verhält er sich wie die Haut zum Körper?***) Auch noch nicht gnug, die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hangt? Wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die, zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespeare's Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber wie mich dünkt, noch nicht voll-

*) Th. 17. S. 114. — H. [Vgl. oben S. 204. — D.]
**) Ebendaselbst. — H.
***) Ebendaselbst. — H.

ständig. Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen [1]) ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sei, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert; ich setze diese schönen Sokratischen Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten wie Platon's Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid und den Putz des Costüme, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in das blendende Teint französischer Wendungen oder in das oft überladene Colorit britischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden!

Aus dem seligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie die Seele des Plato, heruntergesandt in den Schooß der irdischen einfältigen Natur. In dem Schooß dieser gesunden und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerin des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten; daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle und ward die Schöpferin des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blitzstrahl von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug, als das Bild einer Freundin der Götter und Gespielin der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung; sie brachte die Frucht zur Reife; sie vollführte den Palast ihrer Wohnung; ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. Kurz, der himmlische Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter; er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebärerin sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien, und Göttinnen lächelten ihn an.

---

[1]) Plat., Phaedr., p. 246. — D.

Nun steht dieser Körper vor Dir. Willst Du ihn als ein todtes Kunststück betrachten, blos seine Farbe lieben, blos seinen Putz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule? Willst Du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden? Dann bist Du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Betrachter! Nein! siehe diesen Körper an, als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos so viel körperliche Reize gab, als erfordert wurden, um ihn Deinen irdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. Begnüge Dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und dem todten Rhythmus; denn wenn Du da trockne Richtigkeit suchst, wo Schönheit Dich erfüllen soll, so liesest Du wie ein Meßkünstler und Handwerker oder Tagelöhner.

Aber siehst Du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrückt; siehst Du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens und als den Palast, den seine ganze Größe erfüllt: so wirst Du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winckelmann sieht, wenn er bei dem Apoll im Belvedere oder dem Hercules im Torso oder dem Laokoon oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth; Du wirst mit dem Auge Deine Hand leiten, mit welchem Mengs die Schönheit sieht.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers mir zu einem Ganzen bilde und es meinen Lesern vor Augen stelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken Ausdrucke paart, so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte. Die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt; die freie Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte; die Macht, die nichts Leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: Alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde und eine Morgenröthe, die sich in Strahlen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken, einen Körper ohne Seele? diesen allein, eine Seele ohne Körper? Und wohnt sie in einem wüsten, ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke

und Adern wie unreine Canäle sich erheben und sichtbar fortlaufen, wo ein dürftiges, mißgebornes, schmachtendes Werk uns Zittern oder Ekel oder Abscheu erweckt, so muß uns der Traum des Plato beifallen: in dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangnen Verbrechen. So wenig ist in der wahren Dichtkunst Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen, und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersetzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt. Wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so fest an einander kleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen und Gewalt über die Worte, die größte Kenntniß derselben oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreistigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde; und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie drückte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen und Ausdrücke finden, in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist, in ihr die Donnerkeile und Blitzstrahle finden, die er als Bote der Götter wirft: in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzt, und unsre Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet. Wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen Dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll.

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache; denn so wie nach Montesquieu's Anmerkung alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt und oft ein Grübchen im Kinn, ein schönes Lispeln, wie Alcibiades sprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigensinn schön findet, weil es mit dem Urbilde übereinstimmt, zu dem sie sich formte: so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Be-

griffe mit dem vergleicht, was es schon wußte, so paßt unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen; sie behält er im Auge, um, wenn er dort Lücken und Wüsten, hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdeckt, den Reichthum der seinigen liebzugewinnen [1] und ihre Armuth, wo es sein kann, mit fremden Schätzen zu bereichern; [1] sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt; sie ist die Rinde, die ihn auf dem unermeßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahrt; sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen; nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder; denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen; ich sehe fremde Sitten, um die meinigen wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleist's Bienen nach,

„— — die in zerstreueten Heeren
Die Luft durchsäuseln und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit.“ [2]

Ich setze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Zuerst. Der in einer fremden Sprache schreibt, muß doch eine Muttersprache haben, in der er erzogen ist. Verachtet er diese Mutter, so muß er von ihr übel erzogen sein, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! Alle sein späteres Lernen bemalt die Oberfläche der Denkart; er irrt in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter: er kann nie ein

---

1) Der erste Druck hatte durch ein Versehen: „entdecket; er den Reichthum … liebgewinnen“ und „Schätzen bereichere“. — D.

2) Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 27. — D.

Originalschriftsteller werden, bei dem **Gedanke und Ausdruck** sich zusammendrängen, um ein vollständiges Bild seiner Seele zu sein.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringt, denkt nie darauf, wie ein ästhetischer Regelnschmied einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben; und es wird ihm also unmöglich, **den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen**. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellt jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaße; das Bild schafft sich in seinem Kopf und Tritt, vollständig an Gliedmaßen und gesund an der Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor und wird **Ausdruck**. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängte, ihn ganz einnahm, Alles an ihm belebte und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der Andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke; habe ich den Gedanken gefaßt und will ihn sagen, da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller **dachte Worte** und **spricht Gedanken**. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, Ihr seine beurtheilende Schulmeister; er hat nicht geschrieben, um Euch ein Exempelmagazin zu liefern; er gönnt Euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnt Euch, Ihr Groß- und Kleinmeister der Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er giebt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit und, wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen und, wo Ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges und, wo Ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz, aller gegen einander laufenden Fehler des Ausdrucks und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck; mit diesem hadert! Jura negat sibi data. [1])

Aber man sieht, daß, wenn dieser Schriftsteller nicht ganz mißrathen will, so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn

---

[1]) Nach Hor., Ars Poet., 122 (von Achill). — D.

wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll, muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir sein als das Feld von Gedanken, sonst drücke ich mich entweder nicht aus oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner ungeheuern Gestalt zeigen; schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit oder paart sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele; meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trifft vielleicht arme Hütten an und wird bei reichen Palästen zurückgewiesen oder herausgestoßen. Kurz, seiner Seele den Zügel und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können, macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik lerne, nothwendig äußerst eingeschränkt, weil nach diesen Gesetzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesetz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht, so ist's rasend, reißt Alles nieder und schreckt Gelehrte und Ungelehrte,

> furit, ac velut ursus,
> Objectos caveae valuit si frangere clathros,
> Indoctum doctumque fugat. [1]

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben, daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, sie Gewalt anthue. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns und sage, ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben und wecke sie aus ihnen wieder auf! Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir

[1] Hor., Ars Poet., 472—474 (vom wüthenden Dichter). — D.

naturalisirte Römer sehen, die in der lateinischen Sprache sogar — schreiben, Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben — vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun setze ich wirklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war; es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe und Feuer der Gedanken in seinem Lande, nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes; dieser Horaz, von einem würdigen Gegenstande aufgefordert, von der Muse gesalbt, von edelm Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venusischen Dichters: er würde Horaz sein, aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen; es soll reich an Nebenbegriffen sein, und diese Nebenideen erniedrigen es; es soll groß erscheinen und wird gezerrt; es soll mit einem Mal überraschen und schlägt uns ins Antlitz; es wird mit Putz überladen und erscheint klein: Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammengewachsene Mißgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken aneinanderstieß, sich fortzerrte und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich, der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will! Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennt das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben und Gold suchen und Berge aufführen und Ströme leiten, denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drückt sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können; ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen und mir Französisch, Italienisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht widerlegten. Ich würde Jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen nichts sagen könne, als was Andre vor ihm und vielleicht besser gesagt, und jeder Andre nach ihm sagen kann, würde sie aber verlassen und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob Jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz und in einer andern als seiner Muttersprache ein Shakespeare sein könne. Alsdann würde ich niederfallen wie Brutus und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse sein!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden, todten Sprachen der Gedanke verliere. Aber wenn es Schriftsteller giebt, die von dieser Höhe heruntersteigen und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennt! doch ich will zuhören.

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? So denken blos die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern und sich ein buntes Kleid zusammensticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu sein. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammenflicken müssen, so dürfte man weinen. Ohne Zweck ist die lappländische Sprache so gut wie die römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? So denken blos Die, so zweitausend Jahr zu spät geboren sind und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei sein, wenn Horaz unsern Rollers und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zur Ehre der deutschen Nation. Eben weil die Sprache so alt und verlebt ist, so wüßte ich nicht, ob die römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? Es kann sein; aber je mehr Schriftsteller ich gelesen, je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen, desto unbestimmter muß meine Schreibart werden und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischenknüpfe, so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Stil erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ist's freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeit lang gelesen und schnell einen neuern erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich die historias selectas läse, aber ich kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurtheil des Alterthums, trügen und kann überhaupt über eine todte

Sprache nicht so dreist urtheilen als Andre. Wäre ich ein lateinischer Dichter, mir würde jenes Virgilianische Mißtrauen[1]) eindrücklich sein: „Auch mich nennen die Hirten einen Dichter, aber so leicht glaube ich ihnen nicht; noch scheinen mir meine Arbeiten nicht eines Varus oder Cinna würdig; vielleicht klingt mein Gesang wie unter Schwänen das Schnattern der Gänse."

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann als deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt grammatisch! Ausdrücke zusammenfädeln, ist alsdann blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer liest, mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeit lang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir athmen in seiner Denkart wie in unserm Elemente; die Saite der poetischen Empfindung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen; die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem[2]) — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns; sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohr; die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Silbenmaß, in seiner Composition der Gemälde nach und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun setze ich noch dazu: sein Feuer facht unsern Geist an; wir schaffen in seine Bilder neue Züge und prägen seine Ideen um; wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren; ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß malen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme Denkmale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurückerinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publicum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der sich so vor-

---

[1]) Bucol., 9. 33—36. — D.
[2]) Quintil., X. 1, 20. Paene ad scribendi sollicitudinem. — D.

züglich nach den Alten gebildet, der so viel von ihrem Geiste kennt, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann: sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke?

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wol an die Alten? der Sprache nach? Wollt Ihr dies wissen, so

„Schifft Euch in des Charon's Kahn,
Steiget zu der Sternenbahn",

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! Reichen sie an die Alten als Kunststücke? Nicht so recht! denn es ist immer schwer, sich mit Einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden steht! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt sind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielt, auf wen er dort angespielt, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen, kurz, die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände bezieht, sie einem Römer vorzüglich schätzbar macht: diese ganze Seite ist für uns oft dunkel, und die beste Horazische Satire läuft Gefahr, von ihrem Urbilde Vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammenzusetzen und also, als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns Alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven giebt. Zuerst die Lage von Vorfällen, über die Jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmt? Stimmt sie auch in Theilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten, und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nutzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen: ich singe aus Horaz, statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt,

sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetscht, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig gnug sind und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem Zwecke so schrieb und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln und mündlich von ihm lernen; das hieße den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären und alle drei beleben! So lange das aber ein Project, bei allen Werken des Alterthums schwer und bei einigen unmöglich bleibt, so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen! Wie Vieles stirbt außerdem mit einer Sprache! Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verloren, ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! Zwischen diesen ist ein Unterschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. Und dann, wo haben wir das griechische oder römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkürlich! Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir blos aus todten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt? Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten Rhythmus schön zu finden und unsre jüngern Bildercompositionen in seiner

Sprache zu bewundern? Sollte ich zu eigen sein, so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche, sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: Was geht mit dem Leben einer Sprache verloren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dürfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf! ihn sahe man als die Hauptschönheit an! „Man glaubte, in dieser Sprache etwas so schön sagen zu können, als es in andern Sprachen nicht anginge." Diesem Glauben zu gut glaubte man das Zweite: „daß die Alten alle Schönheiten dieser Art erschöpft hätten". Diesem Glauben folgte noch ein schwererer: „daß alle diese erschöpften Schönheiten auf uns gekommen, daß sie in einigen Büchern vor uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Büchern den ganzen Umfang einer todten Sprache in unsere Gewalt bekommen hätten!" und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wol anginge, wenn man ihren Ausdruck nur gefaßt, auch ihren Geist, ihren ganzen Geist zu haben, und sollte uns von diesem auch etwas entgangen sein, so halte uns jener für diesen Verlust schadlos!" Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben. Natürlich war's, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen; also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte Alles auf, das uns den Namen classisch streitig machen könnte, und ward ein classischer Nachahmer! O, das verwünschte Wort classisch! Es hat uns den Cicero zum classischen Schulredner, Horaz und Virgil zu classischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort classisch ist's gewesen, das den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnt hat, nach Horaz Exercitien zu machen und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort war's, das alle wahre Bildung nach den Alten als nach lebenden Mustern verdrängte und den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu sein, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte. Dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen

Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht und auf ihn die Last einer todten Sprache wie einen Mühlstein gewälzt; es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen; da stehen sie nun auf fremdem Boden und trauern mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern, statt daß sie uns Bäume hätten sein sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

Πολλὰς δ'ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν
Ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἐλώρια τεῦχε κύνεσσιν
Οἰωνοῖσί τε πᾶσι. [1])

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verleumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre *gelehrte* Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; sie soll die *Sprache der Forscher des Alterthums* bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick sein würde, einen *griechischen* oder *lateinischen* Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden; sie soll die *akademische* Sprache der Gelehrsamkeit bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf Andre verlassen und es blos einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten; sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden; kurz, sie soll das *Werkzeug der Gelehrsamkeit* bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführt worden sind.

Aber die *eigentliche* Sprache des *Geschmacks*, der *Künste*, der *Schönheit* muß sie nicht werden; nicht einer Nation die *Originalschriftsteller* in ihrer eignen Mundart rauben; nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem *Throne der Dichtkunst* zu thronen und die Sprache der *Poeten*, der *wahrhaftig schönen* Schriftsteller oder Derer zu werden, die mit ihren Schriften *bilden* wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu sein und *Nebenabsichten* dem *Hauptzwecke* aufzuopfern; denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

Patriae quid debeat et quid amicis, ...
Quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum missi ducis. [2])

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn

[1]) Aus dem Anfang der *Ilias*, vom Grolle des Achill. — D.
[2]) *Hor.*, Ars Poet., 312. 314. 315. — D.

man den Ausdruck unglücklicherweise vor dem Gedanken behandelt, alsdann leicht jene todte Bildsäule des Stils daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter da steht; für langweilige Leser eine Augenweide, die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge geht vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn Andre vor uns gesagt, auf eine, so Gott will, schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickchen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen; daß, wenn man sein vornehmstes Verdienst in den schönen Ausdruck einer fremden Sprache setzt, zuerst unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache und, wenn dieser Geschmack herrschend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdann wird vielleicht einst ein unparteiischer Nachkomme uns die Grabschrift setzen:

Tu quoque, tu in summis, o dimidiate Menander,
Poneris, et merito puri sermonis amator.
Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis,
– – – ut aequato virtus polleret honore
Cum Graecis, neque in hac despectus parte jaceres.
Unum hoc maceror et doleo tibi deesse – –.[1]

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt sein zu dürfen, vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck Alles ist, klebt also der Gedanke sehr am Worte. Aber jetzt treten wir auf ein ganz ander Feld, wo sich Alles verändert zeigt: die Weltweisheit; wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften? Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet. Dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie; sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will und das Empfundene

---

[1]) Verse des Julius Cäsar auf Terenz. V. 4 begann Comica, 6 schloß mit Terenti. — D.

mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgiebt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich gnug erkläre, damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit dem Boden der Beobachtung entwenden. Ich sage nur: jeder Begriff, den ich glaube, anschauend zu erkennen, da er doch blos eine Wirkung der Abstraction ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie; und wenn ich ihn mit einem Namen gatte, so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln und der Andre also sich nicht erklären kann, auf gut Glück annimmt und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstracte Begriffe wie anschauende Gedanken sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche, allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: „Was ich nicht anders als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch"; wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht, was des Geschmacks verwandelt und die Grundlage der Moral in ein Gefühl oder Gewissensempfindung oder gar in einen angebornen Gehorsamstrieb setzt, um es zu bestimmen, was gut ist: ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird, so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Bacon, Locke und Leibniz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber blos Worterklärungen, wo ich willkürlich zusammengesetzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen; denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens; denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen, sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten, weil der Erfinder nichts Anders im Sinne hatte, als mit ihnen wie mit Werkzeugen höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebraucht als zum Beschauen, so verwandelt sich mit einem Mal das, was bei

den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man Eins nach dem Andern besieht, auskramt und höchstens hier und da etwas putzt. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was Andre vor uns gedacht und gesagt, sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf blos auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht, ihn denken, sondern Andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer Methode, die da glaubt: „Gedanke klebt am Ausdruck“, und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken blos verstehe, das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten und analytisch bestimmen läßt, sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? So wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne und an dieser klaren Erkenntniß gnug habe? Nein! denn ihr Geschäfte ist sinnlich klar, aber verworren mit den Worten, uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne? Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung blos zu einem Werkzeuge. Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden, weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. Nun wende ich an.

11.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt; sie ist also

ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben und vom gemeinen Verstande nie getrennt werden. Nun kommt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung und Bildung analogisch sein soll, so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hilfe der Worte sinnlich klar kennen, setzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, Jeder begreifen und Niemand leugnen kann, steigt zu den immer feinern, bis sie endlich zur Definition kommt; jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos unterschieden, sofern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden, so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische; diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen und von hier sich zu Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkürliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar gegeben, und jeder gute, gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben; er soll sie durch die Abstraction deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat und vorher nicht sagen konnte; was sie in Platon's Reich der Geister sahe und jetzt nochmals sieht, was in ihr schlummerte und jetzt erwacht. Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können, so ist's eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verständlichen Worte so lange umzusetzen und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß wir im gemeinen Leben verständlich und deut-

lich für einerlei halten, weil wir vom Letztern in ihm wenig wissen.

Die Weltweisheit also, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesetzten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse; denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft; sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Atmosphäre der Katheder versetzt; bildend ist sie nicht, und wenn sie auch wahr wäre, unnützlich. Aber die Weltweisheit ist die Abgöttin meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leitet, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm geht, ihn nach und nach mehr erhebt und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erscheint und verschwindet.

Daß diese Art zu philosophiren schwer sei, ist offenbar; denn sie kann nicht mit Worten spielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergessen kann. Sie soll den Begriff eben von seiner Hülle absondern, in der man ihn zu sehen gewohnt ist und von Jugend auf zu sehen gewohnt war. Er sträubt sich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden, so entwischt er und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunstalten ihn, haben ihm mit seinem Gewande zugleich seine Haut zerrissen; da steht er unkenntlich und verwundet in philosophisch-barbarischen Hüllen. In der That, die Mühe ist nicht so leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Worten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen; ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß Jeder spricht: „Das ist er!" und genau sagen kann, warum er's ist.

Man sieht auch, daß dieser Weg zu philosophiren Schranken habe; denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachsten Worten nicht mehr zu trennen sind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweisen glaubt, daß sich Alles auf Gedanke und selbst der Begriff des Seins dahin zurückleiten lasse; dies sind ohnstreitig die Grundsteine unsrer Erkenntniß. Allein unter dem Begriffe des Seins stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft, das ist, neben, nach und durch einander.[1] Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein Anders neben ihm sei; wenn etwas ist, ein Anders nach ihm sei; wie etwas ist,

[1] Kant's damalige Lehre. — D.

das Andre durch dasselbe sei. Ich sage begreifen, nicht aber mit Worten zu spielen, daß Eins im Andern enthalten sei, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. Ebenso ist's für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne, wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist der Begriff der Schönheit, Vergnügen und die Erkenntniß der Vollkommenheit Wollen wirke. Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben". Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinsetzen, wohin man will; sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jetzt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer sein. Will man jene Metaphysik nennen, so giebt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatz gelangen, wir selbst denken und, da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit-, daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach denke. Mit dem Ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden; sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte setze, mit ihnen denke, schließe, beweise, eintheile und also denken, schließen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht sein, daß ich blos diese Worte verstehen und ausdrücken könne; wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften und berühmt im Vortrage sein, aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespeare commentiren. Reiflich erwogen, ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit als der Name eines wahren Dichters; nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen als diesen hervorzubringen. „Die nämlichen Ursachen erzeugen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter

und elende Philosophen. Es sind immer Worte ohne Geist, Methode ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne Gefühl, die sie von ihren Meistern auf dummen und blinden Glauben annehmen, aus deren Vermischung nimmermehr ein begeistertes Ganze entspringen kann. Zu Wolffens Zeiten fuhr die Demonstrirsucht in die seichten Köpfe, bis sie träumten, sie wären Metaphysiker; jetzt führet sie der Schwindelgeist der Empfindungen so lange im Zirkel herum, bis sie hinfallen und sich begeistert glauben. Aber es gilt hier, was die Alten von ihren Begeisterten zu sagen pflegten: Εἰσὶ γὰρ δὴ ναρθηκοφόροι πολλοὶ, βάκχοι δέ γε παῦροι, welches Plato schon zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen angewendet haben wollte."*) Und noch eher auf unsre Zeit, da selbst unter den Deutschen ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu sein glauben. Sie lernen Worte und glauben, „mit ihnen haben sie Gedanken".

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken blos im Vehiculum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln und deutlich machen, das ist Philosophie. Nun sollte ich mein Fragment mit den wahren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D.[1]) krönen, ob wir ohne Worte denken können —**) von der Nothwendigkeit der symbolischen Kenntniß —***) von Leibnizens allgemeiner philosophischen Schrift und Sprache†) und andre Materien, die ich in einer Abhandlung voraussschicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art blos citiren darf; denn vielleicht sind Mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da Dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt Vieler![2]) Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

*) Th. 13. S. 18. — H. [Von Mendelssohn. Bei Plato, Phaed. 13, steht noch μέν vor πολλοί. — D.]
**) Th. 9. S. 42 f. — H.
***) Th. 13. S. 24. — H.
†) Th. 4. S. 234—236. — H.

---

1) Mendelssohn. — D.
2) Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 83. — D.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiednen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kommt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß die lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen, so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage, so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateinische Sprache, sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu sein. Seitdem man von ihr abgewichen, so sind jene neumodischen Lehrbücher erschienen, die ästhetische Capriolen schneiden, wo sie mit festem philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein blos dogmatisches Buch durch eine lateinische Uebersetzung viel von seinem Innern verliert, so sei das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse und, wenn die lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet, so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt und daß, wenn die Literatur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Französisch, Englisch und Italienisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Russisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Gesner: An uti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina

Hievon rede ich nicht, sondern frage, ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über

Methode und Denkart eine Zauberkraft habe. Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Katheder wissenschaft statt Weisheit und Ausdruck statt Gedanken auf gute Treu' und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämmtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden; Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateinischen Sprache verwachsen; wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen, und nun begeben wir uns zu schreiben. Es sei eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag, unter eine Last lateinischer Literatur gekrümmt, sich mühsam fortzieht. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein andres Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winckelmann'schen Geschichte der Kunst übersetzte; aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen! Man spottet so häufig über den akademischen Stil in paragraphlangen Perioden; man hat Recht, ihn zu tadeln: aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner. Es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten und Gesichtspunkte aus fernen Völkern, Zeiten und Situationen, die uns nicht mehr wundern, weil man uns gleich von Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Literatur als Fremdling studirt, so fremde und buntscheckig vorkommen als in dem altgalanten Stil die lateinischen Wörter. Diese entfernten und veralteten Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages die Miene des Gelernten; sie öffnen dem gelehrten Psittacismus[1]) die Thüre, der sich ihnen bequemt und Worte nachplaudert. Sie sind's eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stützen und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um

[1]) Papageienthum. — D.

nachher seine eigne Sphäre zeitig gnug zu finden. Sie sind's, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast statt Gold führt und von Weisheit strotzt, die nicht eine einladende Miene hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kölbele![1])

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führt hierin aber ein berühmter Mann*) das Wort statt meiner schwachen Stimme, dessen gründliche Betrachtungen auf den wissenschaftlichen Vortrag im Ganzen angewandt werden können; so wie man überhaupt dem Lobe beistimmen**) muß: „Wenn es dem Reiche der Wissenschaften zuträglich gewesen, einem mit willkürlichen Begriffen, Hypothesen und Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen Methode verwickelten philosophischen Geschmacke sich entgegenzusetzen, so hat Göttingen Antheil an der Ehre eines gebesserten oder geretteten Geschmacks."

*) Michaelis' Vorrede zu seinem *Compendio theologiae dogmaticae*. — H.
**) Pütter's „Geschichte der Akademie zu Göttingen". — H.

---

1) Neben Mendelssohn nennt Herder den frommen Juristen Dr. Johann Balthasar Kölbele in Frankfurt, auf dessen „Frommes Judenkind" auch Goethe einmal spottet. Hier schwebt zunächst dessen „Beweis der Allgemeinheit des zureichenden Grundes" (1750) nebst den noch breitern „Zusätzen" dazu (1751) vor. — D.

II.

Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten kritischen Schriften*) unter uns von Neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können und müssen. Klotz nämlich in seinen Epistolis Homericis untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender sein möchte als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt, so gebe ich auch der exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sei, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wiefern uns die Mythologie im Ganzen erlaubt, nützlich, ja nothwendig zu brauchen sein möchte, hier scheint seine Kalliope, die er vor dieser Betrachtung anruft,**) ihn etwas zu weit verführt zu haben, oder er ist undankbar gegen seine Führerin, die ebenfalls zur Mythologie gehört und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen und ihn etwas zurückzulocken suchen.

„Warum", fragt er, „ist Neptun ein Gott des Meers, Pluto der Hölle? u. s. w. Man kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als weil es den Griechen und Römern so gefiel!"***) Freilich, der Name ist willkürlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto auch Perkumos, Pikullos und

*) Klotz's *Epistolae Homer.*, Epist. II. — H.
**) *Epist. Hom.*, p. 123. — H
***) Ibid., p. 124. — H.

Potrimpos[1]) oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft und unsrer Sprache so angemessen sein als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdann ist uns nichts daran gelegen, ob sie von den Griechen oder Scandinaviern, den Römern oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzählungen ausgeschmückt und an Tönen nicht rauh sein. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur, hier einen Wasser-, dort unterirdischen Gott, wo der Begriff von Meer nicht paßlich und die Idee vom Teufel nicht edel gnug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort:*) „Die Mythologie beruht auf nichts als dem Irrthum und dem Aberglauben der Alten!" Gut! Religionsbegriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben; aber wir nutzen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, sofern gewisse moralische oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden, so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind; oder in der Fabel Aesop's müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiction müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können. Warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht; aber ihrer poetischen Bestandheit und, wenn es personificirte Dinge sind, der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen blos „als leere Schälle**) gebrauchen", die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: „Es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, der nichts selbst im Vorrath hat, sondern hundertmal wiederholte Bilder wiederholen muß!"***) Nicht blos ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts

*) *Epist. Hom.*, p. 125. — H.
**) Ibid., p. 126. — H.
***) Ibid., p. 127. — H.

[1]) Die drei Götter der alten Preußen. — D.

im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder auf eine neue Art braucht; wer hundertmal gebrauchte Personen zu Maschinen einer im Ganzen neuen Fiction braucht; wer in hundertmal gesehene Körper einen neuen Geist haucht, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen und in einer neuen Sphäre ihrem Charakter gemäß poetisch-schön handeln: der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darin besteht sein Verdienst, daß er sie braucht (weil er damit seine Kenntniß zeigt), nicht darin, daß er die Schwierigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte (denn warum ließ er's, wenn dies sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben?), sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird; es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie; wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann und nöthig hat, warum sollen wir hart oder eigensinnig sein und sie ihm denn versagen? Ich setze meines Zeugen eigne Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere oder ich untreu würde: Artificum ratio hujus disputationis severitatem refugere videtur. Nam ut in sermone verba, sic in pictura signa quaedam sunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quasi verborum sermonisque vim nacta sint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciscuntur artifices, ut in una tabula complures res exponere queant, quarum singulae singulas tabulas postularent, si ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in sensus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmutescenti quasi historiae succurrit allegoria: attentio igitur conservatur, et dum omnia videmus, laetamur. Wozu braucht sie also der Künstler? Zuerst wegen ihres bestimmten Charakters, da sie bedeutungsvolle Worte sind; ferner durch den Reichthum von Ideen, der sie begleitet; drittens, sie malt abstracte Begriffe sinnlich. Nun, und wenn sie zu dem Allen der Dichter brauchen kann und muß um ihrer allgemeinen Bestandheit, um ihrer hohen poetischen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der sinnlichen Anschauung willen, damit er Allen verständlich, damit er poetisch edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deswegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede; der Verfasser der Homerischen Briefe auch nicht, denn das ange-

führte Zeugniß ist sein eignes,*) aus demselben Briefe und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt; vorher hat er blos die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen und Römer sie brauchen**) (als Religions- und Historienwahrheiten), nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten***) (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens), nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen†) (als einen leeren Schall), nicht, wie sie elende Schwätzer brauchen††) (um neunundneunzigmal gebrauchte Gleichnisse statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen), sondern mit einer neuen, schöpferischen, fruchtbaren und kunstvollen Hand — und zwar blos, wenn er sie nöthig hat und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter†††) Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der Dichter überzeugt uns durch seine Mythologie, daß er mehr als bloße Verse machen kann; er giebt einen überzeugenden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat oder noch umsehen kann, welches unsre Poeten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen anfangen." Der Recensent, dessen dies Urtheil ist, will uns damit vielleicht überzeugen, „daß er mehr als bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben kann; er will uns damit einen überzeugenden Beweis geben, daß er ein Gelehrter ist, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen hat oder NB. noch umsehen kann, welches unsre Recensenten als was ziemlich Ueberflüssiges anzusehen anfangen." Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr, als bloße Verse machen; wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß; ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben; und dann, um sich in den Alten umsehen zu können,

*) S. *Epist. Homer.*, 2, p. 129. — H.
**) P. 132. — H.
***) P. 125. — H.
†) P. 126. — H.
††) P. 127. — H.
†††) S. Deutsche Bibliothek, 1. B. 1. St. S. 203. — H.

lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recensent mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm.*) „Wenn die Mythologie aus der Pindarischen oder Horazischen Ode verwiesen werden sollte, so sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdienen könnte. Der Begriff von beider Art Oden involvirt die Mythologie; ohne selbige ist es nicht möglich, einen vollständigen Begriff davon zu geben, oder wenn Sie das nicht zugestehen wollen, Herr Kloß, so müssen Sie" 2c. O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen Alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer Pindarischen oder Horazischen Ode geben und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegt's vermuthlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig auseinandersetzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindestens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dies gehört zur Pindarischen und Horazischen Ode wesentlich und dies zufällig; dies muß und jenes darf nicht nachgeahmt werden in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stufe der Literatur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindar's und Horazens am Sichersten nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappt werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern daß hier die Manier zu malen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau drauf Achtung geben müsse, wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nützen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu malen und sie zu stellen u. s. w., sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer Pindarischen oder Horazischen Ode verdiene (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennte), die, damit ich das Gleichniß von einem Gebäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen aufrichtete; ich glaubte dies nicht allein,

*) Deutsche Bibl., 1. B. 1. St. S. 204. — H.

sondern ein Andrer,*) der schon seinen Mann besser kennt, sagt sogar: „Seit dem Homer hat man geglaubt, daß die Zusammensetzung der Hauptzüge eines bestimmten Subjects nach den Regeln der Uebereinstimmung und nach der Beschaffenheit des Zwecks, den man hat, den Plan eines schönen Werks ausmachten, so wie die Grundrisse der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen einander den Plan eines Gemäldes darlegen." Alles dies glaubte ich und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie Jene die Mythologie nutzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu sein, als die Mythologie selbst. Aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlt und meine Zunge kaum nachstammelt: z. B.**) „Machen Sie mir doch einmal ein Heldengedicht, ein deutsches, aber nach keinem griechischen oder lateinischen Maßstabe. Oder eine Ode, aber das versteht sich, weder nach griechischen noch lateinischen Mustern. Ich möchte dergleichen wol sehen!" Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände sanken. Mir strichen zwar Fingal und Regner Lodbrog[1]) und die skaldischen[2]) und Bardengesänge und die Psalmen David's und arabische Gedichte durch die Seele, aber in der Angst schnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen; denn das gravitätische Kopfnicken des Präceptors bei den Worten: „Ich möchte das wol sehen!" schreckte mich. „Ei," dachte ich, „diese Leute haben vielleicht die Punkte, welche die Alten festgeheftet, vielleicht unwissentlich auseinandergerissen, und dies ist alsdann ein neuer Geschmack, der nothwendig verkehrt sein muß — weil er von den Regeln des weisen Alterthums abgeht."***) Nun entfiel mir aller Muth, zu hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindar's, und Könige, größer als die Mäcene des Horaz, wir weit leichter und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile; mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob nicht eine Pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die national und verwandt mit seinen

*) Th. 19, S. 97. — H. — [Von Resewitz. — D.]
**) Th. 21, S. 45. — H.
***) Ebendaselbst, S. 44. — H.

[1]) Der fabelhafte dänische König und Skalde. Seinen Schwanengesang hat Olaus Wormius lateinisch gegeben. Das Loblied auf ihn wird dem Skalden Bragi zugeschrieben. — D.
[2]) Herder schrieb „Skaldrischen"; vergl. oben S. 62, Anm. 1. — D.

Helden war; ich gab Alles auf und entschloß mich zum Sichersten, meinem Lehrer die Oden Pindar's und Horazens selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „Wenn die Mythologie aus ihnen verwiesen werden sollte, so sind sie freilich (per principium contradictionis) nicht mehr ohne Mythologie, was sie mit Mythologie waren, Pindarische und Horazische Oden.“ Q. e. d.

Ich finde mich zum Verfasser der „Homerischen Briefe“ zurück. Ich glaube erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sei; nun bleibt die große Frage übrig: „Ist er denn so nützlich?“

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, ut homini ingenioso numquam deesse possint, quibus exornet carmina.*) Hier muß ich erst wissen, was fordert die Dichtkunst, und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe blos die Forderungen der Poesie an, sofern sie mit der Mythologie grenzen oder nicht. Sobald es in der Dichtkunst auf mehr ankommt, als auf Verse machen und fließend reimen, so kann sie entweder für den Verstand reden oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie blos kalt zu vergnügen oder zu rühren und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet, so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit; was sie dazu thut, sind blos kleine Auszierungen und Schnitzwerk, das Allgemeine ist ihrem Gebiet gleichsam entnommen. Da ich unsre geistlichen Gedichte gleich ausgeschlossen, so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig; in diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung sein, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie blos zu verdunkelnden Anspielungen angewandt, so ist sie verwerflich; aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie

*) *Epist. Homer.*, p. 126. — H.

auf dem Rande der Geschichte als eine Quelle von poetischen Exempeln (würde ich historische Wahrheit immer verlangen, so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen), prächtigen Farben und redenden Bildern; und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist, so kann ja die Mythologie handelnde Subjecte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als wirklich vorgestellt wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen; und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln sein können? Wenn man einige Geschichten aus Bacon's Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte; wenn man sie aus der Dämmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wol einige so schöne Fabeln daraus, als Lessing's fünfte im ersten Buche, seine zehnte, achtzehnte, dreiundzwanzigste, achtundzwanzigste im zweiten; und diese so schönen Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Lessing'schen gewiß zu den besten gehören? Wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwer verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen, nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen Charakter, nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen, kurz, Alles, was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fordern kann.

Hier steht die artige Fiction des Sannazar's an ihrer Stelle, die Klotz angreift;*) sie läßt einen allgemeinen Satz: „Venedig übertrifft Rom", anschauend erkennen, und wäre Handlung in ihr, so gäbe ich ihr nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke (denn dies war mehr für die Materie als die Form), sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie blos Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt; aber kann ich wie Trapp ausrufen: Ubi hic acumen? quid salsum, quid facetum? Ne umbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darin, daß der allgemeine Satz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiction eingekleidet und anschauend dargestellt wird. Kann ich wie Klotz ausrufen: In his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subjecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu ist ja das

*) *Epist. Homer.*, p. 130—132. — H.

Epigramm erfunden, um hinter bekannte und poetisch ansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz' und Virgil's Zeiten dies Epigramm passender gewesen. Aber warum? Aus einer Nebenursache, weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte; das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jetzt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, sobald sie als Zeugen auftreten; man glaubt ihnen ihren Ausspruch ebenso wenig als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? Legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Satze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben, so ist er ein Narr! Bezahlte ihn Venedig so theuer, weil es glaubte, seine Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich, so zahlte es freilich so albern als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt; aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ist's ja artig und (insonderheit damals, da die Mythologie als poetisches Baugerüste bekannter und mehr in Ruf war als jetzt) poetisch. Ist's aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht oder nur selten verlieren. In einem empfindungsvollen Klopstockischen Gedicht oder in Haller's Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht sein, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des Andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedankens ansehe, die die Einbildungskraft des Andern bis zur sinnlichen Anschauung erregen und bis zur Illusion beschäftigen soll, so erlaubt sie, die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuscherei beschäftige und durch die Illusion reize. Man sieht, daß ich die Mythologie als Werkzeug und nicht als Zweck empfehle, um Pindarisch und Horazisch zu sein. Hat die Horazische und Pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste und Vollkommenheiten als Mythologie, so kann ja ein Feind der letztern sagen:

„Wolan! könnt Ihr nicht Horazisch und Pindarisch singen ohne Mythologie, so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken oder gar nicht und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprichwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!"

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Satzungen. Könnte ich's doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges Aubignac'sches Theaterstück ein elendes Werk sein kann, dagegen ein Shakespeare'scher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren, so sei es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu sein, daß sie die schöne Einheit und die schöne Unordnung, die schöne Kürze und die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden macht. Könnte ich's doch laut gnug rufen, daß, wer Horaz nachahmt, um ihn nachzuahmen und ein schönes, regelmäßiges, künstliches und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sei, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug der Horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sei, kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schätzbar ist, keine Ode sei, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Recensent sagt: „Wenn der Poet, der mythologischen Bildern einen Standort giebt, von dem sie, so zu reden, die glückliche Aehnlichkeit, die darin liegt, von selbst zeigen, so zeigt er sich von der Seite des Artisten."*) Am Artisten ist uns, gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künstelei sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopöe wagen. Unermeßlich, und blos durch sich begrenzt, liegt es vor mir; ich wage es also nicht, ein Gesetzgeber zu sein und zu sagen: „Ein Heldengedicht, ein Drama ohne griechischen und rö-

*) Deutsche Bibliothek, 1. B. 1. St. S. 204. — H.

mischen Schnitt ist unmöglich." Da würde Shakespeare und alle unsre ungebornen Shakespeares, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Ossian und Klopstock und alle Ossians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreien. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten und sie blos dem Epigramm*) zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Kloß scheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meinen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack und in gelehrter Bilderkrämerei besteht. Alsdann geben wir ihm völlig Recht; sobald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist, so ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten. Wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verfasser giebt uns einige: aber Schade, daß sie nicht völlig sein können, was jene sind; er empfiehlt uns Allegorie;**) man soll Tugenden und Laster, die Affecten der Seele u. s. w. z. B. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treu', Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen und wie der Künstler sie auch poetisch gebrauchen. Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Lessing in seinem Laokoon***) im Vorbeigehen berührt; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — dies möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehört, sowie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen und die Merkwürdigkeiten der Natur in neu erfundnen Ländern, an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben oder einschlagen können, um Originale zu sein.

Ich will jetzt mit einigen freien Gedanken von den Grenzen in dem Gebrauche der Mythologie beschließen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe. Vorübergehender Leser, brauchst Du etwas für Dich, so stecke es bei Dich, ohne daß ich Dich namentlich rufe!

*) *Epist. Homer.*, p. 132. — H.
**) Ibid., p. 128. — H.
***) S. 113 ff. [Abschnitt X; Lessing's Werke, Th. VI. S. 77 ff.]. — H.

Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der Homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten oder Artisten zu zeigen. Die Erstern erinnern mich an die Worte in Vida's Poetik:

— — Sunt qui, ut se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum,
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia acervant.

Die Zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zehen wandte, ponere totum nescius.[1])

Sobald nun die Mythologie blos poetisches Werkzeug wird, so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkreist wäre; sonst verirrt man sich in Anspielungen und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott, wozu! denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt sich kein andrer ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß, da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Diese Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo Manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben. So sagt ein neuerer Schriftsteller:[2]) „Ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!" Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreister feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch, aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten; nun verstand ich's, aber das hatte ich aus meinem Plutarch[3]) längst vergessen.

[1]) Ars Poet., 34. 35, quia ponere totum nesciet. — D.
[2]) Moser. — D.
[3]) Plut., Marc., 12. Vgl. oben S. 144, Anm. 2. — D.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen; dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme; oder man thut Wünsche an diesen oder jenen Gott von ganzem einfältigen Herzen. Dies ist lächerlich, es sei denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten, sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man vermeide bei der Mythologie Alles, was gleichsam leblose Schönheit ist, wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft an unrechtem Ort so heilig sind, wenn sie von mäandrischen Krümmungen, vom Skamander und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Kastalischen Brunnen und der Hippokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt und, wie sie meinen, poetisch reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten[1]) zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehängt. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist als Körper Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herculs vergleicht, alsdann Beschreibungen aus den Alten häuft und für ekle Ohren nicht gnug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt, so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schützen;[2]) aber wenn man sich blos schützt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzählt, blos weil sie die Alten erzählt, so fehlt wieder der Zweck des Neuen; ich nehme diesen aber nicht blos im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich Alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersetzung sein, so muß es für uns einen Zweck haben und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies Letzte an Wieland's komischen Erzählungen vermissen, allein die Art der Erzählung giebt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit gnug; wenn im Ganzen nicht gnug Hauptzweck und Hauptton herrschen dürfte, so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen als eines

[1]) Sesquipedalia verba. Hor., Ars Poet., 97. — D.

[2]) Hor., Carm., IV. 4. — D.

überflüssigen Putzes, oder wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie draus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiction, gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande muß sie reizen und illudiren, und alsdann ist sie eine Vertraute Apoll's und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nutzen können, um uns den Alten mehr an Geist als durch Nachahmen zu nähern.

Was war die Mythologie bei den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genutzt? verändert? Und können wir in Allediesem was von ihnen lernen?

Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herculs, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden, die Fahrt der Argonauten, die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen! Was ist Skamander und Olymp und alle die heiligen Oerter und Geschichten, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? Himmel! das habe ich Alles in meinem Lande, in meiner Geschichte; rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber Eins fehlt, poetischer Geist. Bewundern müssen wir Euch, Ihr Alten, und die Augen niederschlagen; Ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns öde und wüst trauern, um Euch nur zu plündern und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte, würde er wol unter den Trümmern alter mythologischen Geschichte sich verirren, oder ist's wahrscheinlicher, er würde auf das Lob und

glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten? er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nutzen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, secular für sein Zeitalter und idiotisch für seine Sprache wäre?

Wenn der griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobt, wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt von ihrer Stiftung an zu nutzen! Er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden; wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Strahlen Olymp's, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie. Aber warum? Um sich als Gelehrter, als Artist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang? Ein heiliges national- secular- und patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldnen Buchstaben geschrieben, aufbewahrt zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindar's selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und sein werden? Ein Andrer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz[1]) gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens. Ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie, personificirte Natur oder eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart abstracte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und da wir

[1]) Von J. von Sonnenfels. — D.

eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben, Ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit Ihr Eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken. Lernet von ihnen die Kunst, Euch in Eurer ganz verschiednen Sphäre ebenso einen Schatz von Bildern verdienen zu können! Statt daß Ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, Euch belieben lasset, so stärket Euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der Euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen! Ich meine, statt daß Ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht, so lernet von ihnen die Kunst zu allegorisiren, vom philosophischen Homer und vom dichterischen Plato.

Kurz, als poetische Heuristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte, in diesem Gesichtspunkt durcharbeitet, einige der vornehmsten alten Schriftsteller, auf diese Weise zergliedert — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann sein, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese Hylen inventionum poeticarum, diese Aurifodinam mythologicam, oder wie die hochtrabenden Titel einiger spanischen Bettler mehr heißen, lieferte!

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussetzt, die selten beisammen sind und oft gegen einander wirken, den Reductions- und den Fictionsgeist, die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensetzung des Dichters, so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue uns zu finden wissen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer und zeichnet den Dichter. Man wendet die alten Bilder und Geschichte auf nähere Vorfälle an, legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen, verbindet und trennt, führt fort und lenkt seitwärts, geht zurück oder steht stille, um Alles blos als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht und der Mode seiner Zeit als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

„Was?“ höre ich hier einen Kunstrichter entgegenrufen, „daraus werden mythologische Unwahrheiten; z. B. nun darf Si-

syphus schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem einzigen Orte im Pindar eine solche Inversion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese Dinge so stehen, wie sie das Fabelsystem dictirt hat."*) Hier wollte ich zwar einfallen: „Das möchten auch mythologische Unwahrheiten sein. Sobald Sie die Alten in Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz vergessen wollen, so werden Sie wissen, daß die Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie wie Luther's Katechismus hergebetet. Sie werden wissen, daß so viele mythologische Widersprüche, Ungereimtheiten und Possen blos daher entstanden, weil die Götterlehre nie ganz gewesen. Sie werden wissen, daß es eine neue und alte Mythologie gegeben, daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zusätze und Veränderungen zu machen, und die folgenden Zeitalter endlich Alles verunstaltet. Oder wenn Sie mehr als dies wissen und behaupten, daß Pindar, so wie alle Poeten, Alles hat stehen lassen, wie es ihm dictirt ist: haben Sie es etwa ihm und allen Poeten dictirt? Wie viele, viele Inversionen hat Pindar gegen die Alten, und seine erste Ode spricht gewiß vom Tantalus mit Delicatesse, Sorgfalt und Wahl, die er auch in einem Fabelsystem, wie es zu seiner Zeit ausgesehen, nöthig hatte!" Dies wollte ich sagen und dachte dem traurigen Gedanken nach, „wie mißlich es sei, sich auf sein Gedächtniß zu verlassen" — wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will und in vielen Perioden Nonsens sagt. Es dürfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel sein.

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht, wer bist Du, daß Du es wagst, „die Punkte zu verrücken, die die Alten festgeheftet, und einen neuen Geschmack einzuführen, der nothwendig verkehrt sein muß, weil er von den Regeln des weisen Alterthums abgeht?**) Wie? wenn Du alsdann einst im Reich der Todten vor dem δικαστήριον***) der Alten erscheinen sollst, und Du sollst mit dem armen Trescho auf den Richtplatz: Du magst Prediger oder Amtsschreiber oder Holzinspector oder Küster oder Schulmeister gewesen sein, dann wird man die erschreckliche Angst auf Deinem Gesichte abgemalt finden, die Dich innerlich peinigt und Dir alle die Unordnung vorhält, die Du unbedachtsam in das Fabelsystem eingeführt. Jetzt bist Du noch ein vermessner und sorgenloser Knabe, dem der mor-

*) Th. 21, S. 73 f. — H.
**) Th. 21, S. 44. — H.
***) Th. 22, S. 4 f. — H.

gende Tag keinen Kummer erweckt; aber einst vor der σκυτάλη des Gerichts! zittre! da wirst Du nicht wieder durchkommen. Lucian (der, wenn er das Glück gehabt, eine lange Zeit später geboren zu werden, gewiß die Ehre hätte haben sollen, ein Mitarbeiter der Literaturbriefe*) zu werden, weil er schon an seinen Vorschriften ein würdiges Probestück geliefert, das fast verdient, ein Berliner Literaturbrief zu sein und es auch wurde), dieser Lucian und Longin und der Kunstrichter werden den Minos, Aeacus und Rhadamanth vorstellen. Nun ruft der Dritte**) von ihnen: „Nur heran, Missethäter! . . . Guten Tag! Warum hast Du nicht den 14. Abschnitt aus meinem Herrn Collegen Longin herausgeschnitten und auf das Pult, wo Du ordinär Deine Muse sitzen hattest, angenagelt, um jederzeit die großen Muster des Alterthums vor Dir zu haben? warum die alte Mythologie verrückt? Wolan! höre Deinen Namen griechisch von der σκυτάλη lesen: . . ρδ . ., [1]) πρότερος ἔξιθι! denn Du hast einen verkehrten Geschmack einführen wollen."

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele; ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den vierzehnten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen an das Pult, wo ordinär meine Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdann alle alten und neuen Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich dann auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wol annehmen würde — ja, endlich fällt mir ein, daß der böse Lessing eine ähnliche Kühnheit begangen und einen heuristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen!***) Und nun schreibe ich getrost fort von meinem heuristischen Gebrauch der Mythologie.

*) Th. 20, S. 6. — H.

**) Ich muß mich hier zur niedrigen Satire wider Willen herablassen, um mit ihren eignen Worten etwas von der übel anstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Literaturbriefe sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem 17. Theile der 24. gefolgt oder einige Briefe (z. B. 288, 291, 292, 295, 316 u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären. — H.

***) Lessing's Fabeln, fünfte Abhandlung [Werke, Th. X. S. 86 ff.]. — H.

---

[1]) Hier verräth Herder die Mittelbuchstaben seines Namens. — D.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiction aus der alten Mythologie erklären — der schönste Gebrauch, „wenn man seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß". Jene allerliebste Lessing'sche Fabel: Zeus und das Pferd,*) die vor unsern Augen das Kameel schafft, jene,**) die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht, jene,***) die es uns aus dem Rath der Götter erklärt, warum das Schaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden †) u. s. w., sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter und Erklärer der Natur ist. So erzählt uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Sirene und des Bärtchens, welches letztere aber die Literaturbriefe[1]) glücklich von dem Munde der Schönen weggeküßt haben. So sind Ovid's Verwandlungen in diesem Betracht voll poetisches Erfindungsgeistes. Kurz, aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am Meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fictionen.

Diesem kommt ein zweiter Gebrauch nahe, aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Ramler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte, so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln, sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns paßt. Bacon betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergalerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war; Andre haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumt, Andre sie mit historischem Auge angesehen, Andre die Naturlehre der Alten in ihr studirt: der philosophische Dichter

*) 1. B. Fab. 5. — H. **) 2. B. Fab. 10. — H.
***) 2. B. Fab. 18. — H. †) 2. B. Fab. 24. — H.

[1]) Th. 2, S. 235, von Lessing (Dessen Werke, Th. IX. S. 121). — D.

hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen! Hier wäre am Besten, zu zeigen, wie ungestalt Alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurückzuführen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge, dies ist das glückliche Kunststück unsers Ramler's in allen seinen Gedichten. Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beispiel, obwol mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden ohne diese Mythologie nicht noch schöner sein würden. Ein dichterischer Kopf wie er, der in Tempeln und Palästen ausgehöhlte Rücken der Vorgebirge und in den Statuen der Künstler die Steine Deukalion's sieht, wie sie sich beleben[1]) — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erste sein, der sich eine politische Mythologie schüfe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als Niemand dieses wagt, so ist's das Leichtere und Sichrere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gesundnes Baugerüste der Dichtkunst ist und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige lateinische Nachbildungen und Nachahmungen. Tritt näher heran, Leser, der Du Dir nicht die Augen geblendet, um eine römische Brille zu gebrauchen; tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren und als Vorbilder zu betrachten! Und wenn Du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst, so belebe Dich, wenn Du einige abgeschlagne Köpfe der Deinen siehst, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla für sein Vaterland ergrimmte! Ihr Schulmeister aber, die Ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom römischen Joche frei zu sein, zittert, entfernet Euch:

Sacer est locus: extra
Mejite! *Pers.*[2])

---

[1]) Vgl. unten S. 261. — D. [2]) I. 113. 114. — D.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

1

Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebaut, und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen! Sollten wir wol auf diese Altäre die Brustbilder einiger deutschen Dichter setzen dürfen? Auf der andern Seite, wie viel deutsche Horaze giebt es nicht, die diesen Namen bei einem Publicum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben und ihn vor sich her ausschreien lassen! Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todtes Feuers, voll verworrener Constructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen, heißt eine — Horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht; sonst würde man noch ärgere Mißgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen und sich nennen — Pindarische Oden.

Ramler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Ramler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen; Klopstock im fortgehenden Strom seiner Empfindung; Uz im Ton der philosophischen Ode; Lange in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde: habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? Ich werde die Stimmen sammeln.

Von Ramler haben wir eine längst erwartete Ausgabe sei-

ner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind.[1] Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten. Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie, eingekleidet in die Morgenröthe einer antiken Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder und Ausdrücke genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versification der äußere Schmuck, der Ramler zu einem deutschen Horaz macht.

Fictionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reichste Quell zu diesen Fictionen ist ohnstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und sinnlich; und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann! Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken; die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja, fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst“, sagt vielleicht eben dieser Dichter,*) ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben.“

Seine Nymphe Persanteïs**) und Sprea***) verdient den Zuruf:

Tu centum et plures inter dominabere nymphas.[2]

Sein Ptolemäus und Berenice, ein edles Hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catull's: Vesper adest, juvenes![3] folgt, hat die Naivetät durchaus, die im Horazischen Gespräch: Donec gratus eram tibi,[4] herrscht, ja, vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

*) Kritische Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit, St. 1. — H.
**) Th. 23. S. 88. — H.
***) Th. 23. S. 92. — H.

---

[1]) Die neu erschienene, in welcher Ramler die unten weitläufig besprochene Ode an einen Granatapfel nicht aufnahm, war Herder noch unbekannt. — D.
[2]) Ovid., Amor., III. 6, 63. — D.
[3]) Catull., 62. — D.
[4]) Hor., Carm., III. 9. — D.

„Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.“

Die Ode an die Göttin Concordia*) ist des Altars im Janustempel würdig, nur dürfte die Göttin Ate vielleicht zu altgriechisch oder altrömisch sein, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Draht und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. Die Ode An die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene Herculischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand, in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. Die Ode an Hymen**) ist werth, daß Hymen,

„Wenn ihn noch ein festlich Lied
Herab vom Himmel ziehet,“

auch dem Sänger selbst erscheine,

„— Zwei Ring' an einer Hand
Und um die Schläfe Myrten
Und um den Arm ein goldnes Band,
Ihm eine Braut zu gürten.“

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt werden können;***) denn eben durch sein Zaudern ward Fabius Rom's Retter und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte; denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

„Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von ihm.

*) Th. 23. S. 92. — H.

**) Th. 23. S. 90. — H.

***) Ich glaube, dies ist's, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (S. Literaturbriefe, Th. 8. S. 388). Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

„sich wirrt, doch nie verirret“.

Ich finde auch nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu Beißendes in dieser Ode. — H. [Der betreffende Literaturbrief ist von Nicolai. — D.]

Den Zauberer rechtfertigt Annibal
Und *Daunen Friederich*".

Man denke aber nicht, daß Ramler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sei; sein allegorischer *Genius* verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen *Granatapfel*, in *Berlin* gewachsen, hat hierinne viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer selten gewordnen Wochenschrift *) Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete, so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze.

„O, die Du Dich zur Königin der Früchte
Mit Deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind, [1]) an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest Du die purpurrothe Brust,
Die Proserpinen [2]) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb
Und machte, daß sie ferner
In Pluton's Armen blieb.

„Der Erdball ändert sich: [3]) das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, Dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in Dir allein,
Und *Flora* muß auf Dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,

*) Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Berlin, bei Haude und Spener, 1750, St. 6. — H. [Die folgenden mit [1]) bis [19]) bezeichneten Noten sind aus den „Kritischen Nachrichten". — D.]

[1]) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

[2]) *Proserpine* ward vom Pluto entführt. *Ceres* bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wiederzuholen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatenkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

[3]) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des *Tiberius* oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort *alle Blumen* gezielet; mit *gesunknen Aehren* bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres[4]) gehn.

„Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
Der Gott Silvan[5]) und zieht ein Labyrinth[6])
Selbstirrend auf vor Deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädal's Federn[7])
Und kommen über Meer und Land,
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

„Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,[8])
Die rund umher der Pyrrha[9]) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich Euer Pantheon;[10])
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

„Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

4) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getreides.

5) Silvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Silvane, cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben. Et teneras arbores portat, circumtonsus caput, Deus Silvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte; er machte sich aber Flügel und entkam. Die schönsten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dom sind Zeugen davon und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesicht Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu sein, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über ein Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne 2c. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Maler- und Bildhauer-Akademie gebauet und mit Götterbildern gezieret ist.

Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen, [11]
Deckt die Geburt des alten Goldes auf
Und steiget an der Wesen Kette [12]
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos' Aufruhr hing. [13]

„Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [14] durch einen Streich
Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte; [15]
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich,
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

„Wohl Dir, o Du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich und groß, wie Sparta war: [16]
Es zog, vom Schall der Flöte schön verführet,
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und Alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:

[11]) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht gnug bestimmet haben und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich; doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

[12]) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen; der staubigte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere grenzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, sobald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja, alle drei Reiche gehen durch einander und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortrefflichste Mensch, und — hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiter's geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

[13]) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

[14]) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Ungeheuer, welches Hercules umbringen wollte. Allein wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle; endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach und tödtete die Hydra.

[15]) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt und schon ein Muster der Nachahmung.

[16]) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste; eine gewisse Stadt liebt die Künste und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

Die Stadt[17] sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

„So sang Kalliope,[18] die voll Entzücken,
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba, kam
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,[19]
Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz."

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie als ein schlechtes poetisches Collegium; fast jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben"; auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären, und so erkläre man sich jede Ode Ramler's, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken; da dies aber zu weitläuftig ist und bei andern Oden von ihm füglicher geschehen kann, so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

„1. Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsilbe fast wie ein Pfeil. Diese Figur däucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

[17]) Wird von Sparta gesagt und däucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde, weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall 2c.

[18]) Kalliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besondres Amt geben will, die Helden am Liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

[19]) Apollo ist der Gott der Musen oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus führt die römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher; denn aus Poesie, Musik, Decorationen und Balletten erwächst die Oper.

„2. In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

„3. Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andre Schönheit erhalten werden kann:

„Umhängt mit ihrer goldnen Tuba, kam
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm."

Beide Verse laufen fort und drücken einen Gang aus.

„Mit Deinem eignen Laube krönen mußt,"

scheint den Kranz herum zu flechten;

„Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf"

läuft wie der Sturmwind.

„4. In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vocalen a und o oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

„5. Nicht leicht über drei Consonanten stehn hinter einander, auch sogar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

„6. In den Versen:

„Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in Dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Kalliope, die voll Entzücken —"

sehen wir, daß, wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vocal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vocal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Vers einmal bis viermal.

„7. Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses noch zwischen zweien Versen.

„8. Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui, sunt rc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben; aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?"

So stolz hört ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht; sollten sie auch, sobald als sie Gesetze werden, Hindernisse sein: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet sein, die ebenso stolz declamirt; denn so wie die lyrische Poesie nach Klopstock's gerechter Bemerkung des meisten Wohlklanges fähig ist, so nähert sich auch die lyrische Declamation der Musik am Meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Ramler's Declamation voll sein, so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn declamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang, die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukommt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen; sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück[1]) sogar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit saeva necessitas,
Clavos trabales et cuneos manu
  Gestans ahena, nec severus
    Uncus abest liquidumque plumbum.

Ich bin mit Ramler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Lessing[2]) für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu sein. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben[3]) in den Sinn und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum,[4]) die Ode an Herrn Krause eine ähnliche über sich, und am Allermeisten die Lobgesänge auf den König das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mäcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Constructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären als diese. Leichter, weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen

---

[1]) Hor., Carm., I. 35. — D.
[2]) Laokoon, Abschnitt X. — D.
[3]) Carm., I. 38. — D.
[4]) Carm., II. 13. — D.

abgezirkelt gleichsam vor sich findet, schwerer, um der Fülle, Kürze und Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des Messias versuchte, [1]) probire man mit Ramler's Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Ramler blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können. Wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkt betrachten, so dürften die besten Horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet sein; und erreicht? vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Plane und Bilder Horazisch singen könne; und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Ramler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein, daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert und, so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft; vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht Alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That, unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte. Vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu sehr? Mir kommt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel die Beschreibung der Hölle etwas fremde*) an diesen Ort:

„— Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixion's rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern,
Und Minos' Antlitz und das Feld
Elysiens."

*) Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
Credit dicta, — —
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.
Hor., L. II. *Ep.* 1 [66—68]. — H.
[Bei Herder steht durch Druckfehler „— — credi dicta. Horaz hat dicere credit eos. — D.]

[1]) Ihn ins Lateinische zu übersetzen. — D.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren; hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

„Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder
Ihr Fest bei jedem Nektarmahl
Ist er. — —
Schon säng' ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden,
Schon säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin und den von Beiden
Gefei'rten Julian."

Bei dem letzten Ausdruck haben die Literaturbriefe*) dem Herrn Prof. Ramler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt, und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiern können. Allein sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiern sollen. In Ramler's Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die Herculische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik und etwas zu unedel sein möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Ramler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt; jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet; jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster; seine undeutschen Redarten bereichern die Sprache; seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht; der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strom der Ode verursacht, ein Werk des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens; sein Mangel an der Cäsur bisweilen und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig und eigensinnig.

*) Th. 8. S. 388. — H. [Dort sagt Nicolai nur: „Dieser letzte Ausdruck gehöret wol zu den Dingen, quas incuria fudit." — D.]

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode*) hersetzen, die sich am Besten aus Ramler's Oden erklären läßt:

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine höhere Ordnung, die zwar versteckt sein, aber niemals vernachlässiget werden darf. Es giebt mancherlei Ordnungen, in welchen die Gedanken unsrer Seele auf einander folgen können, die Ordnung der Zeit, ... des Raums, ... der Vernunft, ... des Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. Die Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie beschreibet nicht historisch, wie der epische, nicht topisch, wie der malerische Dichter; sie folget auch nicht der Ordnung der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann die Ordnung der begeisterten Einbildungskraft genennt werden. ... Eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, wie sie nach dem Gesetze einer begeisterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder mit einander verbinden, aber selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von dem Odendichter übersprungen, und daraus entstehet die anscheinende Unordnung, die man der Ode zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch entscheiden, in welcher Gattung von Oden ausgemalte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digressionen und Nebenbetrachtungen erlaubt sind, und in welcher die Bilder und Gleichnisse nur mit großen Pinselzügen zu berühren und die Ausschweifungen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln herleiten, wo die Ode sich anfangen und wo sie schließen muß. ....

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte und also auch zur Ode kein Werk der Begeisterung, sondern des Nachdenkens und der überlegenden Vernunft ist, so muß der Plan der Ode dem Dichter ungemeine Schwierigkeiten machen; denn hier muß die Vernunft überdenken, was die feurige Begeisterung für einen Weg nehmen würde. Man muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaftesten sein werden, und in welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbildungskraft auf einander folgen werden. Der Dichter muß sich also in beide Verfassungen zugleich setzen: er muß nachdenken und empfinden, und man siehet leicht ein, was ihm dieses für Schwierigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne Plan dem Strom der Begeisterung und dichtet, so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Begriffen

*) Th. 17. S. 149—153. —H. [Der Brief, Z. unterzeichnet, ist von Mendelssohn. — D.]

hervorbringen können; aber diese Folge wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein bestimmtes Subject und nur durch ein Ungefähr die gehörige Einheit und angemessene Kürze haben, vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziele eilet. Dieses geschiehet, wenn die Gemüthsbewegung, als die Ursache der Begeisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der Strom der Gedanken seinen Weg unaufhaltsam und sicher, und die bloße Natur erfüllet alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll, als nämlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille Freude u. s. w., so ist die Natur ohne Leitfaden der Kunst eine sehr mißliche Führerin. Sie führet den Dichter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo er den kürzesten Weg nehmen sollte; sie verbindet Gedanken, die eine allzu geringe Beziehung auf einander haben, und bringt also poetische Phantasien herfür, aber keine Oden."

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode liefere, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am Meisten fehlt. Denn da Aristoteles' Poetik in diesem Theil verloren gegangen, so haben sich Wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen Niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber, die schönen Geister unter den Franzosen, Lamotte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle und noch neuerlich Marmontel und Garnier, unter den Deutschen die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgemeinen Bibliothek, das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Ramlerische im Batteux und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten[1]) sind Fußstapfen gnug für Einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen und aus der Denkart, Zeit und den äußerlichen Hilfsmitteln, der Sprache und Musik erklären; vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln,

[1]) Von Hemmerde. Eine scharfe Beurtheilung brachten die Literaturbriefe von Nicolai unter der Chiffre L., Th. 11. S. 130—166. — D.

ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details,*) dem Licht und Schatten, den Wendungen und Bildern und Versification und Sprache zergliedern; vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten und den großen Zweck ausführen, ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apoll's und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja, vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können. Plaudamus, amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen, so würde er durch die Ausführung Creditiv gnug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammelte, sich über alle fließenden Reime im lyrischen Silbenmaß erhübe und blos den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte; ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Ramler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammeln, so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser declamiren als singen lassen, die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen",**) dieser Sammlung ebenso würdig, ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben; denn alle fremde Correctur ist mißlich und

*) Vielleicht wird er „von dem Unterschiede der griechischen, römischen und orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt als die Pindarische, und diese mehr als die Davidische, und aus ebendemselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern Jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odendichter von einem Gleichniß in das andere übergeht und, wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernet hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Falle es dem Dichter erlaubt ist, von dem Gleichnisse zurückzukehren und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten in dem Gleichnisse wie ein Blitz verschwinden muß." Th. 9. S. 185. — H. [Aus Mendelssohn's Beurtheilung der Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern von Curtius. — D.]

**) Vorrede zu den Liedern der Deutschen, bei Winter, Berlin 1766. — H.

bei einer Ode fast unmöglich. Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe Auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern*) ungekaut und unverdaut auftrage.

Ich kann Horaz und Ramler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der Letztere uns den Erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge; alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Daciers und Batteux nicht beneiden dürfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger Horazische Züge. Seine Ode an Friedrich vor dem Messias scheint im Anfange das Quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen,**) zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens; sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen; eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille; wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen, gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus; in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt?

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen bis auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am Besten ausmachen können, wenn man sich fragt: „Würde Horaz diese Materie so ausgeführet haben?“ Aber man müßte ein Wenig strenge

*) Braunschweig bei ::: — H. [Wo Zachariä's „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter“ u. s. w. erschienen waren. — D.]

**) Th. 8. S. 229. — H. [Mendelssohn gedenkt dort des Glückes Klopstock's in Schilderung „geheimer Empfindungen“. — D.]

bei Beantwortung dieser Frage sein. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten. Ich erkläre mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fordert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz durch seine Muster festgesetzt."*) Ueberhaupt ist dies ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend als das 26. des ersten.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer sein können. Des Erstern sein philosophischer Odengeist ist bekannt und von den Literaturbriefen**) würdig gepriesen worden; er ist der Einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. Von Lange dürfte es heißen: die Ersten werden die Letzten sein; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen als übersetzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet; überall verfehlte Stellen, verlorner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Colorit und Wohlklang nicht zu denken.

Quid faciant hostes capta crudelius urbe.

In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange den Horazischen Ton getroffen.***)

*) Nordischer Aufseher, 2. B. St. 105. — H.

**) Th. 8. S. 214. — H. [Der Brief ist von Mendelssohn. — D.]

***) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch den Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pater Hardouin streiten wollen. Sie sind voll von seinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Hardouin'schen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die kritische Muthmaßung (S. 16), in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben, wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (S. 25—30), von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (S. 51—58), von seinem Urtheil über Plautus (S. 272. 273) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. B. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (S. 18—25), über den Flug der Muse (S. 95—103), über Musa potens lyrae (S. 104—106), über Den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (S. 119—123), über die curas laqueata circum tecta volantes (S. 175—177), über die Blandusische Quelle (S. 207—210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (S. 125. 249—255). Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums. — H.

Ob wir deutsche Catulls haben, mögen die Lieder der Deutschen beantworten; unter Allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden blos Die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und blos nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lucrez sei? Diese Frage ist älter als die Periode, über die ich schreibe. [1] Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lucrezischen Lehrgedicht zu sagen.

2.

Vom Lucrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scribent für Beifall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beispiele des Lucrez die Lehren einer Schule mit trockenen Worten vorzutragen und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzustutzen. Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich sein würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Feierlichkeit, die sowol mit dem Aufgeweckten des Theaters als mit dem Trockenen der Schule einen seltsamen Contrast macht.“*) Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kommt, eben da ich Wieland unsern Lucrez genannt; auch er hat die Lehren einer Schule in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, ziemlich trocken und freilich schön aufgestutzt mit poetischen Stellen. Und doch hat er Beifall gefunden? Je nun, es ist offenbar mehr des Letztern als des Erstern wegen gewesen. Ich schlage also zurück:**)

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit ungemein hervorgethan; aber in der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch sehr über Mangel zu klagen haben..... Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige,

*) Th. 8. S. 216. — H. [Von Mendelssohn. — D.]
**) Th. 8. S. 163—165. — H. [Auch von Mendelssohn. — D.]

[1] Vgl. oben S. 135, Note *. — D.

sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popens Essay on Man möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen als einem Franzosen; aber seine Moral Essays verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt." Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lucrez als ein glückliches und reizendes Feld anpreise; doch mit einiger Einschränkung. Lucrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockne Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritte, propter egestatem linguae ac rerum novitatem,[1] und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule gnugthut, und die herrlichen Gemälde und Ausschweifungen, die er einstreut: so muß man erwarten, daß unsere Lucreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lucrezen*) vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter sein, allein Lucreze sind sie nicht, wenn Lucrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller, Withof und Creuz, drei Dichter auf drei verschiednen Stufen! Nimm Haller's Gedicht auf die Ewigkeit und auf den Ursprung des Uebels und zeige mir im Lucrez, Du, der Du sein Anbeter und vielleicht ein zweiter Creech[2]) bist, zeige mir im Lucrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten, in so reelle und kurze Bilder eingehüllt! Haller's Geist ist in zwei Dichter getheilt, in Withof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; Dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G...anern[3]) vergessen sollte.**) Jener weiß abstracte Ideen in poetische Körper

*) Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w. — H.

**) Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt. — H. [Sein philosophisches Gedicht „Die Gräber" war 1760 erschienen. Vgl. S. 284, Note **. — D.]

[1]) Lucr., I. 140. — D.

[2]) Ein Herausgeber des Dichters; vgl. Herder's Werke, VIII. S. 133 f. — D.

[3]) Gottschedianern. — D.

zu kleiden, Dieser abstracten Ideen poetische Farben zu geben; Jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, sofern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann, Dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich Jenen blos als Dichter nach dem Aeußern und Diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu sein, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch dichterischen Größe erfordert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein Beinahe-Wahres, kein Halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet und von Kindern und Narren (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft, sie werden vielleicht gut werden! Auf der andern Seite giebt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben, die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor; denn die Epopöe, das Drama, die Ode und jede Erdichtung fordert Schöpfungsgeist im Ganzen und kann kein Beinahe-Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis. [1])

Dies fordert die wenigste Einbildungskraft, ist am Wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Silbenmaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am Meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am Besten anschließt und die Aufmerksamkeit am Füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie

[1]) Hor., Ars Poet., 351. 352. — D.

als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten; jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgnugsam auszufüllen; es ist zwar blos ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es sein, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen; laß es sein, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens gnug hätten, um Moral Essays zu schreiben,[1] ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutschen Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke, die Plato, Bacon und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. Und was kann ich hieraus folgern? Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsers Volks und unsrer Zeit sein könnte. In dem eigentlichen Speculativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer,[2] der sich in diese Platonische Republik einstiehlt, um Holzhauer und Wasserträger zu sein. Das Dichterische, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich für den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh und verschimmelt Brod; und all der Nutze, den er dem Philosophen giebt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen giebt; eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele, die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird Niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten und Voll-

[1] Vgl. oben S. 274. — D.

[2] Vielmehr Gibeoniter, nach Josua 9, 3—27. — D.

werke bauten und Schlingen legten, so fühle ich's doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zitternd zu machen; großmüthig würde es sie verachten und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes mit kühnen Schritten fortginge, um in das Heilige zu dringen, was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die Niemand gehört! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellt, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden; wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter nach der ihm verliehenen Freiheit sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fictionen sich umbildeten; wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte; kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: welch ein Gedicht! Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte; wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen und die Güte des Herzens wie einen Pierischen Quell kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark und seine Empfindungen so bezaubernd wären als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz, und er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte! Wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht schildern, der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehilfin machte, da dem Dichter Alles zu Befehl steht!

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhört; er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind und in ihm versenkt liegen; auf diesem ungeheuern Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort [1]) Riesen aus der Saat des Jason's entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes, die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die

[1]) In Kolchis. — D.

Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen; die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstractionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmt, zu vertheidigen; ihre Feinheit in Zergliederung und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe; ihr Nervengebäude in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften; die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegenwärtig machte und Alles, was er in der Seele sieht, selbst fühlte und selbst in uns zu wirken wüßte: so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopöe und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegenarbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sähen, theils sein Object, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apoll's, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegenführte: wie Adam würden wir auf sie zueilen und ihrer Umarmung entgegenjauchzen: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch!“ Das ganze sympathetische Saitengewebe unsrer Empfindungen würde diesen Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken; dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften; es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unsrer Stufe der Cultur und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen, Zaunkönige sich auf seine Flügel setzen, um ihn ruckweise zu überholen, keuchend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen; wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen und ihn bewundern. Sollte Jemand so unglücklich sein, zu denken, daß das Probestück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe, der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen und von den schönen Geistern des Tagelichts den Sperlingen gleich verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang! Mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen Herzens, wie rührt Shakespeare in seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft! wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichniß, aus der menschlichen Empfindung gehoben! Wenn nun alle Saiten und alle Widersprüche und alle Leidenschaften und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen sein und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr!

3.

Von Nachahmung der lateinischen Elegien.*)

„Es ist eine eigene Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fordern, daß das Publicum sich soll Klagen vorwinseln lassen. Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig oder ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in dem letztern die Ursachen dieser Erfolge weitläufig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunst des Dichters bestehet nun darin, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am Besten gefalle. Es ist nämlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz alleine die Ursache ist. Andre Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüssig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursach und

*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen, Th. 13. S. 69—83. Blos die kleinen Anmerkungen gehören mir. — H. [Der Verfasser ist Abbt. — D.]

ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat. *)

„Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegien allzu sehr eingeschränkt zu haben.**) Man könnte sie überhaupt erklären als die sinnlich vollkommene Beschreibung unserer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das Sinnlich-Vollkommene; der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen***) angegeben und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust gehören sowie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Leben, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht. Wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten, so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nämlich unnatürlich werden, entgangen sein. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet, so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket. †) Man erblicket nichts als eine

*) Alles dies dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet! — H.

**) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt. — H.

***) Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der „Philosophischen Schriften" Th. 2 scharfsinnige Gedanken findet. — H. [Vgl. oben S. 54 u. 77 f.— D.]

†) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern bald verneint bald bejaht ist: ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sei. Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen und fragen: Ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Unmöglich! wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung sein? Ja, und billig sollte sie es durchaus sein. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein; die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon

traurige Fläche und höret nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt und gleichsam mit stoischen Dämmen umgeben sind; an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellet werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind, Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft, sondern wenn sie dieselben erhält, so ist's bei ihr öfters nur

„— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht."

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme . . .

„Die vermischten Empfindungen können *entweder**) aus der Betrachtung des *menschlichen Zustandes überhaupt*, *oder* dieser und jener *Gesellschaft* eines *besondern Standes*, einer *einzelnen Person* entstehen, und bei der letztern werden die *verschiedenen Zustände* in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satirenschreiber betrachtet auch den *Zustand der Menschen überhaupt*, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus; aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hilfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er erst untersucht, wo die Ursachen dazu liegen; und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen, so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht. **)

so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt. — H.

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wiefern sich Elegie von den andern Gedichtarten *psychologisch* und aus der *Natur der Seele* unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte. — H.

**) Daß Elegien über den *Zustand der Menschen* überhaupt *möglich* sind — wer wird das leugnen, der es zugiebt, daß es leider zu viel Uebel giebt, welche

„Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen, so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland oder unsre Geburtsstadt oder das Land unsrer Vorfahren oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenom-

die Menschheit drücken und Klagen erpressen können! Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr ich schränke sie ein! Zuerst. Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes grenzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt blos im Einzelnen vor uns; klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen, so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen". Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden als durch ein abgezognes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter), aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum Voraus, daß er unsern Empfindungen nahe gnug liege; denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkt betrachtet werde, daß er uns interessirt, daß er auf unser Herz wirkt: was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch als Elegie werden; so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlet's, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w., die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen, und welches mit dem Denkwort Remember thee so launisch spielt; den rührenden Kampf mit sich, ob er sein oder nicht sein soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia; seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortinbras; seine vertrauten Unterredungen mit Horatio; seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satire, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme; sie sind nicht schlagende Donner der Ode, sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der, unzufrieden mit sich oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wem das Verderben und die Sünde als Mutter des Elends erscheint (denn wer kann die eine sehen, ohne mit Widerwillen an die andre zu denken!), so wirft sich der klagende Dichter, der jetzt die Geißel des Satyr's verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythonisse. Er sieht die Erde rings um sich als ein weites Grabmal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen; ein großer Garte voll Unkraut und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Strahl einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen. Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende, sanft wimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs;

men sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt, Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind, so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzu große Lebhaftigkeit geraubt haben; die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt ohne Sprache, ohne Thränen. Sobald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget, so löst sich der Schmerz in Thränen auf, die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug.*) Zu dieser Gattung gehört der 137.

seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weissagungen im Alten Testament, wie die Klagen Young's an verschiednen Orten, wie die Strafoden, z. B. das Ende der dritten Horazischen: Audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz, die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen, oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch sein, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten, aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt, noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebornen und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist; so kann vor dem Anblick eines Hospitals voll Armen und Abgelebten, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken 2c. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind. — H.

*) Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle, aber empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem Ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider nur zu oft Spuren, so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleert, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter weckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden, über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen, sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen; so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Rom's in der sechsten Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn übersetzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und sechzehnten Epode. So sind Uz' Oden an Deutschland, die dritte, neunte und vierzehnte in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte und, wie mich dünkt, ganze

Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasserflüssen Babylon's", den auch der „Aufseher" nach Sidney's Uebersetzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

„Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders diejenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen widerfährt. Die Elegie Auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*) ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich her würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt, unerwähnt liege. Weil ich jetzt dieses Muster in Gedanken habe, so will ich sogleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

„Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am Bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande**) sein, ob ich gleich gestehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte er-

Bücher von den Gedichten mittlerer lateinischer Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andre Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne. — H.

*) Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden Viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die „Briefe zur Bildung des Geschmacks" nicht bekannt gemacht haben. — H.

**) Mir fällt hiebei einer der besten Gellert'schen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählt. Ich glaube, daß ebenso Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Young's Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen als in einigen Sommernächten unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchens, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthurme die philosophische Eule ihre hohlen Accente manchmal darunter stieß. Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhn, und die Seele wird stille wie eine stille See in der Sommernacht und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten und prägt sie in ihr Innerstes. — H.

wählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge (wo Eloise ihre Briefe geschrieben), Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht (wo der israelitische Dichter seine Elegie verfertiget), Wälder *), Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtsein der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer **) kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Umstände dazukommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde,***) zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik.†) Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen, so kann die Seele auch in der größten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußre Dinge so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken als süße Melancholei in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnisch sein, wenn Jemand an einem Orte, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache

*) Wem fällt hier nicht jener Haller'sche Eingang zu seinem Gedicht über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellt, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute savoyische Vicar [Rousseau's] würde seinen Schüler oft gähnen gemacht haben, wenn nicht seine Situation so lebhaft vorbereitete. — H.

**) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drei Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satirische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. Indessen hat der Verfasser des Drama „Das Gemälde der Dürftigkeit" sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt. — H.

***) Das Klopstockische Stück im Nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nüancen Acht hat und etwas Anders sucht als Malereien oder Nonsens von geistlichen Empfindungen. — H.

†) Die britischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedient, wie einem Jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London und dergl. beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des innern Rührenden ersetzen. In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ist's solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sei und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen stiller Freitag gegeben. — H.

im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

„Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,*) wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsers eigenen Zustandes**) entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem Andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig sein, alle verschiedene Fälle auseinanderzusetzen. Die verliebten Klagen***) gehören zu dieser

*) Warum leiden sie Abänderungen? Weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegisch-Klagenden auf das Schreckhaft-Rührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammenfließen, so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton sein. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft Eins dem Andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen. — H.

**) Dies ist die Residenz der Elegie, und alles Vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie, sofern es sich unserm Selbst nähert, sofern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst, so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden, aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien gnug, die offenbar in fremden Namen sind? Du darfst nicht rathen, mein Leser! Siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht; ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroïden als rührende Situationen, so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich sein können; aber höher stelle sie nicht als unter Uebungen; denn sie borgen fremde Situationen und leiern im Ganzen ungefühlte Empfindungen und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dolmetscherin unsrer selbst zu sein, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnt man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroïden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit, so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva und Kain an Mehala und Philomele an Prokris und Prokris an Philomele u. s. w. hat und nächstens die Sonne an den Mond und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das leugnen, der z. B. Dorat's Poesie kennt! aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sei, daß Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar seien, wer wollte das behaupten! — H.

***) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen sein. Zuerst die lieben Alten, z. B. Ovid, Tibull und Properz, haben sich meistens in diese Gattung eingeschränkt, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am Paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten ἄσματι aus Erfahrung singt und Kleist seine Phyllis an Damon singen läßt: diese stille Gluth erhält sich am Besten in dem Maße, das die Elegie fordert. Drittens ist

Gattung, und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen.*) Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne dies Zuthun äußerer Zufälle kann Jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spaziergange, gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenkt und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden, so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen und nicht zur Bangigkeit quälen.

„Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen**) angemessen sein. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahinreißen

auch kein Mißvergnügen uns so angenehm als die verliebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit; der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich; der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe; der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen und die Hand zu schreiben frei; der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkenden Verse aus, die halb sich halb den Andern rechtfertigt, haßt, liebt und ergetzt. — H.

*) Hier kommen die Elegien über Thiere oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catull's Liedchen auf den Tod seines Sperlings und Gleim's Sterbende Nachtigall, der Madame Karschin Klagen über einen Kanarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homer's mit ihren Pferden sprechen und diese über den Tod ihrer Herren „erstarrt stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe eines verstorbnen Menschen; da sie die Häupter sinken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die Wangen zur Erde nieder; und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab und wälzt sich im Staube“:[1]) ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist, so dürfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher sein als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost:[2]) ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satire ist. — H.

**) Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört, daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen, unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiednen Seiten irrt und die genossnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt und ist statt aller beobachteten Regeln. — H.

---

[1]) Ilias, XVII. 434—438. — D.
[2]) Von Hagedorn. Vgl. Herder's Werke, XVI. S. 12. — D.

läßt, noch auch jedem Verluste stoisch widersteht. Folglich werden die erhabenen Gedanken*) aus der Elegie wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist, so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das allzu weit Hergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz; denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget.**) Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben.***) Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn, ja, macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kommet die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen.†)

*) Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllt liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann, so merke ich hier an, daß, wie eine Saite blos mit einer gleichgestimmten harmonisch tönt, so fordert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von g l e i c h e m T o n d e r S e e l e. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele ebenso unmöglich und selten sind als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: welche eigne Dreistigkeit gehört dazu, das ganze Publicum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft oder lächerlich werden können! Wenn man es bedenkt, daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind, so muß ich dem Troste jenes Autors fast Recht geben, der zu sich sagte: „Ich bin mein eigner, einziger und bester Leser!" — H.

**) Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem T r a u m e vergleichen; diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreicht, ist in einen heiligen Schleier halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu sein pflegt; sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar als im Wachen; dazu kommt, daß in der Elegie sowie im Traume Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird, und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen und gleichsam elegisch werden. — H.

***) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will, so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes; sie will sich nicht widersprechen lassen und tröstet sich, wenn man ihr Recht giebt. — H.

†) Sobald diese Wiederholungen r e g e l m ä ß i g und bei diesem r e g e l m ä ß i g noch dazu schleppend, eintönig und leer werden, so ermüden sie, wie z. B. die Elegie D a p h n i s u n d D a p h n e in der S a m m l u n g v e r m i s c h t e r S c h r i f t e n. So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt und sich recht vors Auge stellt; hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem T r a u e r g e s a n g e David's um Jonathan, den zwei Sänger seinem S a l o m o singen,

„Alle Gedanken, die ins Groteske fallen,*) allzu häufige O! und Ach! und Weh!, Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter, die andern sind entweder Zeichen einer allzu heftigen Traurigkeit oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen.

„Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände,**) die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammeln und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sei und nicht das Geringste habe verloren gehen lassen.

„Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig sein dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher die Empfindung ist, desto weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine englische Elegie hersetzen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe ....; es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten.

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part,
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with You?

Die Naivetät, welche hier herrschet, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet, und glücklich! Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermieden wäre, so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

„Die verliebten Elegien ***) sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüssig wird, dem Gespräche zweier Ver-

und, wie ich glaube, in seiner neuern Elegie Rothschild's Gräber sind einige Versetzungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt und manches O und Ach ein Asteriscus, der da sagt: „Hier ist zu gähnen!" — H.

*) Wenn jener Elegiensänger Dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will, so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schließen und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund gnug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher sein möchten. — H.

**) Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da Alles ein Zeuge vom Verluste wird und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt. — H.

***) Eins der schönsten Klagegedichte in dieser Art ist das Gleimische: „Mich, o Doris, willst Du hassen" 2c. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Silbenmaß einkerkert; es kann elegische Oden in vielerlei

liebten zuzuhören, was für eine Dreistigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publicum in die Gesellschaft zu bringen! Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten."*)

4.

Von der Horazischen Satire.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen und zu schweigen.[1] Unserm Rabener habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swift's Schule der erste seiner Zöglinge sei; hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satiren mit der Urbanität eines Horaz unterhält, der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht, sondern schreibe ab:**)

„Es ist eben nichts Neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des Letztern ridendo verum dicere, seine schalkhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Miene von den geißelnden Streichen des Erstern, von seinem entflammten Gesicht und von seinem zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht ihn denn, diesen Unterschied? .... Die alte Komödie brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren Namen, unverändert auf die Bühne; dies ist Juvenal, wenn man noch dazusetzt, daß er seine Mitbürger nicht blos von der lächerlichen, sondern auch von ihrer lasterhaften Seite und von dieser öfter als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch das Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber Niemand läßt sich betrügen. „Der ist es", ruft man, „nach dem Leben!" Zu dieser Satire gehöret so

Silbenmaß, elegische Eklogen u. s. w. geben; nur wenn Einige das förmliche elegische Silbenmaß erwählt, so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu sein scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. — H. [Am Schlusse des vorigen Absatzes hat Herder die Worte weggelassen: „Die vielen Gebete und Reden in den letzten Gesängen der Messiade sind Elegien der Seligen." — D.]

*) Wenn Einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen. — H.

**) Th. 9. S. 82—86. — H. [Von Abbt. Die Stelle ist nicht ganz wörtlich angeführt. — D.]

[1] Aus dem Anfange von Klopstock's Ode „Die Glückseligkeit Aller". — D.

viel Anlage nicht! Man darf nur aufmerksam sein auf das, was um uns vorgehet. Wenn sie gut werden soll, so muß ich merken, daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch Beurtheilungskraft genug besessen hat, mir unter den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten und an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, wovon sie bei sich empfinden, daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein weil es doch eine gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichte kenntlich zu schildern, so vermeiden sie diese Gefahr[1]) und machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie malen uns platte Charaktere, die ekelhaft sind, und an denen man weder genaue Zeichnung noch das lebhafte Colorit eines Juvenal's findet. (Beispiele davon können uns in unsern unzählbaren Wochenschriften nicht mangeln.) Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige La Bruyère, der den Ausweg eines Genies gefunden hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kenntlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht verstellt, und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen, eine Satire zu schreiben — ich wollte wol behaupten, daß man mit dem Talent dazu müsse geboren sein. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der satirische Dichter auf dem Parnaß auch seine Stelle hat; denn jene von der ersten Art sind, däucht mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller unterschieden.

„Dieses Talent ist nichts Anders als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an Andern lächerlich gefunden hat und es an seinem eigenen sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet. Oder auch: er weiset auf etwas, das lächerlich ist; aber ohne daß er es als ein Solches zu kennen scheint, und eben weil es diesen sonst so simplen Mann befremdet, so werden die Uebrigen jetzt aufmerksam und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals jene satirische Geißel mit sich führte; auch Horaz, wenn er aufgebracht ist, giebt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen Hieb und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.[2])

Aber es geschieht selten. Der satirische Dichter ist seinem Tempe-

[1]) Abbt hatte geschrieben: „so — Sie können Sich leicht vorstellen, wie sich mittelmäßige Köpfe helfen; sie vermeiden die Gefahr“. — D.

[2]) Sat., I. 10, 91. Die Stelle geht nicht auf Fannius. — D.

rament nach cupidus pacis,[1]) und dieses macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken oder eine naive Handlung vornehmen soll. Lafontaine und Gellert haben nur dieses satirische Talent, und ich vermuthe sogar, daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der Aesopischen Kürze abweichen, und die unsere einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der Erzählung gehalten hat, sind satirische Züge, die dem Dichter entwischen und eben deswegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren anstellt. Ein Mann, der so unschuldig ist, wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld. Dies ist der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine Satiren einkleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen es diese Naivetät am Besten zeigen kann."

*) „Die Mores Eruditorum und Genius seculi zeigen auch die Mannichfaltigkeit in Erfindungen, den feinen Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung von Gelehrten..... Indessen giebt ihnen das lateinische Kleid eine Neuigkeit, vermittelst welcher sie sich uns zum Vergnügen darstellen. Was mag wol die Ursache davon sein? Liegt es an dem Gedrängten der lateinischen Wendungen, an den Ausdrücken, die uns durch das Natürliche und durch einige ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen? oder entspringt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken unsers Verfassers in der Sprache der Römer fühlen? Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über unsere Sitten in seiner Sprache ausdrückt."

* *
*

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Klotz malt; ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affectiren zu wollen, muß ich doch Folgendes fragweise dazusetzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

*) Th. 10. S. 197 f. — H. [Auch dieser Brief ist von Abbt. — D.]

[1]) Hor., Sat., II. 1, 44. — D.

Sollte das Lächerliche der alten Komödie mit dem Lächerlichen des Juvenal's einerlei sein? Ich meine nicht das Belachenswerthe, was Beide schildern (denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß), sondern nur das Lächerliche, wie Beide es schildern. Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satire und ein pöbelhaftes Drama fordert, sondern ich rede von dem charakteristischen Ton Beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satire bringen, daß blos die Namen verändert sind, so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenal'schen Satire wären?

Wäre Juvenal's Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert, und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unsrer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Colorit unterschieden sein? Eine Satire, die das Kenntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fordert?

„Die Horazische Methode in der Satire — mit dem Talente muß man geboren sein!" Muß denn das Juvenal'sche Talent nicht angeboren sein? Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sei das Vornehmste in der Satire, so kommt Juvenal an Genie zur Satire immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnaß, weil er mit dem Talent zur Satire geboren worden." Dürfte ich nicht hingegen sagen: „Horaz ist in seinen Satiren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode geboren ist; Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Colorit und selbst seinem Silbenmaß nach ungleich mehr Dichter?" *)

Wäre La Bruyère unter allen Franzosen der Einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des

*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll," heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. S. 119. 120 heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn grade in seinen Satiren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch

Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz sein können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat, die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? Und hier wäre La Bruyère das einzige Genie? und das einen Ausweg eben von der Juvenal'schen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am Wenigsten gemein hat? Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies liest?

Dürfte nicht die Anmerkung über Lafontaine und Gellert wichtig sein? Wer zweifelt dran, daß ihre Ausschweifungen satirisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat"? Hat denn Lafontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas Anders ausgegeben als für Ausschmückung? ja, blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann, dürfte Klotz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorn des Juvenal's der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt? Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln; denn freilich zu unsrer Zeit muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: Difficile est satiram non scribere! [1]) und in den meisten Stücken geben wir der Klotzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite! Ein Mann wie er, der das Mark der lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltnen lateinischen Musen bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von lateinischen Dichtern.

5.

Haben wir deutsche Ciceronen? *)

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohlredenheit unterscheiden und mit dem Cicero bei der erstern diejenige,

seinem Inhalt mehr zu nähern und ihn mit dem Ton seiner Materie übereinstimmiger zu machen." Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter sein als Andre, die feuriger schildern? — H.

*) Dies ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen, Th. 13. S. 103—116. — H. [Der Brief ist von Abbt. — D.]

[1]) Juven., I. 30. — D.

welche in der Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie versatur et ferro, von der absondern, die nur auf der Uebungsbahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, und wir können keinen Redner haben, den wir mit Cicero oder Demosthenes messen könnten. . . .

„Wir haben keine politische Beredsamkeit, nicht einen Schatten davon, und können sie auch nicht haben, weil unsre Staatsverfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. . . . Wo ist das Volk? wo sind die versammelten Provinzen? wo sind die angeklagten Feldherrn und Fürsten? wo ist öffentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden? In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine Abgaben und wird über den Gebrauch derselben nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht angeklagt und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade; und im Cabinette geschieht der Ausspruch: „Es soll Krieg sein, weil wir es wollen, und Friede, weil wir nicht mehr können“ — und der Unterthan hört es. Nun kommt zu Haufen, Ihr Demosthene und Ciceronen! Nicht wahr, Alles ist Euch fremde? verlaßt den kleinen Markt und lernt — trockene Processe!

„Ich thue noch einen Schritt: Die große Beredsamkeit kann nirgends als in der gerichtlichen Art zu reden angebracht werden. Das Forum ist das einzige Treibhaus für sie und jeder andre Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vortheile die große Beredsamkeit zuwege bringen, und ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen. . . .

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind immer neu, immer höchst wichtig, selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die Zeit zwischen der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. . . . Dadurch drängen sich die Gegenstände näher hinzu und werden folglich größer, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unendlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Redners kann sich dabei üben, alle seine Erfindung. Ferner. Weil das Wahrscheinliche seine Hilfe von allen kleinen Umständen zusammensucht, so bereiten ebendiese Umstände, folglich schon die Beweisgründe die Leidenschaften zu. Denn diese Umstände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu sagen, neben andern verwandten, die dem Zunder zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleichsam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und Alles fängt an zu glühen. Bläst er vollends an, so ist Alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig macht, so geht er

sein ganzes voriges Leben durch. Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen sein, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen! Diese Erinnerung giebt in der Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides selbst würde es leicht gewesen sein anzuklagen, weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den Herzen der Meisten schon vom Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch, daß die meisten großen Männer sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten. Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen, haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen. Er erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur blaß, er läuft in der Angst wie ein Unsinniger herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer anfängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da, der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dagegenhalten. Wie die Menschen heut zu Tage von Homer's Helden an Stärke verschieden sind, so stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyrischen und akademischen Reden erhellet es von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen abstracter Sätze. Sie können schön vorgetragen werden; aber was ist dieser Schmuck gegen die Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Panegyrikus? O, laß die Zeiten noch so heldenreich sein, er ist selten anzurathen. Hundert Biographen, aber höchstens einen Panegyristen! Bossuet unter den Neuern ist wol das größte Muster hierin (denn Fléchier ist meistens nur wohlredend); aber einmal hat er nicht viel Lobreden geschrieben, und dann wird sie auch Niemand mit den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn diese lobten, so war das Lob niemals ihre Hauptabsicht, sondern nur ein Mittel zu derselben, den Plinius ausgenommen. Einiges Mitleiden und Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig. Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht viel besser wäre, auf der Kanzel Homilien als Reden zu machen, sei es einmal angenommen, daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen, die in unserm

Vermögen ist. Ich leugne es, daß wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben können.*) Materie, Beweise und Affecten verweigern dem Redner ihre Hilfe, bis dahin zu steigen. Die Materien des Kanzelredners rühren wol selten durch ihre Neuigkeit,**) wenigstens Diejenigen gewiß nicht, die eine christliche Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel und bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen, ist dies freilich ganz anders; daher läßt sich auch menschlicherweise die Menge der Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein wie kann unter uns der Kanzelredner seine Materien neu machen?***) Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben übrig. Und dies werde ich doch nicht leugnen? Nein. Ohne daß man mir es zudeclamirt, begreife ich wohl, daß die Entscheidung über unser Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sei als die Entscheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es aber auch nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit,†) welcher allein den Willen bewegen kann? Der Redner kann es vielleicht dahin bringen; aber er muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist.††) Desto schlimmer für solche Weltkinder! Zugestanden, und diese Weltkinder sind der größte Theil der Zuhörer. Die meisten Seelen entschließen†††) sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Triumph entrissen. Felix und Drusilla entdeckten, daß sie noch wahrscheinlicherweise Zeit hätten, neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner von sich.[1]) Dies liegt in der Natur der Sache selbst, und keine blos menschliche Kraft kann es bei dem undenkenden Haufen überwiegen.

*) Und ich leugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem Folgenden nachstände; eine wichtige Materie. — H.

**) Nie durch eine zum Voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte, so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß. — H.

***) Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen: wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre. — H.

†) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken; wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann er's auch erregen. — H.

††) Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört; keiner erreicht seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen. — H.

†††) Immer entschließen! In einen Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen, wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste. — H.

---

[1]) Apostelgesch. 24, 24—26. — D.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heiligen Schrift, sobald es klar ist, worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungskraft ab. Gott hat es befohlen; hier ist der ganze Beweis.*) Nur selten zeigt sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen besondern Fall. Das freieste Feld für den Kanzelredner verschafft der Contrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen; und zu diesem Feld öffnet ihm das Geschehene die Schranken. Daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — man wähle die besten ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affecten? Sie werden freilich ebenso erregt wie die übrigen, aber nicht ebenso leicht, nicht ebenso stark.**) Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Bewundrung kann der Kanzelredner erregen, aber nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr vermischte Empfindungen, und die letztere verliert sich in stille Anbetung. Steigt er über jenen Grad, so entgehen ihm die Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorgebracht wird, desto schwerer fällt es, die ihm zusagende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig! Cicero könnte wol vielleicht der beste Kanzelredner unter uns sein; aber ein Cicero würde er nicht sein. Ja, ... wenn Cicero unter uns wäre erzogen worden, Hundert gegen Eins, nach seiner herrschenden Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausgegeben haben, und gewiß schlechte Gedichte.

„Aber die Theile in den Reden der Alten sind einerlei mit den unsrigen gewesen und auf einerlei Art gemacht worden. Was kann das helfen? Es kommt auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen macht seine Kriegsübungen so wie ein ganzes Heer: er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, jeder Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadthauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürgercompagnien mustern kann, Feldherr sein? Vielleicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß der Feldherr ein ganzes Heer

*) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig. Ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit und der menschlichen Seele. — H.

**) Wenn der politische Redner kein Acteur an Rührung sein kann, so muß es der geistliche noch weniger sein, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will. Doch Alles dies würde theologisch! — H.

in Bewegung setzt und gegen einen Feind in Bewegung setzt. Unsern Rednern fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu machen, und der Feind, den sie überwinden müssen. Dies ist der Unterschied zwischen der acies und der palaestra des Cicero."

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advocaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt, sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Proceßformen, Rechtsgänge oder höchstens Schmeicheleien, die die Hand und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht sein und, darf ich dazusetzen, sie sollen es auch nicht sein; denn sie sind's am unrechten Orte. Zuerst. Da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammelten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Rom's, sondern, nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur giebt, eine mittlere Erziehung bildet und dann das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur wären als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größte Ungleichheit gegeben; hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist nicht blos bequemer, sondern auch wirklich die einzige und beste; und das ist der populäre, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfen abstracten Ideen lieber in

fließende sorgsamere Bestimmungen auflöst, alle das spitzige, aufgestutzte und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkürliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten und entwickelnden Tone herabstimmt, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sei. Dieser Ton stiehlt sich sowol dem Gelehrten als gemeinen Mann ins Herz; denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens, weder die Sprache der niedrigern Sinne noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens. Da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei sein. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen gnug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern und ihren Vortrag und Forderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen; sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war; sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war; sie flößten ihnen Affecten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde, sondern weil diese oft blinde, oft schädliche und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren und die Affecten, die er aufregte, oft unmoralisch sein mußten. Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst; regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf, so bleibt ihr Verstand um so viel kälter; erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereien, so wird der Zuhörer um so freier athmen, wenn er in die frische Luft kommt. „Der Begriff der Beredsamkeit aus den Schriftstellern des Alterthums, nach welchem man sich auch eine geistliche Beredsamkeit ausgedacht und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen hat, scheint in seiner Anwendung so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der römische und griechische Redner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu machen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu einem Entschlusse

bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am Besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts Anders sehen und denken konnten als z. B. die Gefahr von einem macedonischen Philipp oder einem Catilina, so hatte man Alles, was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze so, wie sie immer sein mochten. Der christliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde, und das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern erfordert eine kältere Ueberzeugung." Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist.*)

Noch ein andres Zeugniß,**) über eine Sache, von der ich gern Andre reden lasse. „Die Kunst, die Affecten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten sowol als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern in großer Hochachtung, und man wendet viel Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der Erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affecten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebei beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten . . . und Alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tul-

*) S. Spalding's „Werth der Gefühle", S. 195. 196. — H.

**) Th. 1. S. 69—71. Aus den „Moralischen Beobachtungen und Urtheilen." Zürich 1757. — H. [Von Lessing; vgl. Dessen Werke, Th. IX. S. 64. f. — D.]

lius war. Mit dieses Letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt als mit des Demosthenes seinen, welcher doch Jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affecten zu erregen, von großem Nutzen sein könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja, nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. . . . Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als Mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet."

Drittens. Kaum dürften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redetheile gleich haben sollen; wenigstens ist die Sprache bei Beiden sehr verschieden. Ich fange vom Kleinsten an. Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungne, verkettete und mit Bindewörtern verpalissadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner Ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Stil sich ausbreitet, so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubt und seine Leidenschaft fordert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer Worte die periodischen Theile ketten, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Stil verfallen wollten. Ohne Artikel, ohne Hilfswörter, reich an Participien, fügte sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. . . . Im Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht schleppen wollen, müssen wir sie manchmal trennen."*) Wo schleppt sich aber die Sprache mehr als auf den Kanzeln, hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darin setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen! Wie oft hört man einen Gedan-

*) Th. 13. S. 120. — H. [Aus einem Briefe Abbt's. — D.]

ken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir — weil es — — so werden wir gewahr, daß die Menschen Sünder sind"! Dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter und Beiwörter und Hilfswörter und Synonymen und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubt, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf macht. Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen geistlichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner zarten Jugend an sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steigt, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist ein Stil schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet und die Absätze so gekettet aneinander gehänget sind."*) So will es die deutsche Sprache, die von Hilfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fordert! „Weil bei den Römern immer ein Satz in wenigen Worten da stand und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte, so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geiste viele Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen."[1]) Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäft-, nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben, so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja, das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre; dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen und macht es stumpf; diese Gradation soll ihn stufenweise höher führen und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben und macht den Zuhörer schwindlig.

*) Th. 13. S. 120. — H.

[1]) Ebendaselbst. Vgl. vorstehend S. 302. — D.

Wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu sein! Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Seite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierin nie die lateinische erreichen kann, warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts Aehnliches als: „viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann", so verkennt er Cicero ganz. „Sein Stil ist alsdann der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im Geringsten zu verstehen."*) „Wenn dergleichen Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden: nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen und am Ende auf einmal übersehen.**) Und im Grunde sind das nichts weniger als Ciceronische Perioden. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, man findet keinen einzigen, in welchem alle Symmetrie in Gedanken und Worten so gewaltig vernachlässiget ist. Und nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden."***)

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustande unserer Ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten

*) Th. 3. S. 91. — H. [Worte von Lessing; s. Dessen Werke, Th. IX. S. 192. — D.]
**) Th. 6. S. 313. — H. [Gleichfalls von Lessing; a. a. O., S. 298 f. — D.]
***) Th. 6. S. 317. 318; a. a. O.. S. 300 f. — H.

oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich gnug wären. Ich habe sie aber sehr auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Stil, *) unter homiletisch-strenge Gründe und in homiletisch-langweilige Rechtfertigung **) sich zu verirren scheinen. Das Erste und Letzte citire ich unten; zu dem Mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget?" ***) Antwort: Und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte, und der Ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen, ja, wenn er Alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig; denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutsch, auf Kanzeln siebzehnhundert Jahr nach Christi Geburt in Mantel und Kragen für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zweck doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Ebenso mag ein Andrer untersuchen, „ob Cicero solche labyrinthische Perioden alsdenn geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte †) u. s. w." Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen; ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stück der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovid's Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas studiumque immane loquendi. [1])

Ich frage vielmehr: „Haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabnes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größte Vorbild sein müßte, sich ihm nicht blos nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben

*) Th. 6. S. 313. — H.
**) Th. 6. S. 321—347. — H. [Diese Vertheidigung gegen Basedow ist nicht von Lessing. — D.]
***) Th. 6. S. 317. — H.
†) Ebendaselbst. — H.

[1]) Ovid., Met., V. 677. 678. — D.

sie so gedacht?" Es kann sein; aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsre Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab; aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit Verstand. Er sahe nämlich, daß mit dem Geiste der Zeitalter und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müsse. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weitläuftige Rede ausstehen, ja, selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weit hergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubichten Büchern des Hermagoras und Apollodor's giebt — Alles konnte damals zur Ehre gereichen. Und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genascht und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o, so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dies Alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da Alles dies bekannt ist, da kaum Jemand an der Kirchenthür steht (der Römer sagt in cortina), der nicht die Anfangsgründe der Religion (im Lateinischen studiorum), wenn nicht verdaut, so doch gekostet hätte: ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrießlich zu werden, insonderheit vor einer Versammlung (der Römer sagt: „vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen"), die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmt, die sich nicht vom Redner Zeit vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt?"*) So urtheilten die Römer über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich geändert. Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andre Sache, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken wollen ihnen blind nachahmen?

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero,

*) [Tacitus,] *De causis corruptae eloquentiae Dialogus* [19]. — H.

über den er doch besser urtheilen konnte als wir:[1] „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen als in Urtheil. Er ist's, der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt, blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden, insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es schon gelernt hatte, welches die beste Art des rednerischen Vortrages sei. Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müssig aus, kommt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer" u. s. w. Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld giebt; die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wieder sehr geändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: „Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit schlechthin und ohne Einschränkung; ihn nachahmen, heißt Original sein!" und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet und sie mit einem reinen gewässerten Stil zu einem lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnt. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero und Klotz in seinem Genius seculi de Ciceronianis haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerügt; wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geist der Beredsamkeit eine andre Gestalt gegeben, will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch, sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkt lese man es.*) Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach und zeigt, daß die Homiletik eine ganz andre Beredsamkeit fordre, daß sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müsse und an sich ihrem wahren Begriffe nach ihr ganz und gar nicht nachstehe.

*) Da es hier unter lateinischen Schriftstellern exuliren würde, so bleibt's unter meinen Papieren. — H.

---

[1]) Ebendaselbst, 22. — D.

7.

Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock.

Ich werde vielleicht nie mehr so nahe an die Grenzen der Theologie streifen und nehme daher noch einen kleinen Ausweg.

Ob ich gleich in meinen Fragmenten nichts minder als den Insecten ähnlich sein will, die insonderheit nach faulen Schaden hingezogen werden, sich von der Fäulniß nähren und in sie ihre Brut legen, so muß ich doch der Verwandtschaft meiner Materie wegen, nachdem ich mich an so viel blühenden Stellen genährt und ergetzt und sie vielleicht fruchtbar gemacht, auf Nüancen der Literaturbriefe kommen, die ich vorbeigehen wollte. So sieht ein Geliebter in den Geheimnissen seiner Schöne Verunstaltungen, er will sie nicht sehen und schlägt die Augen nieder; aber er sieht auch in diesen Geheimnissen etwas Ansteckendes, das kann er eben aus Liebe zu ihr nicht verschweigen.

Ein Kunstrichter sieht seinem Schriftsteller ins Gesicht, ohne nach seinem Herzen zu schielen. Er irrt; warum mußte der Irrthum aus dem Herzen kommen? leite ihn in den Verstand zurück und bessre ihn! Ist der Irrthum schädlich, ohne den Irrenden über die Achsel verachtend anzusehen und zu eifern, zeige blos das Nicht-Nützliche in seinem Irrthum, so wird ihn kein Mensch annehmen! Es giebt gewisse Seitenblicke, die mehr sagen als ein ganzes Gespräch, die Der, so sie gethan, leicht wegschwatzen kann; aber Der, so sie gesehen, läßt sie sich nicht wegschwatzen. Ein Wort vergißt man, ein Blick bleibt in der Seele.

Ich habe Wieland's letzte der Sympathien in seinen prosaischen Schriften gelesen, und sie ist der Pendant zu der Recension,*) die ihn nicht blos klein, sondern schwarz macht, zwei sehr verschiedne Sachen. Wenn Wieland zum Reformator ungeschickt ist, wie ich's gerne zugebe, warum muß er zu verstehen geben, daß er „aus dem Inhalt der Dogmatik nichts mache", warum müssen die Theologen aufgeboten werden, „dies in Betrachtung zu ziehen", **) warum wird Shaftesbury hier als „der gefährlichste Feind der Religion" ihm zur Seite gestellt? Es ist ja überall von Methode die Rede, und diese ist schlecht; der Kunstrichter kann sie widerlegen; er kann das Unnütze und Schädliche seiner Vorschläge

*) Th. 1. S. 35. 36. 40. 62. 63. 64. — H. [Aeußerungen von Lessing. Vgl. oben S. 97. — D.]

**) Th. 1. S. 63. 64. — H.

zeigen, er ruft aber aus: „Mordbrenner!“ ehe man recht weiß, wo es brennt.

Cramer's Methode, einem Kinde Jesum kennen zu lernen, mag untauglich sein, weil sie „eine Entkräftung“, nicht Erleichterung mit sich führt;*) aber warum muß man sich wundern, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können? Setzt dies nicht zum Voraus, der Aufseher sollte orthodox sein, sieht seine Lehrart heterodox an und preist sie, vielleicht aus Liebe zur neuern Heterodoxie, an? denn so heißen die folgenden homiletischen Ereiferungen: „Aber wissen Sie denn nicht, daß itzt ein guter Christ ganz etwas Anders zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion fein enthusiastisch zu schwatzen weiß.“**) Wie wäre es, wenn diese Worte in einer Allgemeinen deutschen Bibliothek geprüft worden wären?

Aber es kann Alles dies sein, das bleibt doch immer, daß es eben dieser Recensent nicht wissen, hier bei dem Aufseher sagen und bei dieser Gelegenheit am Mindesten sagen durfte. Der Aufseher irrt in der Erziehungsmethode seiner Kinder; ist er darum ein Heterodox, nicht so ein guter Christ als die Leute vor dreißig Jahren? gehört er zu der Zeit, der die Orthodoxie ein Gespötte ist? u. s. w. Der Kunstrichter darf freilich nicht Alles eben auf ihn gemeint haben; aber wenn er mehr als ein guter Christ, wie die Leute vor funfzig Jahren, sein will, so muß er uns nicht ungewiß lassen, auf wen er's sagt; er muß bedenken, daß er ein Briefsteller der Literatur im Jahr 1759 sein soll, den die Orthodoxie, das Christenthum, der Verdacht der Freidenkerei, das fein enthusiastische Geschwätz, die Quintessenz u. s. w. nichts angeht; der höchstens darüber urtheilen soll, ob das Kind ein Socinianer wird; nicht aber darüber, ob es der Vater zum Socinianer machen wollte, ob seine Methode Lehrbegriff sei, und ob es eben seine Absicht sei, diesen Lehrbegriff, diese Quintessenz mittheilen zu wollen; ob es sein Zweck gewesen, die Wahrheit, die er erleichtern wollte, zu entkräften, zu verstümmeln, herabzusetzen; denn sonst ist der ganze Eifer hier am unrechten Ort. Und überhaupt diese orthodoxe Untersuchung, gehört sie zu „liederlichen“***) Briefen über die neueste Literatur? Dürfte es

*) Th. 3. S. 59. — H.
**) S. 65. — H. [Vgl. Lessing's Werke, Th. IX. S. 482. — D.]
***) Th. 4. S. 404. — H. [Hier sagt Nicolai, die „Literaturbriefe“ beständen blos aus „kleinen liederlichen Brieschen“. — D.]

nicht, so fremde als die Ueberschrift wäre:*) „Die göttliche Natur Jesu, vertheidiget von einem Berliner Juden gegen den Herrn Hofprediger Cramer", ebenso fremde lassen: „Die Orthodoxie des Herrn Hofprediger Cramer's, bestritten in den Briefen über die neuere Literatur"? Und wenn auch die ganze Frage sich darauf einschränkt, „ob diese Art, ein Geheimniß beizubringen, anzurathen sei?" so sage ich lieber:**) „Darüber mögen unsre Theologen urtheilen!" dem kranken Officier[1]) dürfte nicht eben so viel daran liegen.

Man sieht, ich bin kein Vertheidiger des Hofpredigers, der von ihm eine Pfarre haben will! ich bin auch kein Rechthaber gegen die Literaturbriefe; denn ich weiß, daß, wenn es aufs Entschuldigen ankommt, Jeder der beste Erklärer seiner Worte sein wolle; ich bin auch kein gründlicher orthodoxer Theolog, um die Streitfrage zu untersuchen; aber wenn ich auch blos als ein ehrlicher Laie, der sein griechisch Testament versteht, urtheile, so ist die theologische Widerlegung des Recensenten***) gesucht, und ich wollte ihn gewiß nicht zu meinem Bibelerklärer nehmen, wenn er die Bibel wie Blifil liest, dem Thomas Jones Prügel zu verschaffen.

Er will die Rede des Apostels vor den Atheniensern, vor Felix, vor Agrippa retten; gerettet hat er sie (denn auch ich finde durchaus die Cramerische Methode nicht in ihnen); aber wie er weiter fortschließt, das ist eine andre Frage. Das sieht man doch bei dem ersten Anblick, daß Paulus sich nach den Begriffen der Athenienser bequeme, nicht um ihnen zu schmeicheln, sondern ihre Neugierde, ihre Religiosität, ihren Altar des unbekannten Gottes, ihren Hochmuth, daß sie das erste Volk wären, auf den Begriff des wahren Gottes, auf eine neue Zeitperiode der Sinnesänderung und auf große Erwartungen in der Zukunft zu lenken. Er ließ sich in ihre Welt der Denkart herab, um ihnen das Charakteristische seiner Religion zu zeigen, wie es von der ihrigen abstach, ihre Neigung zum Wunderbaren und Religiösen fesselte und ihre Irrthümer zerstörte. Ich sehe also nicht, daß Paulus von Christo schweigt, um Herrn Cramer's Methode zu beweisen; aber das weiß ich auch nicht, ob, wenn Paulus „noch ein zweites Wort gesprochen, es unfehlbar von der Gott-

*) Th. 5. S. 198. — H. [Nicolai sagt dort, es würde lustig sein, wenn sein Brief diese Ueberschrift hätte. — D.]

**) Th. 5. S. 202. — H. [Von Nicolai. — D.]

***) Th. 6. S. 357—368. — H. [Lessing widerlegt hier Basedow; Lessing's Werke, Th. IX. S. 315—320. — D.]

[1]) Vgl. oben S. 9. — D.

heit dieses Mannes würde gewesen sein".*) Wie weiß das der Kunstrichter so ohnfehlbar? Das ist immer ein barmherziger Schluß: das würde er gethan haben, wenn er nicht unterbrochen wäre! Daß Paulus so gewaltsam unterbrochen sei,**) als wenn der Donner in unsre Kirche während einer Predigt schlägt, wird Der nicht sagen, der den Markt zu Athen auch nur als Fremdling kennt, der die Worte im Griechischen gelesen, und der da weiß, daß diese ganze Rede sich eher einem Discours nahe. Beweisen kann Cramer eigentlich nichts für sich; aber ihn hieraus widerlegen kann man auch nicht, und es wird lächerlich, wenn der Recensent sich auf die neuen Götter***) beruft, nach seiner Uebersetzung. Auch der Jesus der Socinianer ist doch mehr als die δαιμόνια der Athenienser, die blos glaubten, Paulus wäre ein Bote fremder Schutzgötter (ξένων δαιμονίων καταγγελεύς). Der Recensent will Cramern seinen Stab aus der Hand winden, darin hat er Recht; er will ihn aber mit diesem seinem eignen Stabe auch züchtigen, das ist zu viel.

Ich habe es schon gesagt, ich bin ein Laie; ich weiß also nicht, ob Heumann's exegetische Erklärungen†) so ganz außer Zweifel gesetzt sein möchten; ich habe weder Sebastian Schmidt noch Fabricius noch Heumann gelesen, aber wie sie der Recensent anführt, ††) so kann Schmidt und Fabricius Recht haben, daß Paulus sich den Begriffen und der Sprache seiner Zuhörer bequemt und sich vor den blos jüdischen Ausdrücken und Vorstellungsarten jetzt in Acht nimmt; und Heumann kann Recht haben, daß er deswegen keine jesuitische Bekehrungsklugheit bewiesen habe; und doch folgt nichts für und wider Cramer.

Dies gilt auch von der Rede vor Felix: nichts für Cramer; es ist eine Schutzrede des Paulus! nichts wider Cramer; denn die Worte: „er hörte ihn vom Glauben an Christum"†††) (περὶ τῆς εἰς Χριστὸν πίστεως), sind ja offenbar blos der Titel einer christlichen Predigt, der dem Lukas und Andern geläufig ist. Felix will von Paulus' neuem Glauben was hören aus Neugier; Paulus aber lenkt, statt diese zu stillen, den Vortrag darauf, um ihn zu bessern. Wo weiß der Recensent,§) daß „Felix und seine

*) Th. 6. S. 359 f. — H.
**) S. 358. — H. [Lessing sagte nur: „Es ist ja offenbar nichts mehr als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen." — D.]
***) S. 361. — H. [„Denn er schien neue Götter zu verkündigen." — D.]
†) S. 361. — H.
††) S. 362—364. — H.
†††) S. 366. — H.
§) Ebendaselbst. — H.

Gemahlin den Apostel von .... den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion gehört, daß sie über diese unbegreiflichen Geheimnisse nicht erschrocken sind, daß diese unbegreiflichen Geheimnisse nicht Schuld hatten, daß sie nicht Christen wurden"? Mein Gott, wo hat der Mann das Alles her?

So auch in der Schutzrede Pauli vor Agrippa. Sie ist offenbar nichts als Schutzrede vor einem Manne, der ein Jude war, in einem Gesichtspunkt, den er beurtheilen konnte, daß Paulus kein Verächter der jüdischen Religion, und, worin die christliche von jener abgehe, nöthig und besser sei. Hier also gar nichts für Cramer; aber wider ihn? Auch nichts! Wie schwer sind doch die Fragen, über die der Recensent hinspringt:*) „Was dachten die Juden vom Messias? was erwartete Agrippa in ihm? in wie weit konnte sich Paulus ihnen bequemen? und mußte sie widerlegen?" Und war das nicht blos der letzte Nebenzweck, den der Recensent so gewiß zum Hauptzwecke macht: „er mußte ihn überführen, daß Jesus der versprochene Messias sei"?

Gnug! damit nicht Jemand von dieser Streitigkeit bei mir sage, was ich von diesen ganzen weitläuftigen Zänkereien in den Literaturbriefen wünsche: „O, wären sie nicht!" Es mag indessen, wer da will, das letzte Wort behalten; das fühle ich, daß ich nicht eben wünsche, dieser Recensent zu sein, um meiner selbst willen; und wenn ganz Deutschland voll von ihnen wäre, so würden wir jenem Kriegsheere ähnlich sein, welches, da der Mond den Schatten der Feinde weit von sich streckte, auf diese Schatten seine Pfeile drückte. Freilich war diese Tapferkeit nützlich, um sie warm und in Bewegung zu erhalten, aber übrigens so viel als Müssiggang.

Ich habe in dem ersten Stück dieser Sammlung den Gedanken mit dem Ausdruck zusammengepaßt; dies ist die beste Seite, um an die schlüpfrige Materie zu tasten, die Klopstock wider seinen Willen darstellte. Er sagt in seiner dritten Art, über Gott zu denken:**) „Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von Dem, den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwecke wirken; .... wenn wir uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend einige kurze Ausrufungen der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir

*) S. 367 f. — H.

**) Nordischer Aufseher, Th. 1. St. 25. — H.

denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und zu schwache Worte dazu haben würde. . . . Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe und, daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser schnell fortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen und sie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter sein!" So Klopstock und sein Recensent.*) „Die Sprache kann Alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnöthig sein würde. . . . Keine einzige neue Wahrheit läßt sich so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können" u. s. w. Ich will nicht weiter abschreiben; der Recensent sieht Klopstock an der wahren Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott; sieht dies als Irrthümer an, als den Weg, ein Schwärmer, ein Böhme, ein Pordage zu werden, sieht eine Theorie, die den Beschuldigungen der Gottschede und Hudemanns zu Statten kommt. Himmel, was sieht der Mann Alles! „Ich bin doch auch," sagte jenes naive Mädchen bei Eulenspiegel's Malerei, die kein unächtes Kind sehen sollte, „ich bin doch auch kein Hurenkind und sehe nichts!"

Wer hat es denn dem Kunstrichter in den Kopf gesetzt: Klopstock wolle philosophiren!**) Klopstock philosophiren? Die beste Art zu denken, ist ja nicht die logisch beste bei ihm; das sagt er ja nirgends, und daß er sich hievon zu schreiben nicht übernimmt, zeigen seine öfters unbestimmten Ausdrücke, die ja nicht Philosophie sein können. Und doch redet der Kunstrichter vom Philosophiren beständig; will Neues haben, wo Klopstock an nichts Neues denkt; protestirt wider Irrthümer, spricht von der üblichen Sprache der Weltweisen und sieht überall dies Stück im Aufseher als ein Programm an, das im Namen eines Professors der Metaphysik am schwarzen Brette feierlich zu einem Collegio über die natürliche Gottesgelahrtheit einladet. Er liest als Philosoph, und Klopstock schrieb — wie kann Er auch anders schreiben? — als gefühlvoller Mensch, Christ und Dichter. Hätte der Kunstrichter dies nachdrucksvolle Er***) bedacht, so würde er ihn haben erklären können, nicht anketzern dürfen.

*) Th. 3. S. 78 f. — H. [Der Recensent ist Lessing; Dessen Werke, Th. IX. S. 187. — D.]

**) Th. 6. S. 375. 377. — H.

***) S. 376 f. — H. [Lessing bemerkt gegen Basedow, daß er Klopstock als Verfasser erkannt, zeige das mit Schwabacher gedruckte Er. — D.]

Da ist mit einem Mal der gräuliche Knote aufgelöst, der Klopstock mit Schwärmern, mit Irrgeistern, mit Enthusiasten zusammenknüpfen will. Die philosophische Art, von Gott zu denken, ist, aus einem menschlichen Sehepunkt betrachtet, daß eine blos kalte metaphysische Denkart der ganzen Bestimmung des Menschen, der ganzen Natur seiner Seele und der ganzen Beschäftigung seines Lebens nicht angemessen sein dürfte; und sofern hat er völlig Recht. Die zweite Denkart ist der Zustand christlicher Empfindungen, wie selbst der Recensent erkennt; und daß hier nichts Schwärmerisches sei, wird mir Jeder zugeben, der einige Erbauungsstücke dieser Art gelesen; ja, ich kann hier einen Verfasser nennen, der sich doch gewiß nicht zu den Fanatikern versteigen wird — es ist Spalding. Man lese seine Abhandlung Vom vernünftigen Werth der Andacht, und man hat eine Schutzrede für Klopstock gelesen; was kann man aber davor, wenn Klopstock sich nicht philosophisch ausdrückt, da sein Recensent und sein Vertheidiger Basedow solche Ausdrücke selbst in der erbaulichen Denkart an Gott suchen? Nun die dritte Denkart! Alle ungeheuren Schatten von Irrthümern verschwinden, wenn (und was ist bei Klopstock vermuthlicher als dies wenn?), wenn man sie nennt die Denkart eines gefühlvollen christlichen Dichters! Eine poetische Einbildungskraft kommt zu der menschlichen Vorstellungsart und zu den christlichen Empfindungen dazu und, siehe! da ist Klopstock's beste Art, über Gott zu denken. Für Klopstock die beste Art? Ob für Klopstock als den Nordischen Aufseher? ob für jeden Leser des Aufsehers? ob für jeden Christen? Schwere Fragen! aber die hat Niemand erregt; gnug, es ist die beste Art für Klopstock als einen Dichter der Religion und für jeden sympathetischen Leser.

Und kann Klopstock nun nicht in einen Enthusiasmus gerathen, wo ihm schwer wird, was er denkt, durch Worte auszudrücken, wo die Sprache für ihn zu schwache, zu wenige Worte hat? Allerdings! Und wo bleibt nun die an sich wahre Anmerkung des Recensenten: „Ja, das kommt daher, daß Du nicht deutlich denkest"? In dieser poetischen Begeisterung konnte und durfte und mußte ich auch nicht blos deutlich denken, sonst wäre ich ein elender Tropf geworden. Wo bleibt der Machtspruch: „daß die Sprache alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist ebenso unmöglich, als es unnöthig sein würde"? Unmöglich? Das wollte ich fast sagen; denn wer je etwas von der Begeisterung geschmeckt, da unsre Einbildungskraft ringt, um

Bilder und Empfindungen, ungesagte Bilder und wahre, mächtige, lebhafte Empfindungen auszudrücken, der wird die süße Mühe, die freudenvollen Geburtsschmerzen kennen, in denen ein Kind des Genies zur Welt geboren ist. Eine Empfindung in ihren Nüancen auszudrücken, ist also äußerst schwer (man erinnere sich an mein sechstes Fragment); aber unnöthig? Wie kann ich eine Empfindung ohne diese Nüancen erhaschen, ausdrücken, wiedererkennen? Der Kunstrichter wird eigensinnig, ich appellire an das Publicum. Hätte Klopstock uns seine Empfindungen in allen ihren Nüancen zeichnen können, so hätte derselbe G.[1]) nicht so delicat sagen dürfen: „Klopstock's Lieder sind so voll Empfindung, daß man nichts dabei empfindet!" Da das aber unmöglich ist, eine Empfindung mit allen ihren Nüancen in einer Sprache der Vernunft zu zeichnen, so bin ich gerade der gegenseitigen Meinung: „Eine Empfindung muß mit ihren Nüancen sich bestmöglichst ausdrücken (sonst erkennt man sie nie wieder); man suche also die reichsten und triftigsten darunter," damit sie auch wieder Empfindung wirke. Das erste Merkmal hat Klopstock überall gezeigt, und er ist in meiner Seele unser größter Dichter an Empfindung; das zweite hat er mannichmal verfehlt, aber das bleibt immer, daß einige Stücke aus seinem Messias, einige seiner prosaischen Oden und einige seiner Lieder gleichsam lebende Ausdrücke dieser weichen, menschlichen, christlichen, dichterischen Einbildungskraft sind. Ich sage mit dem Wort lebende Ausdrücke so viel, als ich sagen kann; nur man muß als Mensch, als Christ, als Dichter, nicht aber als ein genauer Philosoph und ekler Kunstrichter lesen; sonst nimmt man keine dieser Nüancen wahr und empfindet da wenig oder nichts, wo der Andre viel empfindet. Freilich ist's bei dieser Gattung des poetischen Ausdrucks wahr: Niemand empfindet so viel dabei als der Dichter, da er's dachte; selbst er empfindet nicht völlig mehr so viel, wenn er es liest; und ein fremder Leser mit einem andern Ton der Seele vielleicht noch minder. Allein da die Sprache eigentlich gar kein Ausdruck der Empfindung, sondern mehr der Begriffe ist, so schreibe ich auf meine kleine Scherbe willig auf: Omne tulit punctum![2]) wenn ein Poet in seine Sprache nur einige lebhafte und rührende Nüancen der Empfindung hineinkämpfen kann; und der geistliche Liederdichter ist ohne Bedenken bei mir der größte, der „ein Lieblingsdichter aller alten Weiber" ist. Der

[1]) Eine von Lessing's Chiffern. — D.
[2]) Hor., Ars Poet., 343. — D.

spottende Kunstrichter denkt damit Klopstock herunterzusetzen;*) ich aber beklage ihn, daß er diese Stufe nicht erreicht, und ich wünsche sie ihm vor andern kältern Liederdichtern gewiß zum Voraus.

Aber kann man auch in diesem Taumel von Empfindungen neue Wahrheiten haschen? neue, wirklich neue philosophische Wahrheiten? Nein! und Klopstock ist ein Schwärmer, wenn er einen einzigen dieser sich hervordrängenden Gedanken in die Reihe der Wahrheiten setzt, die die natürliche und geoffenbarte Theologie von Gott lehrt. Aber das wird Klopstock bei seinem unvorsichtigen Ausdruck Wahrheiten nicht haben sagen wollen; denn man weiß ja, was einem dichterischen Kopf Wahrheit ist: poetisch wahrscheinliche Vermuthungen, sinnlich lebhafte Vorstellungsarten, moralisch gewisse Empfindungen, die nur jenen Wahrheiten der Philosophie und Offenbarung nicht widersprechen dürfen und müssen. Und wie reich ist Klopstock überall an solchen neuen Gedanken, die seine poetische Empfindung hervorgedrängt, in die Sprache gezwungen, und die sich in dieser Gestalt in unser Herz lagern. Meine Einbildungskraft ist viel zu kalt, um bei gesundem Verstande je ein Schwärmer zu werden; aber das weiß ich, daß manche einzelne Stellen aus Klopstock so tiefe Eindrücke in mich gemacht, daß sie Tage lang den Ton meiner Seele haben stimmen können; und bei dem lebendigen Lesen dieses Dichters — in diesem Zustande allein ist's möglich, die Denkart sich vorzustellen, da Klopstock empfand und dachte und erfand und mit seiner Sprache kämpfte und sprach.

Ich habe mich mit Fleiß statt der philosophischen Kunstwörter, mit denen Alles freilich ungleich deutlicher würde, der streitigen Ausdrücke selbst bedient; nun lasse ich ein paar andre gründlichere Männer auftreten: wohin wird sich die Wage neigen?

„Klopstock unternahm es, die feinsten und unbemerktesten Empfindungen dem Anschauen der Menschen darzustellen oder die stärksten und erschütterungsvollesten Leidenschaften nach der Natur zu schildern. Er mußte deswegen auf alle ihre Züge und Wendungen, auf ihre mannichfaltigen Wirkungen und Verhältnisse Achtung geben und sie von ihrer Geburt an bis auf ihre höchste und feinste Entwickelung, bis zu ihrer tiefsten Entfernung in der Seele verfolgen; das heißt, er mußte sie anschauend erkennen, ehe er sie anschauend darstellen konnte."**) Wenn Klopstock

*) Th. 6. S. 378. — H. [Lessing sagt dies in ganz besonderer Beziehung. — D.]

**) Th. 13. S. 15 f. — H. [Die Stelle führt Mendelssohn dort aus dem dritten Bande der „Sammlung vermischter Schriften" an. — D.]

nun diese Züge und Wendungen und Verhältnisse zu diesem anschauenden Bilde neue Wahrheiten nennt, so ist er Genie, ein liebenswürdiger poetischer, nicht aber ein irrender theologischer Schwärmer; ein Enthusiast, der seine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufschwingt, nicht aber ein Fanatiker, der den physischen Einfluß eines höhern Wesens zu fühlen und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt — zwei unendlich verschiedne Namen, die aber gar zu oft verwechselt werden.

Ich habe gerettet, was Klopstock hat sagen wollen, ohne mich darüber zu streiten, was er gesagt. Ich habe es gerettet, ohne die Frage zu beantworten: ob große Genies mit dem Verstande empfinden können.*) Ein Einfall, den die philosophische Laune des sinnreichen D.[1]) ausgeboren, der das schmeichelhafteste Compliment für die Genies und für Klopstock ist, den ich so wenig als D. bestätigen kann, da ich auch sagen muß: „zu deren Mittel ich nicht gehöre!“ der aber aus der vorangeführten Klopstock'schen Behauptung vielleicht bestätigt würde. Vielleicht und vielleicht auch nicht; ich habe seiner nicht nöthig.

Die Natur der menschlichen Seele verkennt überhaupt in ihren Wirkungen die Abtheilung der Kräfte, wie die Philosophen sie in ihr abgetrennt. Freilich bleiben es immer zwei verschiedne, und ich dürfte fast sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden und deutlich denken; anschauend erkennen und abstracte Ideen bilden; sinnlich unterscheiden und das Merkmal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen. Hierin hat D. dem Verfasser des Versuchs über das Genie seine Lücke, wie mich däucht, sehr wahr gezeigt. Da aber eine jede Menschenseele diese beiden Fähigkeiten gemeinschaftlich, wiewol nicht in gleichem Maß und Ebenmaß ausgebildet, so können unsre anschauenden Kräfte in diesem Zustande der dichterischen Empfindungen von der Vernunft gewisse Wahrheiten und Gegenstände borgen, sie auf eine Zeit lang als Geschöpfe ihrer Art behandeln, daß es fast schiene, daß sie mit der Vernunft empfänden. Allein diese kleinen Umtauschungen verrücken nie dem Philosophen die Grenzen, ob das Genie gleich diese ganz und gar niederreißt. Es ist für mich ebenso unbegreiflich, daß eine menschliche Seele mit dem Verstande empfinden könne, und daß es philosophisch wahr wäre: „Klopstock's Einbildungskraft erfindet neue Wahrheiten“,

*) Th. 13. S. 27. — H.

[1]) Mendelssohn's Chiffre. — D.

als es mir unbegreiflich ist, wie ein höheres, völlig geistiges Wesen sich eine sinnliche Empfindung rein und deutlich denken könne. Ich weiß nicht, ob ich die Schwierigkeit helle gnug zeige; aber alsdann könnte ich sie mir auch auflösen.

Indessen soll uns diese Blödigkeit, mit welcher wir in die Seele schauen, auch blöde machen, von den Empfindungen Andrer zu urtheilen. Was mir vielleicht blos eine Nahrung des Verstandes oder eine Aufregung der Einbildungskraft dünkt, kann bei dem Andern wirksamer auf sein Herz oder mindestens eine Folge von erregten Empfindungen sein. Diese Entschuldigung mag zum Voraus der Einwendung begegnen: „Wie kann Klopstock eine poetische Art, über Gott zu denken, jedem Christen als die beste anpreisen?"*)

„Die beste Art, über Gott zu denken, ist, die jeder Christ haben kann und soll. Und von dieser Art ist die Klopstock'sche dritte eben nicht. Es kann aufs Höchste die Denkart eines Christen sein, der zu gleicher Zeit ein Dichter ist, und zwar ein Dichter, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen, zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei. Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der die Allgegenwart Gottes denket, [1]) wirklich das dabei denket, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel des Klopstockischen Hexameters setzt und anhebt:

„Als ich das kleine Leben noch lebte" u. s. w.[2])

Schön! Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Diese Einwürfe, die die Literaturbriefe nicht ganz unrecht Wieland's Empfindungen machten, könnte mir Jemand hier wiederholen. Ich will sie sofern zugeben, daß Klopstock's beste Art, über Gott zu denken, nicht für

*) Th. 1. S. 38—40. — H. [Von Lessing; Dessen Werke, Th. IX. S. 50. Die Stelle beginnt: „Empfindungen des Christen heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs Höchste „Empfindungen eines Christen" sein, eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion" u. s. w. — D.]

[1]) In den „Literaturbriefen" steht: „der den Erlöser am Kreuze denket". — D.

[2]) Statt „des Klopstockischen Hexameters" haben die „Literaturbriefe": „der Horazischen Ode", und darauf statt der Stelle Klopstock's eine längere aus Wieland's „Empfindungen des Christen". — D.

Jeden zu aller Zeit einzig und allein die beste Art sein könne; daß bei Leuten von groben Begriffen die zweite vielleicht die bessere sei; daß selbst der feurigste Dichter nicht ohne die erste sein müsse; daß eine aufgeregte poetische Einbildung an sich nicht die stille, taumellose Empfindung sei, die die Religion fordert, und die moralisch uns bessert, folglich sofern die zweite eine bessere Art, über Gott zu denken ist als die poetische Aufwallung; daß Klopstock, übel verstanden und übel nachgeahmt, verführerisch sei u. s. w. Alles dies gebe ich zu und wünsche also dies Blatt aus dem Nordischen Aufseher weg; aber das getraue ich mir nicht zu sagen, was der zuletzt angeführte Recensent predigt: „Wo die Einbildungskraft so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. So wird die Religion weggewitzelt" u. s. w.*) Ich kann blos wissen: „ob die Gemälde der Einbildungskraft bei mir Empfindung erregen"; aber „ob sie nicht bei dem Andern Folgen und Begleiterinnen der Empfindungen sind, die er uns nur nicht gut vorzeigt", das kann man nicht so durchaus entscheiden! Einbildungskraft und Empfindung sind zwei genaue, aber auch oft eigensinnige Freundinnen, zwischen welche sich ein Dritter behutsam mischen muß.

*) Th. 1. S. 40. — H.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beiden ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein Jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, sofern die Gelegenheit es erlaubte und eine Stelle es forderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „Meine Gesichtspunkte sind wahr, aber noch nicht einleuchtend gnug; sie sind nützlich, aber nicht vollständig; sie reizen, aber wir wünschen weiter zu sehen!“ sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von Weitem zeige, ob man auch darauf merke; auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz, an meinem Bilde Fußzehen, Colorit und Faltenwerfung betrachtete: alsdann habe ich vergebens geschrieben; und wie schmerzhaft ist dies für Den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel noch Brod noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreut; wie sie da stehen, scheinen sie leichtfertig (ich nehme dies Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung); aber wie ich sie dachte, waren sie

peinlich. Wer da sagt, daß ich um Beifall buhle, der hat mir nicht ins Gesicht gesehen; Viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten blos unparteiisch urtheilen wollten. Wäre unser Bücherton in Deutschland republikanischer, wie Manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt vielleicht dunkel oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke und Schönheiten meines Stils ansieht, der sieht mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich, blos um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinschreibe, so konnte ich von mir selbst es nicht fordern, sie im akademischen Leichenton zu loben; man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht gnug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handfester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlummert hätte, bei einer günstigen Stunde über Bord zu werfen: armer Schlummernder!

O nimium caelo et pelago confise sereno,
Nudus in ignota, Palinure, jacebis arena! [1])

Wo wird ein Aeneas sein, der Dein Grabmal baue!

Ich werde kaum mehr als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorschaften nicht liebe. Die Materien also, vor denen diese nur Vorläufer hätten sein sollen, werden aufgeschoben oder aufgehoben, wie das Publicum will. Ich wollte sie nennen; allein für Wenige werden die Namen lockend scheinen: Philosophie und Aesthetik, die erste ist halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht gesehen.

Jetzt setze ich einige kleine Merkstäbe hin, die vielleicht Einigen, die meine Fragmente durchwandeln oder durchlaufen wollen, nicht zum Anstoß, sondern zur bequemern Bahn dienen werden. [2])

Sollte Jemand meine dritte Sammlung der deutschen Literatur nachtheilig und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für

[1]) Virg., Aen., V. 870. 871. — D.
[2]) Hier folgen einige Zusätze, die wir an ihrer Stelle eingefügt haben. — D.

nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken, der will mich nicht verstehen. Will ich Jemand von Kenntniß der Alten abhalten oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer!

Die Druckfehler, insonderheit in den griechischen Stellen, wird der Leser dem Verfasser nicht anrechnen, der 200 Meilen von seinem Druckort entfernt lebt. Sie machen meine Anführungen in diesem Theil sparsamer, weil ich, um einige zu verbessern, selbst nicht die Autoren bei der Hand habe. Hier sind einige Druckfehler, so wie sie mir ins Auge fallen. [1])

---

[1]) Es folgt die Angabe von 24 Druckfehlern der ersten und zweiten Sammlung der Fragmente. Von der griechischen Stelle des Proklus über den Dithyrambus (oben S. 149), die arg entstellt war, hieß es: „Die Stelle des Proklus corrigire Dir selbst.“ — D.

Abänderungen und Zusätze

der zweiten Ausgabe

der ersten Sammlung der Fragmente

über die

neuere deutsche Literatur.

1768.

Wie schon oben S. VI f. erwähnt ist, hatte Klotz, noch bevor die zweite Ausgabe der Fragmente in den Buchhandel gekommen war, in seiner „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Halle 1769, Band 3, Seite 119 ff.) eine bittere Recension derselben veröffentlicht. Herder bestimmte in Folge dessen seinen Freund und Verleger Hartknoch, das Buch gar nicht auszugeben, so daß Klotz die Lächerlichkeit traf, ein nicht erschienenes Werk recensirt zu haben. Nur einzelne Exemplare der ersten Sammlung (mehr ist nicht gedruckt worden) verschenkte Herder. Die zweite Ausgabe ist deshalb äußerst selten; doch konnten wir ein Exemplar derselben unserm Abdrucke zu Grunde legen.

Wir geben im Nachstehenden die Abänderungen und Zusätze der zweiten Ausgabe unter Hinweisung auf die Stellen, welche wörtlich aus der ersten herübergenommen sind.

Inhalt.

Vorrede.

In der ersten Ausgabe erschienen diese Fragmente als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. Sie unternahmen es, die Kritik dieses nützlichen Werks zu beurtheilen, einigen Machtsprüchen desselben zu widersprechen, einige Mängel in ihm zu ergänzen. Sie wollten aber noch mehr! Etliche nützliche Betrachtungen der Briefe sollten zum Grunde gelegt und an sie Materialien zu einem Gebäude der Literatur in den letzten sechs Jahren zugeführt werden.

Die Anfuhr wird unterbrochen, ehe sie bis zur Hälfte gekommen ist; wenigstens findet es der Verfasser der Mühe werth, zuvor einige Baustücke besser zu ordnen und dem Leser von seinem veränderten Plane Rechenschaft zu geben.

Beilagen von der Art, wie ich sie liefern wollte, hätten sich, wie ich denke, ihrer Nachbarschaft würdig machen können; die beste Nachbarschaft hat indessen immer Vortheile und Nachtheile — und zum Unglück wird die menschliche Bequemlichkeit eher diese als jene inne. Und so ist auch meine Nachbarschaft[1]) mit den Literaturbriefen ihnen, mir selbst und vielleicht auch den Lesern unbequem geworden. Ihnen: denn oft wurden aus ihnen Stücke zerrissen und zusammengefügt, die blos in meiner Absicht zusammen oder von einander gehörten; mir: denn oft mußte ich ziemlich weit von einer Stelle ausgehen, um, was ich wollte, zu sagen; dem Leser: dem die Ungleichheiten der Schreibart so vieler Verfasser, die Abfälle des Brief- und Fragmententons zur Last werden mußten. Und überhaupt legte mir der ganze Plan Zwang auf; er verführte mich auf kleine Abwege, unterbrach meinen Gang bisweilen, und also ehrlich und gut! wir geben uns einander die Hände, danken für gehabte Zeitkürzung und scheiden Jeder seinen Weg. Indessen werden wir hoffentlich auch in der Entfernung an einander denken, wenn wir gleich nicht zusammen spazieren.

---

[1]) So verbessert Heyne den Druckfehler „meinen Nachbarn". — D.

Das Wort Beilagen ist also vom Titel, die meisten eingerückten Stellen, die sich ausmustern ließen, sind aus dem Buche weggeblieben; das Ganze ist bis auf kleine Theile umarbeitet, wobei ich mir einige Urtheile des Publicums zu Nutze gemacht, und ich darf sagen, daß meine neue Auflage vielleicht für ein neues Werk gelten könne; wenigstens hat sie mir beinahe ebenso viel Mühe gekostet. Die erste Sammlung liefert Anmerkungen über die Sprache, die zweite über die griechische Literatur, die dritte soll von den Römern und die letzte von den Morgenländern vollständiger als zuvor reden, sofern in den neuern Jahren die Nachahmung dieser Völker unserer Literatur neue Wendung und Gestalt gegeben. Alles in der ersten Ausgabe, was sich auf die Literaturbriefe bezog, Vorrede, Einleitung und einzelne Erörterungen, wird dem vierten Theil als Zugabe angeschlossen werden. So sind ja fleißig gnug die Brocken gesammelt, auf daß nichts umkomme.

Alles bleibt indessen nur Fragment, und ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik, die zweite für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst, den dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, den vierten endlich für eine sehr ungründliche Bibelauslegung förmlich und feierlich erklärte. Das bleibt immer zu sehen, daß ich blos Stückwerke von Betrachtungen liefern wollte, sofern es mir die Muse rieth, die Gelegenheit es erlaubte und eine Stelle der Briefe oder ein Buch es erforderte.[1], Man will also etwas, was ich nicht mag, wenn ich alle unsere classischen Schriftsteller oder Dichter zur Schau aufführen soll; wer hat mich dazu gedungen? wo habe ich dies versprochen? und war denn schon mein Buch zu Ende, um darüber zu urtheilen, wen ich mit Stillschweigen übergangen? Es ist ja ärgerlich, wenn man einem Schriftsteller ein Geschäfte aufdringen will, dazu er sich nicht verstanden, und Fragmente über die letzten sechs Jahre als ein Lehrgebäude der schönen Wissenschaften betrachtet. Noch ärgerlicher aber ist's, wenn man ihm in die Rede fällt und z. B. einen Dichter[2]) zurückgesetzt glaubt, wenn man die Stelle auf ihn warten läßt, als deutscher Pope zu erscheinen.

Ich habe wie unter einer Blumendecke und oft mit Anspielungen geschrieben; wer es für den Zweck meines Hervortretens ansieht, diese Blumendecke zu zeigen, denkt von mir klein; wer

---

[1]) Vgl. dazu die „Nachschrift" der dritten Sammlung, oben S. 320 ff. — D.
[2]) Haller ist gemeint. Vgl. Herder's Werke, XIII. S. 454 f. — D.

aber gar träumt, daß sie das Panier einer neuen Secte des Geschmacks und ich das Muster einer sonderbaren Schreibart werden wolle — hat mir nie ins Gesicht gesehen. Was gehen meinem Stande und meiner Denkart alle Schulen der Aesthetik, alle Secten der Journäle, alle Classen des Modegeschmacks in und außer Deutschland an? Nichts ist unanständiger, als in solchen Gesichtspunkten beobachtet zu werden, für Den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel noch Lohn hat. Ich habe meinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprache selbst zu bilden gesucht und durfte also für meine Nation, für meine Zeit und Sprache schreiben, wie ich wollte.

I.

1.

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derselben, und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert, jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Literatur eines Volks ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennen lernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen, ja, beide mit einer Mühe erweitern; denn großentheils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen, sondern auch als Behältniß und Inbegriff, ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht, so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften, so ist ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache glückliche Prosaisten und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Unding. [1]) Man trotze meiner Behauptung und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestiren; man bringe einen schlüpfrigen Crébillon in das Lappländische und den Aristoteles in eine der wilden Sprachen, die keinem abstracten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Literatur entweder von selbst hervorgeschossen oder hineingepfropft ist, unendlich von einer andern unterschieden, die man in Absicht der Wissenschaften idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt,

[1]) Vgl. oben S. 17. — D.

von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will, die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie geboren wären, um ungedachte Dinge zu denken und ungesagte Worte zu sprechen, so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache, um zu schaffen, jedes Hinderniß ward ihnen wie nichts und zum Denkmal einer That; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Isokrates sagt, die Bezähmerin der Wilden, und wie man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.[1])

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht, der ebnet eben damit den Boden, daß er Gebäude und Paläste trage. Oder noch mehr: er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet; dem Redner seine Rüstung geglänzt; dem Weltweisen Waffen geschärft,[2]) und jedem Andern, der blos für das Auge da steht, hat seine vorräthige Hand Anzug, Putz und wie oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschafft. Nur Schade, daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Cyklopen so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küßt, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissenschaften an, die dazu verdammt sind, auf dem Pfade der Erkenntniß und des Witzes nur die Dornen und Hecken auszurotten."

Ich gebe es gern zu, daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nöthig haben mögen, um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Hercul's Ruhm erlangen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das Alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hilfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen und nachher doch wol ihre Arbeit zur Schande ausstellen oder zu eigner Scham verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen, so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu, daß nicht Sprachkünstler, sondern Ar-

---

[1]) Vgl. oben S. 17 f. — D.

[2]) Vgl. oben S. 17. — D.

beiter auf eigne Hand die Ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreibart so anzupassen, daß beide zusammen zu wachsen scheinen; hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr als zehn Wortgrübler und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf als hundert Leichenfackeln der Grammatiker.

Ja, ich gebe noch mehr zu. Sprach- und Schulmeister sind die Ersten, die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange, bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward; sie krümmten und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde; sie schnitzelten am Bogen, bis er brach — unselige Kunstrichter und Regelnschmiede! Allein um so gelegner und wie gerufen sollten Solche kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder thut; desto angenehmere Gäste sollten uns Die sein, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen rebus deperditis[1]) nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ist's doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht haben, wozu wir sie wollen, was sie sein kann und sein soll; denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie, so wie sie gewesen ist. Wie? ist denn Alles, was zum dichterischen, prosaischen und philosophischen Ausdruck gehört, schon so genau bestimmt, daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allgemeinen Casuistik dienen kann? ist in ihr Alles so entwickelt und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schreiben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Stil sein will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Postgänger der Schreibart auf ihrer alten geschlagenen Landstraße für allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesunder Verdauung nicht oft etwas Härtliches aufs Herz stoßen? Sollte unsere Sprache schon so weit sein, daß man in ihr und in jeder Gattung der Schreibart Alles so sagen könnte, als man es sagen will und muß, so sagen könnte, daß nichts außer und über dem Gesagten ist? Kurz, ist die Sprache als Werkzeug der Literatur vollkommen, schön, bequem gnug?

---

[1]) Er hinterließ eine Schrift „De rebus memorabilibus inventis et deperditis". — D.

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere besten Uebersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen; unsere besten Journäle auf, die oft nicht zu entscheiden wissen; unsere besten Grammatiken und Prosodien auf, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in Allem, was sie in der Sprache dachten, so weit unter uns, als es uns oder ihnen belieben mag — in dem, wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns. Was sie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig sein; aber wie sie über ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben, läßt sich nicht verkennen; und sollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert sein? Wie arbeiteten sie nicht an ihrer Sprache! und darum gerieth ihnen auch in derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben, wie dürftig die unsere auch an den unentbehrlichsten Hilfsmitteln sei, wenn man die Hilfsmittel, insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften betrachten will. Wenn jener arabische Weise sechzig Kameele allein mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte,[1] so gehört kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker[2] wegzutragen; denn die meisten unserer vielen deutschen Gesellschaften haben an dies edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur, sofern dies Machwerk mechanische Arbeit forderte; und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer philosophischen Werkstätte und Rüstkammer zuspräche?

2.

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältniß und Inhalt der Literatur. Wie viel freies Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen!

Wenn Wörter nicht blos Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen, so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte und Reihen von Menschenaltern legten in dies große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie sein

[1] Vgl. oben S. 18. — D.
[2] Seine „Grundsätze der deutschen Sprache". Vgl. oben. S. 19. — D.

mochten; neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit und vermehrten sie; jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei; jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren; Aermere liehen davon und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen — heldenmäßige Räuber wußten sich blos durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht und Vorschub thun kann, die aber, sie sei und habe, was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt.

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermeßlicher Garte voll Pflanzen und Bäume, giftig und heilsam, nahrhaft und dürre für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben, aus mancherlei Geschlechtern und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! Wer wird hier blos den Riß des Gartens in todten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird blos bei der dürren Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?

Und dies Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum, den sie einschließen, wird sich in verschiedenen Ausdehnungen betrachten lassen. Es giebt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Kenntnisse aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel; er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen und uns ihre Schätze zeigen. Das würde die Semiotik sein, die wir jetzt blos dem Namen nach in den Registern unsrer philosophischen Encyklopädien finden: eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken: dies ist ihre Nationalsprache; ein Vorrath, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahme, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern; ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation, wie könnt Ihr ihn nutzen! und

ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären!

Alles, was dieser Nationalschatz Eignes hat: Ursprung, Geschichte und wahre Art dieser Eigenheit; das Besondere desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses; das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit und in Mißgeburten; Münzen, die wohl oder übel geprägt sind; Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit oder innern Werth oder durch ihre Geschichte empfehlen; Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen; Figuren von außerordentlich leichter oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingeborne der Sprache mit begierigem Ohr hörte. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich, als ein wahrer Idiot, Alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu sein.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken, wie viel verschiedene Grenzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im Kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören! So verschieden, wie sie indessen sind, werden sie unter zwei Hauptabtheilungen fallen, die aber so durcheinanderlaufen, daß, wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte; man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne, wer da will, die Grenzen, die dort jede Hauptdoctrin, hier jeder merkwürdige Stand, dort jede sonderbare Denk-, hier jede eigne Lebensart, dort jede Secte, hier jede Zunft um sich zieht, so daß Jeder in dem Materiellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staates kundig ist, so vernünftle er darüber, was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe, was für Nutzen es der Republik bringen könne, wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sei, wie sie endlich am Füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leide. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst

pflanzten und erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhigen Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wol das meiste Eigenthum und der meiste Schatzungsanschlag kommen, da die herrschenden und gangbaren Schriftsteller, die Archonten und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten Anderer leben, nichts Eignes haben und nichts abgeben können. Das Letzte bestätigt ein Namenspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigenthümer (ἰδιώτης) zugleich Privatmann und unkriegerischen Bürger nennt und ihn dem Befehlshaber (ἄρχοντι), dem Tyrannen und dem Krieger entgegensetzt.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden, eine Sprache als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule, eines Schriftstellers anzusehen; mein Blick erweitert sich, wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die abstracte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft und, was das Beste ist, die Kenntniß der Seele erhalten müßte. Alsdann würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte; alsdann erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen; alsdann erst würde man ein Feld der Literatur aus dem andern kennen und jedem sein Recht widerfahren lassen; so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt; Zwistigkeiten entscheiden, die sich blos hierdurch entscheiden ließen; Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit, leere Wörterkriege, ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eigenen Lichte, bekäme auf der Karte durch seine Sprache eigne Farbe, eigne Grenzen, in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner, eigne Producte und Verfassung, eignes Feuer und Herd. Die Encyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften bekäme mehr Abstechendes der Klarheit, mehr Unterschiednes der Deutlichkeit und mehr Fruchtbares der Erfindung wegen. Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Geschmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für

welchem auch das Heiligthum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsetzt und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts leiden wollen, als was dessen würdig ist. Vielleicht wundert sich Mancher, daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe; allein ich habe mehr Recht, mich zu wundern, wie man noch so wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein Vehiculum menschlicher Gedanken und den Inhalt aller Weisheit und Kenntnisse" hätte ansehen können.

3.

Sie ist noch mehr als dies: die Form der Wissenschaften, nicht blos in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten; wo in allen Theilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt und sich nach demselben bildet. Ich sage in allen Theilen der Literatur; denn wenn man glaubt, daß blos in der Kritik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst Vieles vom Ausdrucke abhängt, so setzt man dieser Verbindung zu enge Grenzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Jungen bilden, sind also unsere ersten Lehrerinnen der Logik. Bei allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck; in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache sowie die Seele den Körper; die ganze anschauende Erkenntniß verbindet die Sache mit dem Namen; alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich am Letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder böse Folgen gegeben, daß man mit Worten und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs [1]) eine fragmentarische Abhandlung darüber gebe, wie der Gedanke am Ausdrucke klebe, so fahre ich hier blos im allgemeinen Tone fort.

Ist's wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können und durch Worte denken lernen, so giebt die Sprache der ganzen menschlichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß, auch blos auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied zwischen uns und höheren Wesen sein, wenn man von Beiden den Ausdruck Homer's [2]) brauchen will: „So heißt es in der Sprache der

---

[1]) Dritte Sammlung, I. 5 [oben S. 204 ff.]. — Heyne.
[2]) Ilias, I. 403; II. 813; XIV. 291; XX. 74; Odyssee, X. 305; XII. 61. — D.

Menschen, aber die seligen Götter nennen es anders." Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntniß durch und mittelst der Sprache eine negative Philosophie geben: wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann; wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrücken und erklären kann. Wie Vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken; falsch denken, weil wir es falsch sagten; sagen wollen, ohne daß wir es denken können! Ein Mann, der diese negative Weltweisheit hervordächte, stünde an dem Umfange der menschlichen Erkenntniß wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein Haupt nicht erheben und in freie Luft umherblicken könnte, so wagte er doch seine Hand hinaus und riefe: „Hier ist Leeres und Nichts!" Und Der hätte in einem andern Verstande die höchste Sokratische Wissenschaft: nichts zu wissen! Irre ich nicht, so würden sich alsdann aus unserer ganzen Metaphysik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen, denen blos die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben — und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen. Ueber nichts läßt sich mehr zanken, als was keine Partei versteht, und leider ist die Menschheit zu nichts geneigter, als erklären zu wollen, was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären, was da ist, oder was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen wir vernehmliche Töne in verständliche Wörter und verständliche Wörter in deutliche Begriffe um. So lange läßt sich also eine Sache zergliedern, als Wörter für ihre Theilbegriffe da sind, und so lange eine Idee erklären, als neue Verbindungen von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Product von verschiedenen Combinationen der Zeichen nicht sein kann — und was kann also auch selbst in den tiefsten Boden der abstracten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben! Bei jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ist's ja offenbar, daß denken fast nichts Anders sei als sprechen.

Jede Nation spricht also, nach dem sie denkt, und denkt, nach dem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht

blos werden sahe, auch werden hieß, sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt, so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt oder ihm mindestens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt wie vortheilhafte oder nachtheilige Vorurtheile; zum Vortheil oder Nachtheil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker wirken als der Hauptbegriff; zum Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt, Fächer gefüllt oder leer gelassen, Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt; die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend, wurden so national, als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet; wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß Eins mit dem Andern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache und die Sprache in der Literatur; unglücklich ist die Hand, die beide zerreißen, trüglich das Auge, das Eins ohne das Andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden. Wer mit fremden Augen sieht und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will, den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweihter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt; und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen und Wissenschaften Alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu sein scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolgt. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt, geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgeprägt, halbverstandene Begriffe zu Gespenstern, unrecht angesehene Gegenstände zu abenteuerlichen Gestalten; und eine Sprache, die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicherweise ein Gemisch von ebenso vielen fremden Vorstellungs-

arten sein, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen, nachdem wird sie sich auch der Babylonischen Sprachenmischung nähern und oft ein Cerberus sein, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewol in reinen und eigenen Worten, herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den Wissenschaften, die in ihr wohnen, so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können, in wie vielen Händen und Formen sie gewesen, in wie mancherlei Sprachen über sie sei gedacht worden.

Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet; er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh-, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz, eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß nicht bei Jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammenzuhangen scheinen; daß nicht blos bei dem Einen der Vortrag loser und biegsamer ist als bei dem Andern (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären), sondern daß bei Diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sei als bei dem Andern. Es ließe sich über diese Bemerkung Manches und vielleicht manches Nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sei es gnug, daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen, so giebt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie, über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sei, ist so unermeßlich selbst in einem Plane, der nichts mehr als Gesichtspunkte hinzeichnen will, daß mich dünkt, mit Allem, was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Ich breche also ab und eile zu einem Buche, das dem Titel nach alle meine Lücken vollfüllen und mehr sagen muß, als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf Meinungen und Meinungen auf Sprachen?"

Und da ein Sprachverständiger, der den Orient und Occident kennt, der in so manchen Sprachhypothesen einen philosophischen und dichterischen Kopf bewiesen und überdem vor vielen andern seiner

Zeitgenossen den Vorzug hat, daß er gleichsam von Grund aus und auf eignem Boden philosophiren kann, er sei, wo er wolle — da dieser der Verfasser ist, so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung herunterschreiben, was Thucydides selbst in seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres ἀγώνισμα, sie solle sein: Κτῆμα ἐς ἀεὶ.[1]) Ich lese also mit durstiger Seele.*)

4.

Und habe viel getrunken, ohne doch im Geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verfasser sagt viel Gutes und nichts vollständig. Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt; die Aufgabe selbst weder genau gnug bestimmt, noch natürlich gnug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen, die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser sein, denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts als der Wirkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht thun können. Ueberall, wo er über einzelne Exempel philosophirt, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen Andern sprechen, der kleiner ist als Michaelis.

„Der Gesichtspunkt, in welchem man eine Sache betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß — nicht alle Meinungen fließen in die Sprache über; meistens nur die Meinungen des Volks — doch auch oft der Redner, der Philosophen, der Dichter und selbst geistvoller Privatpersonen" — dies ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks, als die erste Section ist: vom Einfluß der Meinungen des Volks in die Sprache;**) und nun geht's zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer bloß lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Aermel zupfen und fragen: „Wovon redest Du? von der Sprache, die gesprochen oder geschrieben wird? von der Sprache, so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet oder gebildet ist? von der natürlichen Prose des Mundes oder von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen Werkstätten?

*) *Réflexions sur l'influence des opinions sur le langage etc. par M. Michaelis.* — H.
**) S. 7—21. — H.

[1]) Thucyd., I. 22. — D.

von dem Naturell und Genie oder von der Grammatik und dem Leisten der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Section mit so nüchternem Herzen weg, als wir kamen. Die zweite*) soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meinungen reden und lehrt uns, „daß es reiche Etymologien gebe, die viel in sich schließen und aufbehalten; daß Namen oft Liebe oder Haß einflößen können; daß ein Reichthum an Kunst- und Naturnamen vortheilhaft sei"; nun steht noch ein Paragraph wie ein Da capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß, was es denn recht sei, das Vortheil bringe; wem denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden, und worin, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll. Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen, als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Scharwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akademie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu Statten kommen soll, und dann, daß der Vortheil ein, ich weiß nicht was sei, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement,**) das seinen Namen mit allem Rechte trägt und die so schwere Aufgabe: „Was für Vortheile hat die Sprache vor allen übrigen erdenklichen symbolischen Zeichen?" mit so leichtem Herzen auflöst, als die folgende: „Was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander?" mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement,***) das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen, daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegensehe als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammenträgt.

Der dritte Abschnitt,†) von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meinungen, weiß Alles unter folgende Hauptstücke zu ordnen: „Reichthum und Ueberfluß, Vieldeutigkeit und Nebenideen, irrige Etymologien und willkürliche Schönheiten können schaden", aber wem? und worin? Das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: „Den Meinungen und durch Meinungen" — und nun weiß der Fragende ebenso viel.

*) S. 22—67. — H. **) S. 68—73. — H.
***) S. 74—78. — H. †) S. 79—139. — H.

Auf den vierten*) Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer, zu denen eine Sprache leiten kann — ein Project zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und dann das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sei: über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoctor noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft[1]) bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

Ich bleibe bei meiner Materie und bedaure, daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten Sprache, Meinung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen, wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe Dessen haben könne, der ein solches Thema wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. Die abenteuerlichen Kreuzzüge des Philologen[2]) liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, so wenig die Literaturbriefe**) in ihm fanden, die mit ein paar Nußschalen davonliefen und den Kern liegen ließen; er sagt mehr, als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift***) in den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet; er sagt endlich so viel, daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen könnte ich die Frage blos aus den drei Punkten ansehen, die ich zum Voraus abgesteckt, und hoffe, daß sich aus ihnen wie in der Meßkunst aus drei gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden und durch sie ein Zirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache als das Werkzeug, den Inhalt und die Form menschlicher Gedanken ansehen und fragen:

*) S. 140—176. — H.
**) Th. 15. S. 177—188. — H. [Von Mendelssohn (Z.). — D.]
***) Th. 4. S. 366—389. — H. [Sie ist von Mendelssohn (P). — D.]

[1]) Der von Philipp von Zesen gegründeten fruchtbringenden Gesellschaft. — D.
[2]) Von Hamann. Vgl. oben S. 78ff. — D.

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist, ja, wenn wir meistens mit, in und oft nach der Sprache denken — was giebt dies der menschlichen Kenntniß überhaupt für Umriß, Gestalt und Schranken? Und auf der andern Seite, wie kann man über den Ursprung und die Beschaffenheit einer Sprache philosophiren, wenn man die Kräfte menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich wirken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogenen Ideen unter die Menschen führt und sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet: was muß dies wieder der Sprache für Natur geben, daß sie ein Werkzeug *ihrer* Organen, ein Inhalt *ihrer* Gedankenwelt und eine Form *ihrer* Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Aenderungen, wenn man eine solche *werdende* Sprache durch alle Grade ihrer Bildung und durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben, daß sie sich *in*, *mit* und *durch* eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und wie kann man also die populäre Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowol der Materie als der Bildung nach, aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen, wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen und in einem oder andern Gebiet zusammen wohnen?

Was giebt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner für Maße zu bearbeiten, für Vorrath, auf seine Art anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dies für Vortheile und Nachtheile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegen einander stoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philosophen? für das Publicum, das da liest und spricht?

Was hat in jedem Theil der Wissenschaften die Sprache für gute und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesem Vorrath geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten geboren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? in diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten, dort Irrthümer verjährt?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit, die er verließ? Was nahm er von dem an, was er vor sich fand? Und was entstand für

ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worin ist dies und jenes Volk einem andern vorgekommen und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand oder zu machen wußte? weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das Meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich blos neben einander bildeten, von einander angenommen? — — — — — — — — — — — — — Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt und es mit Macht fortstößt. Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf und wende das Gesagte auf meine Sprache an.

6.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur Einiges für unsere Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe.[1] Und wie ergetzend würde mir der Anblick sein, einige von diesen Aufgaben untersucht und im Einzelnen bestätigt zu sehen!

Wiefern hat auch die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Silbenmaßen an bis zu dem ganzen Naturell derselben, ankennen, daß sie unter dem deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen und zu wirken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammelt wurde? Wie Manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum gan-

---

[1]) Vgl. oben S. 18. — D.

zen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen und das ganze große Geheimniß des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wenn gleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht und deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Literatur gepfropft sind? wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet und oft veredelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleicht? wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird? wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie zu verschiedenen Zwecken arbeiten soll? wie weit im Bücherstil? in der Sprache des Umgangs? wie weit, um sich lesen, hören, lernen, declamiren und singen zu lassen?

Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Massen zu Gestalten, für ungebrauchte Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für eigene Landesproducte der Literatur aufzuzeigen, die in ihr geboren, genährt oder vollendet sind?

Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu ersteigen? Und auf der andern Seite, worin muß sich gegentheils die andere Wagschale wieder neigen?

Freilich große Aufgaben! denn das Was und Wie und Wiefern fordert nicht blos allgemeine im Traum gesagte Behauptungen, daß wol an dem Allem so etwas daran sein könne, sondern genaue Bestimmung — Beispiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.[1])

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz, ein Schatz für ihre ganze Literatur. Denn der Genius, der über die

---

1) Vgl. oben S. 18. — D.

Wissenschaften eines Volks wacht, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

7.

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dies Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes,[1] den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, uns die myopische Finsterniß und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre, wie wir diesem Gott unserer Sprache opfern sollen? Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alcibiades auf Den wartete, der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte.[2] Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses griechischen Jünglings nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unsrer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet, so sei ihm als meinem Apollo der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen, Füllsteine, die gut gnug sind, so lange man noch nicht an ein Gebäude denken darf. Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine Hand voll Blumen, in verschiedenen Feldern unserer Sprache gesammelt — spielend und im Vorbeigehen gesammelt, nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebücktem blutrothen Gesicht zusammengestoppelt — auf freiem Spaziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Ramler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe, und wer weiß mehr?[3] sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen; ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe, wer hinter mir sei.

---

[1] Ilias, V. 127. 128. — D.
[2] Vgl. den Anfang des zweiten Platonischen „Alcibiades“. — D.
[3] Vgl. oben S. 19. — D.

II.

Eine Sprache, die sich in Grammatik und Naturell, und also an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum kenntlich unterscheidet, die bei aller Dunkelheit ihres Ursprunges und Geschlechts doch unstreitig gegen ihre Stiefschwestern und Stieftöchter ein Glied in dem Geschlechtsbaume einnimmt, das Achtung fordert; eine Sprache, die, so wie sie ist, nach allen von ihr losgeschnittenen und verpflanzten Aesten, mit allen in sie gepfropften fremden Zweigen doch als ein selbstgewachsener Stamm da steht, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen; die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig gnug, die Nation zu fassen, und dauerhaft gnug, um ihr ewiges Denkmal zu sein — eine Sprache, die dies ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache? Ist sie es nicht, so kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden gelehrten Sprachen heißen. Ist es eine, so ist es unsere deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen, man lerne in den Geist sehen, der sie gestaltet hat, der sie belebt und bewegt, so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe, so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ohngeachtet aller Völkerwanderungen und mancherlei Schicksale der Familien wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden. Mit ihren Nachbarinnen verglichen, erscheint sie wie ein festes Land, das, mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein gothischer Palast für eine gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren eine barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für αὐτόχθονες ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit Andern und älter als der Mond sind, so wollen wir uns doch derselben als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten sein nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Consonanten etwas Barbarisches an sich" — so reden unsere weichen Nachbarn und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen

der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat.[1]) Laß es sein, daß man es unsrer Mundart anhöre, sie sei unter einem nordischen Himmel gebildet; laß es sein, daß unsere härtlichen Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Silben hervorarbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind: ist dies uns zum Nachtheile? Eben dies giebt unserer Sprache einen abgemessenen, sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache, an dem Rauschen unserer Füße und an dem unübereilten Tact unserer Tritte erkennen und hören, wer wir sind.

Nun sind wir freilich keine Griechen, deren Sprache Sang und Klang wie ein Saitenspiel in dem reinen Aether des hohen Olymp's; gegen sie mag die unsere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen sein, und die um uns wohnen, sind, gegen jene gestellt, dem Lande ihrer Antipoden näher als wir. Dünkt mich recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, so daß wir nicht wie die sarmatischen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiserm Tone dämmern, noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen, noch wie die Briten mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, nicht aber rauh und unaussprechlich; tapfer wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich; nicht unwirthbar gegen Fremde, aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen.

Es sei also, daß ein Römer unsere Sprache schildern würde wie Tacitus unser Land: informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque[2]) — wenn er sie näher kennte, würde er einen Bardengesang in ihr finden, der bei seinem rauhen Tone, bei seinem dumpfen Laut, bei seinem vollen und schweren zurückprallenden Schalle das Lob verdient: nec tam voces illae quam *virtutis concentus* videntur.[3]) Und was dürfen wir uns unsrer Consonanten schämen, wenn sie Concente der Tapferkeit sind, um Götter und Stammväter unseres Volks, Helden und Erretter der Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgesungen zu singen?

---

[1]) Vgl. oben S. 47. — D. [2]) Germ., 2. — D. [3]) Germ., 3. — D.

Damit sich aber unsere Laute nicht unter diese gehäuften Consonanten verlören, haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vocale, — zwar wieder nicht als die Griechen, aber gewiß als unsere Nebensprachen.[1] Wir verlieren viel, daß wir die hohen Doppellauter des dorischen Dialekts zum Theil entbehren, und die dorischen Provinzen Deutschlands lassen diese Fülle hören, selbst wo sie sich im Lesen nicht sehen läßt; aber noch mehr verlieren die Franzosen, wenn sie unsere wenigsten Dopellauter von ai bis au in ihrer Sprache entbehren, wie sich hier über einzelne Stücke Manches sagen ließe, wenn man sich zur Grammatik herablassen wollte. Möchte nur die dorische offene Fülle, welcher wir uns in einer hohen Declamation entfernt nähern, auch in das Innere unserer Sprache so viel Einfluß haben, als sie bei den Griechen desto vollere Blüthen in die Schriftsteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in starken Monologen des Trauerspiels und in den vollen Chören des Gesanges, oder auch nur in nachdrucksvollen Lehrgedichten und in einer gesetzten edeln Prose die Sprache zu hören sein, die im Pindar und Theokrit, in den dorischen und äolischen Schriftstellern

„wie Kalliopens Tuba tönet".

So wollten wir gegen alle pfeifenden Troglodyten und viele schnatternden Gänse des Capitolium's das laut sagen, was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „Ihr sprecht, meine Sprache schände mich; sehet zu, daß Ihr nicht die Eurige schändet!" wie einst der königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

„Wenn Du noch Andere fürchtest, o Sohn Teuton's,
Als die von Athen, so gehören Dir Klopstock,
Haller nicht an, Gleim und Alle nicht an,
Denen ums Grab Lorbeer einst weht."[2]

2.

[3] Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben, daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vocalen giebt, wo einer mit dem andern zusammenfließt und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese

---

1) Vgl. hierzu und zum Folgenden oben S. 47 f. — D.
2) Nach Klopstock's Ode „Der Nachahmer". — D.
3) Vgl. zum Folgenden oben S. 82. — D.

zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig; sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus, daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvocalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannichfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange nicht Zeichen gnug haben, giebt der lebenden Aussprache so viel *Polytonie*, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vocal wiederkommen *hört*, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Orthographie wiederkommen sieht. So werden die ungeheuern Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feinen Auf- und Abstufungen der Vocale, die das Gehör so bald bemerkt, gemildert, und da der Vocal die ganze Silbe beleben muß, so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechselung, die der barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen und bemerken, daß unsere Sprache eben den Vocalen die meisten Modificationen gebe, die wir zur *Milderung* der rauhen Töne, zur Linderung starker Consonanten, zur *Biegsamkeit* der Rede am Nöthigsten haben, nämlich bei e und i, die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß, sie hinzustellen, und sie bald zu Doppellautern macht, die keine Doppellauter sind (ä, ee und ie), bald neue Buchstaben dazunimmt, die den Mangel ersetzen sollen, wie eh, ih, und doch überläßt sie der lebenden Aussprache noch immer zu viel. Die deutschen *Jonier* sprechen daher das milde j aus, wo sie es nicht sprechen sollten, im ü, und bei den Griechen ist das υ vermuthlich noch eine feine Stufe zwischen i und ü gewesen, die unsere schwerere Zunge nicht treffen kann. So lindern also auch die häufigen sanften Vocale.

Ferner. Wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers;[1]) sie ist wie ein West, der einen *wollüstigen Tag kühlt*, hier den Blumen *schmeichelt*, dort düftende Blüthen *verweht*, dort angenehm durch die Saaten *rauscht* und hier den Liebling zum Kuß *anglüht*; lauter Wörter, die sich selbst sanft *forthauchen*, und so geht u. s. w.[2])

[1]) Wörtlich oben S. 48. — D.

[2]) Hier folgt die Stelle „Geht die lieblichen" (S. 48, Z. 14) bis „ihre Barbarei der Consonanten" (S. 49, Z. 17), nur steht nach „aus der französischen Sprache"

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nämlich Genius der Sprache, Eigenthümliches der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also Niemand das rauben, was Nationalschriftstellern zur Stütze und Würde sein kann.

3.

Natürlich wendet sich die Rede vom Silbenbau zum Silbenmaße; und die Frage ist: welche Silbenmaße sind — nicht unserer Sprache möglich, sondern natürlich?[1])

4.

Doch gnug von diesen grammatischen Schwierigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich sein müssen u. s. w.[2])

5.

Der Sprung ist nur klein von einem Silbenmaße, das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern, das sich dieselben herzählen sollte. Man pflegt es das englische, britische, Miltonische zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung das deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Silbenmaße Meister; er wußte in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen, als Andere darein gelegt hatten, bis es endlich sein Cissides und Paches in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeigt. Die beiden Trauerspiele, die

(S. 49, Z. 15) noch: „in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist", und nach „Barbarei der Consonanten": „so wie Kinder, die sprechen lernen, sich die schweren Vocale erleichtern, daß sie dieselben forthauchen", mit der Anmerkung: „Noch Eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist, so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig als andere weichere Sprachen, wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. Allein, wie gesagt, thut dieser Vortheil nichts zu meinem Zweck und ist mehr zur Speculation als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierin von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird." — D.

[1]) Hier folgt die Stelle S. 61, Z. 30 „Natürlich! und wie" bis 63, Z. 21 „prosaisch", mit dem Zusatz: Ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Silbenmaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gaukeln und zu springen." — D.

[2]) Dieser ganze Abschnitt stimmt mit dem 15. der ersten Ausgabe überein. — D.

Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat,[1]) haben eben damit so viel am hohen theatralischen und fast heroischen Numerus gewonnen, als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewirkt waren, mögen verloren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Silbenmaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt, eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen besteht, und ein hohes Declamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es sein, daß selbst Klopstock's Salomo dies Lesbare und Declamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht daß unsern Schauspielern die Weißischen Trauerspiele am Schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fordert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel von Dem, der ihn schreibt und liest, da hingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despréaux'[2]) und Racinens Kunststücken weit leichter fällt zu machen und zu sagen, zusammen- und hervorzuzählen.

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer einförmigen Declamation, die eine halbe Scansion heißen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affectsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter Andern mag es also vielleicht auch daher gekommen sein, daß die besten Versificateurs in diesem Stil, Schlegel, Cronegk und neuerlich Clodius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Lessing und in affectvollen Stellen Weiße sich mit diesem Silbenmaße nicht so recht vertragen können.

Sollte es gar sein, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht

[1]) Klopstock's „Tod Adam's" und Lessing's „Philotas." — D.
[2]) Boileau — D.

einmal dem Vorurtheil entsagen, als sei diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen; nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten; nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern, das Ramler in seinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen. Wenn die Materie Alles belebt und bewegt; wenn das Silbenmaß im Dialog zu plappern und zu fragen, zuvorzukommen und hineinzufallen weiß; wenn es einer hohen Declamation Töne und Ruhepunkte vorzählt: so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Silbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken geht. Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt, und am Letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Silbenmaße schon so viel Schätze aufbewahrt, etwas nachstehen müssen. Alsdann hieße es:

„Deinen Gang auf dem Kothurn, Sophokles,
Tönet Dir nach Jambanapäst.“ [1])

Was soll ich alle Silbenmaße unserer besten Dichter durchgehen mit der thörichten Anfrage: „Seid Ihr unserer Sprache natürlich?“ Sie sind da, glücklich da, und dies ist mehr als gnug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine monotonische Fülle, eine einfache Festigkeit nicht verkennen, die meinem Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr, als alle todte Proportion der Buchstaben und alle künstliche Structur der Silbenmaße geben kann, giebt uns der lebende Wohllaut, der in unserer Sprache liegt und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache giebt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba oder Nomina sein, malen; sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören; sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe

---

[1]) Aus Klopstock's Ode „Sponda“. — D.

dieser Klangworte durch, oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg und in seinen Cantaten auch Ramlern besonders nenne; man gehe z. B. die Uebersetzung durch, die der Letzte von Dryden's Ode auf die Musik geliefert; alsdann erinnere man sich, wie weit Brockes und Andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können, und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zusammensetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlt das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand sich auch in Tönen vorbilden hört; wenn es alle diese Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieselbe einzwingen durften. Wahrlich, die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt; sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht und sind wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hörten, die da dichten, als ob sie sängen!

Warum will sich kein deutscher Dionysius, Hephästion und Vossius in die schöpferische Höhle unserer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermusik zu hören, die unsere Klangworte belebt? Und warum wagen sich nicht alle deutschen Dichter in dieselbe, um sich in diesen Zaubergesang einsingen zu lassen?

6.

Unsere Klangworte sind oft auch Machtworte; an diesen sind wir noch reich und stark, aber reicher und stärker gewesen. Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der deutschen Schreibart diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann, wie kommt es denn, daß man so wenig darauf gedacht hat, sie wieder zu erobern? Wie kommt's, daß ein Gottsched bei aller Kenntniß altdeutscher Schriftsteller von ihrer inneren Stärke so wenig hat können ergriffen werden, daß er es wenigstens unterlassen hätte, unsere Sprache zu entnerven?[1])

[1]) Hier folgte die Stelle: „Keine Partei" (S. 29, Z. 26) bis „ἀπολειπόμενος" (S. 29, letzte Zeile), und zwar S. 29, Z. 26 auch, Z. 28 einige gestrichen, und S. 29,

Wenn ein Gottsched altdeutsche Stücke in seine Sprache übersetzt, wo ist alle riesenmäßige Stärke aus ihnen geblieben? Entkräftet liegen sie da und zerschlagen, weibisch keuchen sie wie in ihrer letzten Noth.

Hätte der patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte, wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen! Nur freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben, die Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die Ersten; sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern u. s. w. [1]) Innere Stärke kann man der Bodmerischen und Breitingerischen Kritik überall nicht absprechen, und man muß den Ersten als einen Patriarchen ansehen, der ungemein viel dazu beitrug, aus Griechenland und Britannien unsern Geschmack wieder zu stärken.

Selbst einige schlechte Uebersetzungen und Nachbildungen aus dem Griechischen und Englischen, die in der Schweiz erschienen, werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die bessern Uebersetzungen daher sind doppelt schätzbar. Ich will, wenn ich Milton in seiner Sprache lese, noch immer lieber Bodmer's als Zachariä's Uebersetzung nebenan halten; immer lieber Steinbrüchel's holprichte Sprache lesen, wenn er uns mehr griechische Stücke nur etwas richtiger gäbe, als die süße Sprache des Grillo, der uns über Moschus und Bion divertirt. Man hat mich unrecht verstanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen ekelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob sie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete. Eine Nation sind sie nicht, aber eine Provinz; und wie ich denke, kann ein Provincialgeschmack verschiedener Schriftsteller, welche Eingeborne, und anderer, die naturalisirte Nachahmer sind, ja gute und schlechte Seiten haben und also im Guten und Bösen gerügt werden, ohne der Nation schimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in

Z. 33—36 heißt es statt „man machte" bis „was": „und es gilt von dieser Secte, die sich der deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was". — D.

[1]) Hier steht die Stelle: „der deutschen Sprache" (S. 30, Z. 4) bis „prüfen" (S. 30, Z. 15), mit dem Zusatze: „und ihnen nachfolgen". Was hier von Z. 5 an („Hätte der patriotische") vorhergeht, folgt in der ersten Ausgabe nach „prüfen" in anderer Fassung. — D.

ihrer Sprache und Kritik wird, so darf ich deswegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern ebenso begierig aufschlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern noch lange nicht so viel gelernet, als wir lernen könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller,*) der bei seinen wenigen prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der erste Dichter unseres Volks, der, so wie Alexander Macedonien, die deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden mußte; der sich also in ihr eine Schöpfersmacht anmaßte, diese zur Bewunderung ausübte und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb; ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle und Würmer seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben, so sehr sie durch dummes Lob und dumme Nachäffung entweiht worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige, hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sion's und Tabor's spricht, als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet. Hier ist er für mich am Meisten Dichter und Weiser und Psycholog.

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar und aus ihm eine Anthologie zu wünschen, die mehr Nutzen schaffen könnten als eine compilirte Ausgabe und als das Vorzeigen neu ausgefundener Raritäten von diesem wahrhaftig großen Manne. Auch mit Opitzens Sprache sollten wir vertrauter werden, und ein Glossarium über ihn aus dem wahren Geist unserer Sprache würde uns die stattlichen Veränderungen und Verbesserungen einigermaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen sich erfrecht hat, ihm unterzuschieben.

Wie nützlich wäre dies Fragment, wenn es einen meiner Leser hinrisse, die Quellen unserer Sprache aufzusuchen und an ihnen Saft und Stärke zu trinken; ein Trank, der unserer ermatteten, lechzenden Schreibart gewiß gut thun müßte. Oder könnte es auch nur unsere muntern, geschwätzigen Kunstrichterchen beschämen, nicht sogleich das zu verspotten, was sie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden! Erst sollte man doch, ehe man über deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen, was wahres Deutsch gewesen ist und bleiben wird.

*) Nordischer Aufseher, Th. I. Stück 26. — H.

7.

„Das Deutsche hat aber so bizarre Constructionen u. s. w.[1])

8.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen u. s. w.[2])

Ich muß indessen drei Stücke hinzusetzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umganges und die Poesie, jedes seine eigensinnigsten Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird, wie Manches wird alsdann an Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt! Zweitens. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und dann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet, so viel noch in den Formen desselben nach der Gramatik liegen, so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurückgezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen wie im Brette spielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind hüpfen und springen will wie ein Gaukler, sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist.

9.

Unsere Sprache ist reich an Idiotismen, und Idiotismen u. s. w.[3])

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze herauf-

---

[1]) Aus 11 und 12 der ersten Ausgabe, oben S. 49, Z. 18 („Das Deutsche hat") bis 50, Z. 16 („von selbst zeigen"), 50, Z. 29 („Stellet Euch") bis 52, Z. 2 („verständlich zu machen") und S. 52, Z. 14 („Sobald gewisse") bis 53, Z. 6 („entspringen kann"). — D.

[2]) Hier steht oben Abschnitt 13, S. 53, Z. 8 („Nun untersuchen wir") bis S. 54, Z. 7 („müssen sie bleiben"), und S. 54, Z. 13 („Ich fange") bis S. 56, Z. 5 f. („fremde zusammenfindet"). Neu ist blos der folgende Schluß unsers Abschnittes. — D.

[3]) Hier folgt Abschnitt 6, S. 28, Z. 25 („Idiotismen sind patronymische") bis 29, 5 („anschmiegt, durchschimmern"). — D.

holen und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation; sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache geboren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu befürchten haben.

Ebenso schwer lassen sie sich entführen. Sie sind wie Gewächse, die unter einem fremden Himmel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau anschmiegen, daß dieselbe in jedem Wort, das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge, darin sie sich unvermuthet wiederfindet, die Freude des Wiedererkennens fühlt; wie wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem fremden Lande erblickt. Wie wir alsdann aufwallen und ihn umarmen, so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammenbildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns also an die Freuden unserer Jugend erinnert.[1])

Und nirgends reizt diese idiotistische Schreibart mehr, ja, nirgends ist sie unentbehrlicher als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll.

Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer Nationalsprache, so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch wirklich schwer sein, zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahren idiotistischen Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabener ist kein deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launichten Ausdruck — vielleicht keiner als Lessing, wenigstens keiner so eigenthümlich als er.[2]) Und an einen deutschen Cervantes, Hudibras, Tristram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt sich bei unserm Antonio von

---

[1]) Hier schloß sich die Stelle an S. 29, Z. 6 („Woher lieben die Briten") bis Z. 20 („doppelt reizt"), nur war Z. 7 vor „Weil diese" noch „Auch deswegen" eingeschoben. — D.

[2]) Vgl. die frühere Fassung dieser Stelle S. 29, Z. 21 („Es muß auch wirklich") bis Z. 26 („Grade"). — D.

Rosalva, bei unserm Renommisten[1] und noch weniger bei andern Schriftstellern kaum gedenken. Die Ursachen von diesem Mangel sind eben nicht so schwer zu finden, aber desto schwerer abzuthun. Daß die Deutschen so gewaltig viel Laune in ihrem Charakter haben, mag Jemand*) glauben und in die Welt hineinschreiben, der nichts weniger als eine deutsche Nationalbühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht errathen kann, warum sie so heißt. Ich für meine Person glaube dies von den ernsthaften, einfachen und oft gezwungenen Sitten der Deutschen nicht, mag mich aber darüber jetzt nicht einlassen, da ich blos von Schreibart rede. Hier finde ich in unserer ernsthaften Sprache nicht eben so einen Ueberschuß von Idiotismen für das Lächerliche und lasse hierin z. B. der französischen Sprache ihren Vorrang willig.[2] Dazu kommt noch die im Französischen eingeführte Freiheit, komische Wörter schaffen zu können, die ihr komisches Lexikon noch immer vermehrt. Ich gebe also dem Vorredner des Journal étranger wider den deutschen Kunstrichter**) Recht, daß die französische Sprache einen größern Vorrath von Lach-Idiotismen habe als die unsere — nur freilich hat die unsere deswegen noch keinen Mangel; vielmehr steht ihr hierin nichts so sehr im Wege als das Zierliche, das Regelmäßige, das Classische, das sich Jeder geben will. Kein ungewagtes Wort soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist; kein Eigensinn kann erlaubt werden, sobald er ein Eingriff in eine Regel sein kann. Kunstrichter wünschen nichts so sehr als geläufigen Stil, Ausdrücke, die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt gnug sind; und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo Alles in langsamem Schritt wie ein beladener Maulesel trabt, das ist classisch. Auf einmal sind mit diesem Worte alle idiotistischen Schriftsteller weg; denn wer wird nicht gerne classisch sein wollen? Und um dies, ist ja kein anderer Weg, als zu schreiben, wie die Regelnschmiede, die Pedanten der Reinigkeit und des Ueblichen in der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keusch-

*) Löwe, Anrede an die Hamburgischen Schauspieler 2c. — H.
**) Prospect zum *Journal étranger*, conf. Lit.-Br., Th. 16. S. 7 ff. — H.

[1] „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" von Wieland (1764), und „Der Renommist" von Zachariä (1744). — D.

[2] Hier folgt die Stelle S. 70, Z. 8 („Ich habe seit") bis Z. 16 („unsere Sprache"). — D.

heit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen? Was so ist, wie sie schreiben. Und sie schreiben? Wie alle Menschen vor und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftsteller, die Ihr nicht so schreiben, die Ihr Eure Sprache weiter bringen wolltet; lebet wohl! Man pfeift Euch ein Liedchen nach: Es war einmal ꝛc. u. s. w.; man spottet Eurer, statt Euch zu hören. Wollt Ihr nun nicht verspottet, sondern noch drüber gelobt sein, wohl! so schreibet wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten nichts! So viel Christen sind auf diesem Wege in den Himmel gekommen und so viel Schriftsteller in den Kanon classischer Autoren aufgenommen, ohne daß sie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verborgenen Schätze gedachten! Der Weg ist leichter, sicherer, rühmlicher; lebe wohl, Laune des Ausdrucks!

Darf ich's sagen, daß wir eben dieser Sclaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen noch so weit hinten sind, uns eine eigenthümliche Prose, die vom Munde weg spricht, zu geben? Wer wird wagen, ein wahrer Schriftsteller des Volks zu sein, der höchste Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern kritischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abbt nicht geschrieben; und warum ist seines Stils ungeachtet, ungeachtet des Wenigen, was er geleistet hat, die Trauer um ihn [1]) so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften mächtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern als Kathedersprache schreiben, so müssen idiotistische Schriftsteller sein, die den Bücherton zur Sprache des Umgangs, der Prose, die vom Munde weg spricht, herunterstimmen und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des philosophischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten; sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achill's an einander: „Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann; wie wenn ein Baumeister in der Mauer des hohen Palastes Stein an Stein fügt, um den Stürmen der Winde zu trotzen." [2]) Hierin waren unsere eigenthümlichsten Dichter am Glücklichsten; und wenn man seine Hand stark

---

[1]) Er war am 3. November 1766 gestorben. — D.

[2]) Ilias, XVI. 212—215. — D.

fühlt, um die besten Idiotismen derselben zu wägen, so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernsts fallen.

Und wären[1]) Idiotismen zu nichts gut, so eröffnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten und beide aus einander zu erklären. Mir fällt z. B. ein,*) daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe, warum wir die Sonne und der Mond, andere Nationen aber umgekehrt sagen; weil nämlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Gesichtspunkte nahm und andere Gestalten bildete.**) So vermuthet Michaelis***) aus der botanischen Lebensart der Morgenländer, daß sie die Pflanzengeschlechter gekannt und sie deshalb also in den Artikeln der Sprache unterschieden. So würde, wenn das lateinische fusus in herba†) unserer Sprache fremd wäre, die Ursache in nichts zu suchen sein, als daß dieser Idiotismus für unsere kältere und härtere Nationalsprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache sind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geschichte. Uebersetzer von Kopf müssen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können; und der Erste, der auf eine philosophische Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen wie unter Heiligthümern wandeln und eben an ihnen sich zum Sprachweisen seines Volks bilden.[2])

10.

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Silbenmaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen; soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben, so nehme ich diese Stücke zusammen und sage: ernsthafte Prose, tiefsinnige Poesie. Dies ist

*) Zur Winckelmannischen Schrift von der Allegorie, S. 3. — H.

**) Ich finde aber, daß die deutsche Sprache vielen Wörtern in späterer Zeit das Geschlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. B. der Sunne in die Sonne; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. B. der Blume, der Luft, der Rose, das Zeit, der Christenthum unnatürlich scheint. Siehe die Proben der schwäbischen Poesie, 8. Vorbericht, XLII. — H.

***) Preisschrift *De l'influence des langues etc.* — H.

†) Nordischer Aufseher, Stück 26. — H.

[1]) Vgl. oben S. 31, Z. 17—32. — D.

[2]) Hier folgt oben S. 31, Z. 33 („Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor giebt Gelegenheit, auf") bis S. 32, Z. 14 („oder nichts gethan"). Doch steht statt „Ein gewisser deutscher Pythagoras" (S. 32, Z. 1 f.) „und ein Pythagoras". — D.

der Platz, den unsere Nation vielleicht am Eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr; sie hat ihn schon, hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern, hat ihn in allen Gattungen der Schreibart. Nun suche sie ihn nur zu behaupten und sich für den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellt; hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden und gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel rings um ihren Sitz oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäfft, so daß Nachahmer beinahe zum Beiwort und zur zweiten Silbe unseres Namens geworden; bald von dem uns eigenen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verloren, daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen und zwischenhin dieselbe auf gut Glück zeichnen müssen, als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verloren; unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle, dämmernde Winkel; unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen; unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu Allem noch die Nachahmungssucht dazukommt, muß man da nicht patriotisch wie Hamlet der Däne sagen:[1])

Indeed, it takes
From our atchievements, tho' perform'd at height,
The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an Andern, und wenn es besser ist, an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.[2])

Wie? würde es den deutschen Anstand beleidigen, wenn man deutschen Nachdruck mit französischer Munterkeit und Deutlichkeit mit Abwechselung würzte? endlich einmal aufhörte, durch langweilige Prose gegen unsere Nachbarn so gute Alte vorzustellen als der Chremes des Terenz gegen seinen Davus?[3])

---

1) Hamlet, I. 4. — D.

2) Hier folgt S. 66, Z. 23 („Unsere witzige Prose") bis S. 67, Z. 28 („und mögliche Ehrfurcht"). — D.

3) Hier schloß sich S. 67, Z. 30 („Uns fehlen freilich") bis S. 69, Z. 33 („in sacraria dono") an; statt „Damen, die den Ton angeben," bis „erfinden kann" (S. 67, Z. 31–33) hieß es: „Ton angebende Damen — einmal kanonisirte Galanterien — Schönheiten, denen man Wahrheit und Alles aufopfern muß", dann: „Aber so etwas

Ueberhaupt haben unsere Schriftsteller durch die Lectüre und unsere Sprache durch die Uebersetzung der französischen Prose, die immer schreibt, als ob sie spräche, merklich viel angenommen. Und da Uebersetzungen und das Lesen der Engländer jenen fast anfangen das Gleichgewicht zu halten, so ist auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die britische Seite neigt und wir durch die englische Stärke die französische Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dies Nahrhafte uns nicht überlade und ins Uebersatte ausarte! Da z. B. u. s. w.[1]) So hat auch die Nachahmung der Briten den Geschmack in der Dichtkunst geboren, der nichts so gern hat als Malereien voll ausgestopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber ebenso weit von der Einfalt der Griechen als der starken Kürze unserer Sprache abweicht.

Auch in der Prose hat sich schon der übersatte Geschmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet; ihn nach der neuesten Mode mit griechischen Namen und antiken Bilderchen ausstaffirt und ihn in dieser für Aug' und Ohr und Seele widerlichen Gestalt vorführt. Da dieser geblümelte Stil die neueste Modeschönheit ist, so wird man mich ohne ein Beispiel nicht verstehen — und so sei denn dies aus einer der neuesten Schriften. —

Diesmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den *Versuchen aus der Literatur und Moral*[2]) ist so voll Blumen und Wortschmuck, daß wir darüber fast keine Gedanken sehen; und wenn man endlich mit zwei geschäftigen Händen Blumen und Blüthen aus dem Wege gescharrt, erblickt man ein mageres Skelett der bekanntesten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei seiner gezierten kostbaren Schreibart weder das volle Maß eines antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er schreibt, vor Augen; denn schon sein erster Periode ist mit einem sechsfachen *und* durchschnürt, wozu noch ein Knote von *oder* kommt; er ist mit seiner Reihe von Nebensätzen, von Halbsynonymen nichts mehr als künstlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfasser zu einer Kleinigkeit die Hand so weit ausholen sehen, daß uns nicht für den Streich, sondern für sein Aufrechthalten bange

---

könnte man entbehren oder mit der Zeit bekommen oder schon haben — oder, wie man will; allein —"; und nach „Philosoph zu sein" (S. 68, Z. 20 f.) fehlt „Diesem Herrn ... war". — D.

[1]) Hier folgt S. 70, Z. 25f. („die ersten Uebersetzungen") bis S. 71, Z. 3 f. („umherschwärmten"). Auch beim Vorhergehenden liegt die frühere Fassung zu Grunde. — D.

[2]) Von *Chr. Aug. Clodius* (1767). — D.

wird — was können wir anders, als diese mühsame Kostbarkeit beklagen? Er will Pope's Regel anführen: „man müsse die Alten mit dem Geist lesen, mit welchem sie geschrieben!" eine Regel, die ebenso gut und noch eher aus Quintilian und Andern anzuführen wäre als aus Pope, wenn nicht bei Gelegenheit des Namens Pope und eines erborgten Urtheils von ihm vorher in funfzehn Reihen sollte ein Geklingel voll Belesenheit und Geschmack erregt werden.*) Wird dieser Geschmack in der Schreibart wieder Mode, so wie er schon in sehr berühmten und beliebten Büchern als schön und überschön angepriesen ist — nun, so sind wir Gott sei Dank in dem Jahrhunderte zurück, da ein himmlischer Redner im Erbauungsstil auftrat: „der Allerdurchlauchtigste 2c. 2c. 2c. — König Salomo, ein leiblicher Sohn des großen 2c. 2c. 2c. und der tugendhaften 2c. 2c. 2c., der Weiseste 2c. 2c. 2c., der dreihundert Weiber 2c. 2c. 2c. — läßt sich im — Capitel 2c. 2c. 2c. also vernehmen". Nun gottlob, Land! Das und noch mehr als das mag der gute Salomo Alles gewesen sein, aber, wohlehrwürdiger Herr, wer weiß das nicht schon? und wie kommt das hieher? Jam dic, Postume, de tribus capellis![1])

Können wir das Gute nicht anders als im Uebermaße kosten und es nicht anders zeigen, als wenn wir's übertreiben? Hieher gehört auch bei unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern im Perioden sich häuft, sich stößt und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth.

*) Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, S. 3 und 4: „Young mag dem Pope den Verdienst" (der Verdienst, merces und das Verdienst, meritum sind wenigstens nach meiner Mundart unterschieden), „Original zu sein, absprechen. Hat er die Alten beraubt, so erobert er wenigstens als ein König, der sich die Provinz huldigen läßt, die er mit Gewalt einnimmt. Es liegt wenig daran, ob die Gesetze, die er von der Kritik giebt, aus dem Aristoteles und Horaz geschöpft sind, und dies würde ich doch nicht allgemein zugeben; wenn sie nur wahr und auf die Natur gegründet sind. Dieses erleuchtete Genie, das unter dem ernsthaften didaktischen Tone ebenso lehrreich ist als unter der Maske des Hudibras und Martin Skribbler, fordert u. s. w." Nun, das heißt eine magere Forderung, ein kritisches Regelchen, das der Verfasser ebenso gut als Pope vorschreiben mag, gelehrt und mit Geschmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht so etwas fordern kann, wenn er auch nicht original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir, um seine Regel zu wissen, zu glauben, es vorher wissen und glauben müssen, er sei ein erleuchtetes Genie gewesen, unter dem ernsthaftesten didaktischen Tone so lehrreich als unter der Maske des Hudibras und Skribbler's! Und eben als wenn man, um dies Regelchen anzuführen, sich vorher mit einer Bürgermeistermiene darauf einlassen müßte, ob er aus Horaz und Aristoteles geschöpft oder nicht! Dürfte man dem Verfasser seine Worte nicht umkehren, die er hinzusetzt: „Wie viel Worte, und wie wenig, was sie enthalten!" zu Deutsch: Ne quid nimis! — H.

[1]) Martial. VI. 19, 9. — D.

Oft verräth diese Verschwendung den Mangel zuerst, so wie ausgelassene Ueppigkeit mehr den scheinbaren als wahren Wohlstand begleitet.[1])

11.

1. **Winckelmann**, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem römischen Himmel u. s. w.[2])

---

[1]) Hier schließt sich die Stelle an S. 71, Z. 5 („Wann wird unser Publicum") bis S. 72, Z. 3 („deutschen Literatur sind"), nur steht S. 71, Z. 6 „halb deutsch" statt „schlecht griechisch", Z. 9 „Poesie der Vernunft" statt „philosophische Poesie"; die Worte „Werden die Deutschen" (S. 71, Z. 27) bis „Reichthum begleitet" (Z. 34) sind ausgefallen. — D.

[2]) Hier folgt der ganze achtzehnte Abschnitt der ersten Auflage mit Weglassung der Verweisungen auf die „Literaturbriefe". Gestrichen ist die Vergleichung „wie Jener, der auf dem Cithäron gefunden wurde" (S. 72, Z. 8). S. 72, Z. 21 ff. steht statt: „Natur . . . Flügel" „Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates', dem göttlichen Plato, die Flügel". S. 73, Z. 17 ff. sind die Sätze „Cäsar . . . . bei sich" und „sie war . . . bewaffnet" geändert in „Wenn Cäsar . . . . .:" „so war sie . . . .", S. 73, Z. 29 vor „schönen Eigensinn" die Worte „einem kleinen" gesetzt, S. 74, Z. 3 f. die Namen Iselin's und Wegelin's gestrichen und blos gesagt „als Andere mit Platonischen Träumen und mit einer hypochondrischen Fülle von politischer Tugend". S. 74, Z. 8 steht „könnte" statt „kann", Z. 9 „wie er ihn haben wollte" statt „sein sollte". Z. 18 f. ist ausgefallen „daß Moses keinen Aaron hat", Z. 27 „verbinden, die", Z. 31 „lesen, ja der ihn" geschrieben, Z. 32 f. „wie jener . . . mußte" ausgefallen. S. 75, Z. 3 steht „Fülle" statt „Laune". S. 75, Z. 14 fehlt „vielleicht" zwischen „was eben". S. 76, Z. 5 ist vor „gesunden Menschenverstand" ausgefallen „Vielleicht gelingt es Spalding", statt „Vielleicht wird es ihm . . . Formel ist" (S. 76, Z. 12 ff.) steht blos „dies sei der Charakter deutscher Predigten." Statt „aber darüber . . . . so hat" (S. 76, Z. 26 f.) schrieb Herder später: „aber das bedaure ich, daß dieser deutsche Chrysostom theils schon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem System, dem Gesichtspunkte und dem Vortrage nach; theils sich nachher so hat". S. 78, Z. 2 ist nach „V i c a r u. s. w. nenne" eingefügt: „Und überhaupt läßt sich an einem kleinen Klopstockischen Stücke des „Nordischen Aufsehers" u. s. w. mehr lesen als an dicken Bänden, im geläufigen Stil ersäuft". Z. 14 sind die Worte „in unserer Literatur" nach „will" weggefallen, Z. 16 statt „immerfort" gesetzt „immer im Eigenthümlichen unserer Sprache", Z. 21 nach „bediene" hinzugefügt „und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere". Die Stelle „Diese umhüllt ihn . . . murmelt" (S. 78, Z. 26—29) ist weggefallen und dafür nur „um ihn" vor „zu einer Wolke" zugesetzt, wie Z. 30 „unleserlich" vor „zusammengeflossen"; dann heißt es statt „so wie die königliche . . . Lage" (Z. 30—35): „wie eine Schrift auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, Vieles enträthseln, aber auch verrathen würde, so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande". S. 79, Z. 3 ist nach „treffe" hinzugefügt „oft auf einem Wortspiel hafte". Ausgefallen ist „Vielleicht hat ihn also . . . machen dürfen" (Z. 17—21) und vorher statt „regelmäßig" gesetzt „regelmäßige Fehler". Z. 22 f. steht blos „Sehart, und eine Zunge". — Bei „Moser" (S. 73, Z. 37) ist die Anmerkung hinzugekommen: „Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet, die der Verfasser aus den ersten Moser'schen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen, wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen und halbverstandene Religionssätze den Herrn von Moser haben bringen können." Zu dem zweiten Absatz über Hamann (S. 78, Z. 21) macht die zweite Ausgabe die Anmerkung: „Kreuzzüge, p. 219. Ein Recensent von blöden Augen

12.

Habe ich einen dieser Schriftsteller classisch*) genannt? Will ich sie für die einzigen guten und vortrefflichen ausgeben? allen vor und außer ihnen ihren Werth ableugnen? Nichts von Allem! Ich am Allerwenigsten mag ein Brabeuta classischer Schriftsteller sein, da ich selbst keiner bin und sein will. Aber deutsche Schriftsteller, die vielleicht bei tausend Fehlern ihrer Sprache mächtig, auf eine gewisse eigene Art dieselbe behandeln — die sind mir theuer, und so habe ich einige, wie ich sie kenne, aus den letzten Jahren genannt und charakterisirt. Wer mir mehr als dies anmuthen will, spricht mit seinem und meinem Schatten.

Und überhaupt ist mir's unausstehlich, daß man mit dem Ehrenwort classisch so schülermäßig spielt, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf sich diesen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in diesem Wort mehr finde, als den Kern desselben aus Grammatik und Schuloratorie herauszuklauben, eben deswegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam. Ueberall höre ich classisch nennen. Was ist denn classisch? classisch für wen? classisch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle diese Fragen übergehen? Und übergeht man sie nicht, wo wird man mit den meisten kanonisirten Schriftstellern bleiben?

Man bringt mir z. B. Gottsched's wohlweise Dicht- und Redekunst. Ein classisches Buch? Das glaube ein Anderer als ich; ehe ich sie dafür und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Mosheim's akademische Lehrbücher. Classische Schriften? für wen denn? Zu classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publicum als akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen classischen Schatz

---

und leichter Zunge hat dies nicht einsehen und also Dinge in die Welt schreiben können, die er allein die Ehre haben wird zu wissen, zu sagen und zu glauben. Dem gesundern Publicum wird meine Versicherung gnug sein, daß dieser mein Freund, den ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo noch mein verderbender Apolyon sei, daß ich weder zu seiner Schule gehöre noch meine Schriften verfasset, um seinen Geschmack auszubreiten; wie Alles dies blos der genannte Kritikus so sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß und Schriftsteller zusammenbringt, die sich blos in einem Kopf, wie der seinige ist, zusammenfinden können." — D.

---

*) In das Register der ersten Ausgabe war dies Wort durch ein Versehen gekommen, daran ich nur halb Schuld bin. — H.

der deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publicum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schamröthe auf meinen Wangen aufgehen! Man fährt fort:*) „Mosheim's Geschichte des Servetus — classisch!“ Ich bin noch verlegen! Nun ja denn endlich, wenn man will, classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger, in nicht mehr als einer Gattung des historischen Stils; weiter nicht! Jetzt tritt Abbt**) an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn sie sind, wie sie sein sollen, können unsere classischen Schriftsteller werden.“ Ich zucke die Schultern; kaum! denn bei dem vortrefflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache trete ich vielleicht ihrem eigenen Genie zu nahe; wenigstens wird mir dies nur immer die zweite Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach derselben oder derselben nicht zuwider; ist dies aber gnug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der (nun nehme ich alle Zweifel zusammen), der wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart, und so kommen die Herren Gottsched und Basedow gleich nebenan, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeußern die Probe aushielten. Er will zum classischen Schriftsteller einen Autor für die Nation; und nun werden manche unserer akademischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigenen Gesichtszüge hat; ein Menschengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in einer Art der Diction nicht für alle andern ein Muster sein. Er fordert endlich, daß classische Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten sollen; und so müssen dieselben durchaus idiotistisch geschrieben sein, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre! Nun sind auch die Abbtischen Uebersetzungen fortgeschlichen, und ich stehe allein.

Wo sind unsere vielen Schriftsteller, die nach ihrer Materie und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts aufs Genaueste angemessen, so geschrieben hätten, daß sich nichts anders, nichts besser sagen läßt? Wo sind solche Schriftsteller in jeder Gattung der Schreibart? Anworte

*) S. Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, Breslau 1755. — H. [Vgl. oben 13. — D.]

**) Th. 13. S. 98 ff. — H. [In diesem Briefe heißt es S. 102: „Diese Uebersetzungen könnten unsre classischen Schriftsteller werden.“ — D.]

doch statt meiner ein allzeit fertiger Kunstrichter, der blos aus seiner Grammatik und Redekunst mit leichter Zunge antworten kann und über alle diese Bedenklichkeiten hinweg ist!

Sei classisch, wer da wolle! ich werde Keinem Kränze aufsetzen, noch rauben; das Erste muß die Nation, das Andere mögen Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als sie wünschen, ihnen in die Hand arbeiten und sie kenntlich anwenden. Wollen wir classische Schriftsteller haben, so müssen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Musen und der Parnaß des Apollo sein; denn was ist dem Charakter eines Schriftstellers der Nation fremder, als wenn er mit dem Publicum wie mit Schülern vom Katheder herunter spricht? nirgends sein Auditorium und seine Werkstätte vergißt? und sich alsdann neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu drängt? Professor- und Paragraphenstil ist hier nicht das einzige Hinderniß; ein weit größeres ist, den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden, Lesern ihre Gesichtspunkte abzulauern, bilden und nicht unterrichten. Und gottlob, daß wir schon so halb auf dem Wege sind: schon so weit, daß die lateinische Sprache nicht mehr für die Sprache Apollo's gilt; so weit, daß unsere barbarische Muttersprache uns schon anfängt die liebste zu werden; so weit, daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf Schulen und Akademien leben dürfen oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben! Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner; er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft; er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide! Wird er dies, so ist die Polhöhe zu classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an, die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an bis zur tiefsinnigen Philosophie, in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenigen Schaustücke ist man reicher als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbaren Schriftsteller, die kein Nationalschatz sind.

Wollen sie dieses sein, so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herabsteigen und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst Vieles zurücknehmen, aus andern Vieles annehmen kann, so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Muster erwarten (in den meisten

Gattungen der Prose) vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache sein! Ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.

III.

Der Faden ist einmal gerissen, warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung, und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Loosungswort anzusehen, das heut zu Tage Jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden, und Einer ist oft dem Andern im Wege. Wie also, wenn es Jedem erlaubt ist, zu bilden, so sei es mir doch erlaubt, zu fragen, was bilden heißt, was eine ungebildete Sprache sei, und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe sie ausgebildet erschienen! Wenn Jeder seinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade loszugehen; ich sehe diese Wege sich durchschneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen: ist es nicht der Nachfrage werth, wo denn alle hingehen? ob sie in ein Zauberschloß der Vollkommenheit zusammentreffen, oder ob man mehr als einen Merkstab stecken müsse, wo sie hinauslaufen? Damit will ich nun keinen Fußgänger auf seiner Bahn irre und keinen Parteigänger, dem alle Wege gleich gut sind, zu meinem Nachfolger machen; für mich selbst will ich die Sprache in verschiedenen Zeitaltern, auf verschiedenen Stufen, in mancherlei Gesichtspunkten der Bildung kennen lernen; vielleicht läßt sich dann über ihre Bildung was Gewisses bemerken, was Vollständiges entwerfen und was Nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die griechische Sprache*) im Auge. Allein in und von welcher Sprache haben wir so viele Urkunden, Nachrichten, Hilfsmittel? welche hat sich so ursprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat sich so mancherlei Gattungen der Literatur auf eine ihr eigene ursprüngliche Art anschmiegen gelernt? welche ist in allen Gattungen so vollkommen geworden? und welche hat ihre Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur so viel Platz gelassen und

*) S. Bibliothek der schönen Wissenschaften, 4. Bd. 1. St. — H.

sich gleichsam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die griechische! Wenn Urkunden einer Sprache möglich sind, so haben wir sie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibseln und Denkmälern und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammengenommen. Sie ist nicht wie die Literatur anderer Sprachen ein Baum, der, dem Erdreich als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sclave aufgetrieben und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann als durch vorzeitige Früchte, durch Früchte, die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am Liebsten die Speise der Würmer sind; denn so war die Literatur anderer Sprachen. Allein die ihrige war wie ein freiwilliger Baum aus seiner Wurzel in schöner Erde langsam hervorgetreten. Aus edler Natur gebar er edle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte. So mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing, so wurden alle seine Säfte verwandt und in seine Natur veredelt; nichts an ihm erstickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes; nichts wurde durch die nachbarlichen Gewächse verbittert; nichts durfte in zu enger Luft verrotten: in freiem, seligem Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus und ward die Krone aller seiner Nachbarn und die Mutter so vieler Sprößlinge; heilig wie jene Homerische Buche Jupiter's, auf welcher die Göttin der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen und sich an den Helden vor Troja ergetzten.[1]) Welche also als sie ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger? Nur wer als ein Grieche kann sie kennen, betrachten, nachahmen?

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen. Ich muß andere zu Hilfe nehmen, Muthmaßungen aufrufen — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman!

---

[1]) Ilias, VII. 58—61. — D.

Von den Lebensaltern einer Sprache.[1])

Einen Roman[2]) dachte ich denn wol eben nicht zu schreiben, da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschiedenen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart aufsetzte. Mein erster Augenpunkt war: Wie ist sie als Sprache der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung in ihrer Kindheit? Wie muß sie sein, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur, in ihr sangen? Wie wird sie sich ohngefähr mit den Sitten eines Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum giebt? In Poesie und Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Grenzen der Kunst, und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der Gelehrsamkeit begleiten konnte, sprang ich mit einem Mal zur höchsten Stufe: wie, wenn sie eine philosophische Sprache im schärfsten, angestrengten Tone wäre, wie dann? Dies war die Seele meines philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen; eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam, ja, aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ ich's dem Leser, der gelesen hätte und denken könnte, dies Fragment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte, Sprachen und Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dies nicht gethan, Andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt über das, was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche Geschäfte, mich selbst zu erklären.

1.

Zum Voraus aber ein Wort zum Labsal auf diesen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Sprache hin für mich und meine

---

[1]) Hier steht zunächst der also überschriebene Abschnitt der ersten Auflage (S. 21, Z. 1 — S. 23, Z. 32). Statt „vom Schlechten" bis „Sprache" (S. 21, Z. 5—9) findet sich hier nur „einerlei Lebensalter — und so die Sprache." An die Stelle von „auf einmal" (S, 21, Z. 16) ist „auf widersprechende Art" getreten. Statt „Eine Sprache" bis „Je mehr sie" (S. 23, Z. 1—6) heißt es: „und eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist die schöne Prose. Je mehr die Poesie". Nach „abschafft" (S. 23, Z. 10) ist eingeschoben „oder durch Kunst vermehrt", nach „wird sie zwar" (Z. 12) die Worte „als Kunst" und nach „wahre Poesie" (Z. 12 f.) „der Natur", nach „Jetzt ward" (Z. 14) „also". — D.

[2]) Vgl. oben S. 374, letzte Textzeile. — D.

Leser. Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann, über den Ursprung dessen, was ist, zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen, was etwas sei? Unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint, den Ursprung selbst wissen zu wollen, ihn entweder historisch zu erfahren oder philosophisch zu erklären oder dichterisch zu muthmaßen.

Das Letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend, für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höhle zu kommen, wo der Riese selbst schlummert, aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt, der Anfang merkwürdiger Verfassungen, frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten, die Kosmogonien, die sich jedes Volk erträumte, die dichterischen Fictionen, in welche sich alle Weisheit und Kunst bei ihrer Geburt wie in Windeln einkleideten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeon's sammelte, Baugeräth zu einem Tempel sein, der, von Ruinen erbaut, groß ins Auge fiele. Mit welchem Vergnügen durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge! Hier den ersten Schiffer,[1]) dort den ersten Kuß; hier den ersten Garten, dort den ersten Todten; hier das erste Kameel, dort das erste Weib — Erdichtungen, in denen die Dichter unseder Sprache noch so sparsam sind. Ovid's Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft, als Feenmärchen nur sein können; auf der andern aber, wenn sie aus der Mythologie uns bald dies bald das erklären, wie es ward, so lassen sie sich lesen als unterhaltende Anekdoten aus dem Archiv göttlicher und menschlicher Erfinder, als Erdichtungen, die eine reiche dichterische Einbildungskraft gebar. Vor Allen steht auch hierin Homer voran, der eine ganze Geschichte in ein Bild und die ganze Schöpfung einer Sache in ein mythologisches Märchen zu kleiden weiß. In ihm läßt sich über die Philosophie der ersten Zeit so angenehm und begeistert schlummern als in dem Tempel des dichterischen Apollo, der göttliche Träume sandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philosophen zu ver-

---

[1]) Mit Bezug auf Geßner's Gedicht. — D.

binden, und was Beide liefern, in Geschichte zu verwandeln — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so verdorben — ein Plan, zu dem Goguet[1]) mit vielem Fleiß gesammelt — ein Plan, über dem Iselin[2]) und Andere mit Ruhm gearbeitet — was würde er werden unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kreiselspiel der Phantasie und ein Zeitvertreib müssiger Leser. Mit dem Ursprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geschichte, die doch so viel in ihr erklären muß, und meistens der wichtigste Theil. Wie der Baum aus der Wurzel, so wächst Kunst, Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf. In dem Samenkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen, im Samenthier das Geschöpf mit allen Gliedern, und in dem Ursprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desselben genetisch wird. Woher sind so viel Verwirrungen entstanden, als weil man den spätern Zustand einer Sache, einer Sprache, einer Kunst für den ersten nahm und den Ursprung vergaß! Woher so viel Irrthümer, als weil ein einiger Zustand, in dem man Alles betrachtete, nichts anders als einseitige Bemerkungen, getheilte und unvollständige Urtheile geben mußte! Woher so viel Zwist, als weil Jeder diese feinen Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansahe, sie zu Lieblingsgedanken machte, nach ihnen Alles entschied und außer ihnen Alles für nichts, für Abweichung erklärte! Woher endlich so viel Selbstverwirrung, daß man aus einer Sache, die nicht immer dieselbe blieb, immer verändert erschien, endlich nichts zu machen wußte — woher Alles, als weil man den ersten Punkt nicht hatte, von dem sich das Gewebe der Verwirrung entspann, den Anfang nicht hatte, von dem sich nachher der ganze Knäuel so leicht abwickeln läßt, und den Ursprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geschichte und Erklärung wie auf einer Grundfeste ruht!

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachschleichen: Wie entstand dies? Und bei wenigen Entstehungen ist um uns so viel Nacht als bei der Frage: Wie entstand die Sprache? Die Ursachen, die diese Dunkelheit weben, lassen sich leichter zeigen als verjagen. Ich versuche sie anzuzeigen; denn vielleicht läßt sich eher eine Wolke zer-

---

[1]) De l'Origine des Lois, des Arts, des Sciences et de leur progrès chez les anciens peuples. 1758. — D.

[2]) Ueber die Geschichte der Menschheit. Erster Band 1759. — D.

treiben, wenn man weiß, woher sie entstand; und wenigstens wird Mancher, den dieser Weg so helle dünkt, behutsamer gehen lernen.

Der sicherste Weg zu Kenntnissen über die Kindheit der Sprache wären historische Nachrichten; allein daß diese Nachrichten möglich, daß sie sicher sind, daß sie bis auf uns reichen — dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfordert: die Kunst — ich will nicht sagen, die Kunst zu denken, sonst käme ich in das Labyrinth: Wie weit hat die Kunst zu denken die Kunst zu sprechen, und diese jene gebildet und ausgebildet? Ich bleibe also blos bei der Kunst zu schreiben, zu schreiben, was man will, ewig zu schreiben. Und wie viel später ist diese Erfindung als die Kunst zu sprechen, und zu sprechen, was man will? Und wie viel Revolutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerin historischer Nachrichten, hatte sich längst heiser geschrieen, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte, wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken, ihr einen schwachen, verkürzten und halben Laut übergeben; dieser kürzte, verdunkelte und schwächte sich immer mehr, er verstummte beinahe und war unvernehmlich, bis er endlich ein menschliches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte. Die griechische Sprache hatte im Homer schon ihren höchsten Gipfel erreicht, ehe die Kunst, Bücher zu schreiben, erhört war. Und woher nun Nachrichten vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst Muthmaßungen wären?

Ueberdem, keine menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am Wenigsten die erste und größte aller Erfindungen, die Sprache. Nicht war sie gleich, was sie ward und ist. Denn siehe diesen majestätischen Fluß; er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, hätte sie nicht diesen Sohn geboren. Und die Quelle selbst? Das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor, entstand nach und nach; ihren Ursprung hat Niemand bemerken wollen, und man hat gnug, zu erklären, wie sie hat entstehen können. So ist's mit den größten Dingen; sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät gnug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache. Lies den großen Homer, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser gött-

lichen Sprache zurück; Du wirst ihn in den Hüllen menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren Du Dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe, gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück. Wann wird das Geschöpf geboren? Wann kommt es ans Licht? Wenn es schon vollständig gebildet ist. Im Verborgenen ward es gebildet, und — wie es erzeugt wurde, läßt sich ihm nicht ansehen. So giebt es bei allen menschlichen Productionen Erzeugung und Geburt. Von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechnung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache: wer kann sie bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da, und vollkommen da muß sie sein, ehe sie auch nur bemerkbar wird — und der Forscher will das Erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ohngefähr und nicht durch abgezweckte Versuche hervor-, weiter herauf- und heruntergebracht; und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen hin in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grundsätzen geschieht, wo Alles auf das Sprödeste sich den Gesetzen der Willkür und des Zweckmäßigen entzieht; wo Alles, das Meiste und Kostbarste, dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt? Hätten wir eine Geschichte der menschlichen Erfindungen, wie würden wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikur's durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander; Rad griff in Rad, eine Triebfeder gegen die andere; ohne Plan und Regel drängte Eins das Andere; feurig und schnell veränderten sich die Würfe; das Ohngefähr hatte seine schlechten Loose fast erschöpft, ehe bessere fielen. Nun entwerfe man nach einer philosophischen Heuristik Plane, wie eine Sache hätte entstehen können, hätte entstehen sollen! Man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor! Nicht wie die Sprache entstehen sollte, entstehen konnte, sondern entstanden ist, das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an so etwas gedacht, wenn man über Ursprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären dann so manche philologische Hypothesen geblieben, die blos nach dem verjüngten Maßstabe unserer Zeiten abgemessen waren? wo

so manche Urtheile der Verwirrung, die Alles in schiefen, halben, verzerrten Figuren erblickten, weil sie ihren Lehnstuhl zum Sehepunkt nahmen und in die Zeiten und Umstände sich nicht zu setzen wußten, in denen die Sprache ward und war? wo der dictatorische Eigensinn, der sich unterstand, Nachrichten der Alten zu widersprechen, ohne sie zu widerlegen, sie nach seinem Kopf zu drehen, und wenn sie sich nicht drehen ließen, sie wegzuwerfen, zu verspotten? Und wo die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache, aus der Natur derselben dargethan?

Aus der Natur derselben? Wäre dies geschehen, auch neulich von Süßmilch*) geschehen, wie hätte er denn einen späten, einen vollendeten Zustand der Sprache für den Ursprung, und eine gebildete Sprache, an der auch selbst bei dem rohesten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menschen zutrugen, die so viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe diesen Baum mit seinem starken Stamme, mit seiner prächtigen Krone, mit Aesten und Laub, Blüthen und Früchten, auf seinen Wurzeln wie auf einem Throne — siehe ihn, wie er ist! Du wirst bewundern, erstaunen und ausrufen: „Göttlich! Göttlich!" Nun aber siehe dies kleine Samenkorn; siehe es in die Erde verscharrt, sich in einem zarten Sprößlinge hervorheben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachsen — Du wirst noch ausrufen: „Göttlich!" aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung lasse man mich nicht machen, sie ist zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung, Schönheit ist in der Sprache; aber wie und wann in sie gekommen, dies ist der Knote! Der vorige Baum, hätte er, so wie er ist, aus der Erde steigen, mit seinem schönen Gipfel den Schooß seiner Gebärerin durchdringen, mit allen seinen tausend Armen die Mutter brechen und mit seinem starken Stamm sich in die Lüfte heben müssen, hätte er dies müssen, hätte ich's gesehen, freilich so wäre sein Ursprung unbegreiflich, unerklärlich, göttlich! Wäre die Sprache, mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geschmückt, der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiter's trat, erschienen, ohne Zögerung würde ich, verblendet von ihrem Glanze, zurücktreten, mich verhüllen, niederfallen und sie als eine göttliche Erscheinung aus dem Olymp anbeten.

*) Süßmilch, „Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern vom Schöpfer erhalten habe" (1766). — H.

Aber ist dies? und woher muß es sein? Sind nicht tausend Merkmale in einer und Millionen Spuren in der Verschiedenheit der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmählich denken und durch das Denken allmählich sprechen gelernt? Ist wol Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache so vieler, ja aller Sprachen nach einem Plan gebildet? Welche ungeheure Hypothese, in diese große Menge und Verschiedenheit ein einziges Ideal zu bringen! Welche ungeheure Einbildungskraft, dies eine Ideal in allen zu finden und offenbar sehen zu können, daß der Geist des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder Nationalsprache nichts als Anomalie, blos Abweichung von der Regel sei, die wir beliebten! Und wenn nun auch dies Vorbild einer Sprache für alle angenommen wäre, welcher Scharfsinn, zu sehen, daß dies Vorbild auf einmal gebildet, zu sehen, daß es in dem göttlichen Verstande und in keinem andern gebildet sein müsse — zu sehen und genau sagen zu können: „So viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung konnte in die Sprache von Menschen gebracht werden durch die vereinten Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahrhunderte und Geschlechter!" Allein diese Ordnung, jene Vollkommenheit, jene Schönheit geht schlechthin über den menschlichen Verstand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zusammensetzung von Millionen Köpfen, als eine Production von ganzen Jahrtausenden und als ein Geschöpf betrachte, zu dessen Bildung ein unendlicher Zusammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein Zustoß von unzähligen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz, die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache ist wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten und wider alle Sprachenphilosophie. Sie setzt eine Sprache voraus, die durch Denken ausgebildet und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht ist (ein Bild, das wir uns oft bei allem seinem Krüppelhaften doch schön und gesund denken), und bekleidet dies Kind des Eigensinnes, das augenscheinlich ein späteres Geschöpf und ein Werk ganzer Jahrhunderte gewesen, mit den Strahlen Olymp's, damit es seine Blöße und Schande decke. Und wie Süßmilch insonderheit diese Hypothese vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt, daß ihm der philologische Geist fehle, das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen; der Geist der Geschichte, um die verschiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derselben zu prüfen, und am Meisten der Philosophie Genius, sie als eine Entwickelung der Vernunft und als eine Production menschlicher Seelenkräfte erklären zu

können. Er denkt sich eine Sprache, wie er sie will, und kann also auch, was er will, beweisen; er hat im Kleinen überall Recht und für das Ganze nichts gesagt!

Ich darf also immer einen menschlichen Ursprung voraussetzen, jeder andere ist über unsere Sphäre; er läßt uns den Knoten der Untersuchung nicht entwickeln, sondern nach dem Einfall des Alexander's im Gordischen Tempel ihn abhauen. Ueber göttliche Productionen läßt sich gar nicht urtheilen, und alles Philosophiren darüber κατ᾽ ἄνθρωπον wird mißlich und unnütz; wir müssen sie doch immer als menschliche betrachten, insgeheim immer einen menschlichen Urheber voraussetzen, der nur auf höherm Boden steht und mit höhern Kräften wirkt. Man lasse mich also einen menschlichen Ursprung der Sprache voraussetzen, sollte es auch nur meiner leidigen Philosophie und des bessern Theilnehmens halber, kurz, meines schwachen Magens wegen sein. Was ist für Menschen würdiger und wichtiger, als Productionen menschlicher Kräfte, die Geschichte menschlicher Bemühungen und die Geburten unseres Verstandes zu untersuchen? Und wie interessant wird die Philosophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in ihr zugleich die menschliche Seele sich entwickeln, die Sprache nach sich und sich nach der Sprache bilden sehe! Das größte Werk des menschlichen Geistes. Ich folge also diesmal zwei blinden Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv; zwei katholischen Christen, dem heiligen Gregor und dem für mich noch heiligern Richard Simon, und in der neuern Zeit einem akademischen und einem jüdischen Weltweisen, Maupertuis und Moses Mendelssohn — und setze, wenn nicht mehr, so zum Spaß voraus: „Menschengeschlechter haben sich ihre Sprache selbst gebildet." Und führe, wenn nicht mehr, so zum Spaß meine Parallele fort: „Ein Menschengeschlecht und ein Mensch in seiner Kindheit seien einander ähnlich." Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt, sondern blos von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? Man nenne dies Zeitalter, wie man wolle, es bleibt ein Zustand der rohen Natur. Natur war damals noch Alles: Kunst, Wissenschaft; Schriftsteller, Weltweisen, Sprachkünstler gab es noch nicht; Alles war Volk, das sich seine Sprache bildete, zur Nothdurft und dann allmählich zur Bequemlichkeit. Der Anfang derselben war in einer

einfältigen Gestalt, als Werkzeug des Gebrauchs halben; wie dieser war, wurde jenes eingerichtet. Bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß also die älteste Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters sein; man untersuche die Natur des letztern, so hat man die Natur des erstern, der Sprache in ihrer Kindheit.

Ohne nun einen Rousseau'schen Zustand der Natur romanhaft zu erdichten oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben, muß ich doch immer auf die Stimmen des gesammten Alterthums merken, daß der erste Zustand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke gewesen. Wer diese tausend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums selbst gehört, der höre die Echo derselben in Goguet's nützlichem Werke, der die Stellen hierüber gesammelt hat; er gehe unter die Wilden in allen Reisebeschreibungen und lerne ihre Weise, so wird er nicht mehr zweifeln, daß ein britischer Beobachter Recht habe: „In der Kindheit der Staaten sind die Menschen unwissend, unentschlossen, beherrscht von der Furcht und von ihrem Gefährten, dem Aberglauben. Jeder neue Gegenstand findet sie unvorbereitet; sie starren gleich Kindern, die die ersten Ideen des Lichts empfangen."

Ich habe nicht Lust, meine Vergleichung zwischen Kindern und diesen Thiermenschen auszumalen; man muß alle Nachrichten der Alten ableugnen und sich ganz und gar nicht aus seinem jetzigen Zustande einer gebildeten Natur, eines gesitteten, bequemen und üppigen Lebens herauszusetzen wissen, wenn man Alles dies unbegreiflich findet. Und findet man dies nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremde finden?

Eine Gesellschaft, die, tausend Gefahren ausgesetzt, in unbekannten Gegenden zwischen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenschen, der Räuber und Mörder umherirrt, wo Jeder sich durch einen Freund wie durch einen Schutzengel seines Lebens sichert, von dem er in einem Augenblick Hilfe erwartet — eine Gesellschaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenstande starrt, vor jeder ungesehenen Sache wie vor einem Wunder staunt und aus Unwissenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung wie bei Kindern die häufigsten Regungen sein müssen — ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mittheilen: große Leidenschaften mit gewaltsamen Geberden und mächtigen Tönen ankündigen, schleunige Bedürfnisse durch kurze und heftige Accente des Geschreies melden; unarticulirte Laute werden sich zu rauhen und einsilbigen Worten umarbeiten; starke und ungeglättete Or-

gane werden unbiegsame Töne hervorstoßen; der Othem wird sich nicht Zeit nehmen, Lunge und Perioden auszudehnen, sondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen. Das wird die Sprache sein, die nach Horaz Menschen machte; denn so lange waren diese Thiere, bis sie Worte fanden, quibus voces sensusque notarent [1])

Um den Ton helle und unterscheidend zu geben, habe ich die Saite scharf anziehen müssen; diese läßt von selbst nach, und so wird sich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den ersten Zeiten eines Volks giebt es so wenig Andenken als von unsern unmündigen Jahren. Die Erinnerung an unser letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, ist die Morgenröthe in unserm Gedächtniß; so auch die ersten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da sie jugendliche Zucht anzunehmen begann. Diese Verspätung wird unsern zu hoch angegebenen Ton von selbst herunterstimmen.

Die ältesten Sprachen haben eine Art von sinnlicher Gestaltung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen, die in ihrem Jugendalter der Bildung leben. Klima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn sowol die heißen Morgenländer als die wilden Amerikaner bestätigen, was ich sage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation sich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete und für Ohr und Auge sprach.

So wie es die älteste Schrift ist, seine Gegenstände in Bildern zu malen, so malte auch die erste Sprache: Dinge, die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre; Dinge, die durch das Anschauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man also sagen, was Plutarch vom Delphischen Apollo sagte: Οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει. [2])

Die ältesten Sprachen hatten vielen lebenden Ausdruck, wie es die Reste alter und ursprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande, bezeugen. Unmittelbar nach der lebenden Natur und nicht, wie die neuern, nach willkürlichen todten Ideen gebildet, hatten sie nicht blos einen nachdrücklichen Gang für das Ohr, sondern waren auch bei der leichtesten Anwendung fähig, mit dem Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüthen, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen und mit den Thieren zu sprechen. Aus der dama-

---

[1]) Hor., Sat., I. 3, 103. — D.
[2]) Vgl. oben S. 15. — D.

ligen nähern Bekanntschaft mit diesen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte poetische Sage, daß in der goldenen Zeit Menschen und Thiere sich verstanden hätten. Für mich hat dieses Märchen bei Plato und Andern viel Reiz und Würde, so wie es auch einige Aufschlüsse über die Kindheit der Dichtkunst geben könnte. Hier führe ich nur an, daß, wenn man es einigen ihrer ältesten Weisen zur Ehre nachsagt, daß sie, z. B. Melampus, Tiresias und Andere, sich hätten mit Thieren besprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der Vogelsprache weg sind. Ein in der Einöde lebender Araber kann leicht einige Gattungen des Thiergeschreies unterscheiden lernen; und da eine poetische, schwärmende Einbildungskraft aus jedem Eindruck machen kann, was sie will, so dünkt mich diese erste thierische Sprache den Samen zu vielen Erdichtungen in sich zu tragen. Die Helden Homer's mögen also mit ihren Pferden sprechen und Aesop die ganze Natur in Handlung setzen — mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αὐδᾷν, ἀείδειν und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (φατά); die Gesetze sangen und hießen Lieder (νόμοι); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (ἔπεα); Homer's Helden sprechen lauter geflügelte Worte (ἔπεα πτερόεντα), und seine Herolde sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde sitzen und angenehmen Laut geben".[1]) Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht blos lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Silben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache aus einander; in Verbindungen ungefesselt, bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im gemeinen Leben der gekettete Bücherstil widerlich und ein rednerischer Periode unausstehlich; und damals, da man noch nicht an Bücher dachte, was war die Sprache da? Nichts als singende und redende Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer von Gelehrsamkeit übel behelfen; man ist also für erschrecklichen Zeugnissen und Anführungen aus den Alten sicher, die Vossius,[2])

[1]) Ilias, III. 151. 152. — D

[2]) De poëmatum cantu et viribus rhythmi (1673). — D.

Meibom[1]) und Du Bos[2]) zum Theil gesammelt haben. Man urtheilt immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich nehmen will, als wir ihn gebrauchen; man spricht wie im Traume, wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeclamation nach dem französischen Ohr herabsetzt, vielleicht blos um der Musik und der Schaubühne seiner Zeit ein Compliment zu machen. Alsdann thut man besser, wenn man, wie Vossius, gar nicht unternimmt, dies Singen der Alten zu erklären; oder daß man, wie die Meisten, unbestimmt und verworren darüber spricht; oder am Besten — man sage mit Dacier, wenn die Griechen da sangen, wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit und aus seinem Volk auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut Aegyptisch ohne Veränderung erhält, die Chineser, haben mit ihrer Zeichenschrift und Sachensprache auch das Singen beibehalten; viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit einförmigen Cadenzen stillen und einschläfern ließ; Gesang war ihnen natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr sprachen noch mit hundert Stimmen Geberdungen und Zeichen für das Auge, daß also die Rede im neuen Verstande Malerei heißt. Wollte ich die Sache ab ovo anfangen, so könnte ich mich hier darüber ausbreiten, daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten; daß symbolische Handlungen Alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich machten; daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte — allein dies Alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf, daß, wie wilde und freie Nationen, die noch mehr Menschen und weniger Bürger sind, durch Geberden des Körpers weit mehr sprechen, als uns das eingeführte Sittsame, der Wohlstand erlaubt, so auch die Alten weit mehr mit Geberdungen gesprochen und die Rede declamirt haben als wir. Ich verweise auf Homer, der in seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß, wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Geberde und die freie Seele durch einen freien Körper spricht; wie oft wird man bei kleinen und mächtigen Zügen aus-

---

[1]) Antiquae musicae scriptores septem Graeci et Latini (1652). — D.

[2]) Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique (1719) — D.

rufen: „Nein, göttlicher Alter, nur Du sahst Geister und konntest Leidenschaften körperlich schildern; wir sehen sie nicht mehr, wir gaukeln oder stehen wie Bildsäulen; jetzt spricht nicht mehr der Geist, wie er vor Deinen Augen sprach; aus mächtigen Geberden ist er in stille Mienen und Gesichtszüge geflohen, wo er — statt sich auszureden — stammelt und schweigt." Immer mußte Geberdung zu Hilfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache sich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenschaft ohnedem die Geberden von selbst hervorrief, wie mußte diese lebendige Interpunctation der Sprache Einschnitt, Modulation und Nachdruck geben!

Noch genauer läuft die Parallele zwischen Kindern und einem neugebornen Volke, wenn wir bei Beiden das Innere ihrer Sprachen untersuchen. Namen sind das Wortregister eines Kindes, man heiße nun diese Namen Nomina oder Verba; und so sind auch in der Sprache diese beiden die ersten. Sogar Nomen und Verbum wurde in der griechischen Sprache grammatisch spät unterschieden, und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieses Paars; und die einfachen Formen der morgenländischen Sprachen zeigen hinlänglich, daß Veränderungen und Beugungen ein Zusatz späterer Zeiten gewesen. Noch jetzt bestehen die Sprachen der Huronen, Irokesen und anderer ursprünglichen Nationen meistens aus Verbis, und auch selbst in der unsrigen zeigt der lebendige Laut, der in den Verbis tönt, daß sie der älteste Theil der Sprache sind; sowie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht als das thätige oder leidende Wesen selbst, das die Nomina ausdrücken.

Mit der Zeit mußten natürlicherweise in die ältesten Sprachen Synonymen und Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenständen, die um sie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philosoph, der, was er sah, in Classen geordnet und den Ueberfluß weggeschwemmt hätte! Neue Sachen, neue Gegen-, Zu- und Umstände gaben neue Namen — und so ward sie nur gar zu reich. Sinnlich wurden sinnliche Gegenstände bezeichnet — und von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkt lassen sie sich bezeichnen! So ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich als Bilder eingetragen, und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepräge des Zeitalters — noth-

wendig auch der Sprache, die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gut und so schlecht war, als sie sein mußte, um eine Sprache des sinnlichen Volks zu sein.

4.

Ich sammle meine zerstreuten Bruchstücke zusammen und sehe, was sich daraus machen läßt: nichts minder als eine philosophische Sprache; und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner philosophischen Grammatik, die gegen jenes ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich geberdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? Nichts Anders und nichts besser als eine poetische Sprache. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor, sondern das Zeitalter, das die Sprache hervorbrachte, schuf Poeten, die ihm damals Alles waren, die es mit Allem unterstützte; und unter diesen Unterstützungen war die Sprache, wenn nicht mehr, so die letzte.[1])

5.

Wo steht unsere deutsche Sprache? Ueberall ist zu unserer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller und die Poesie eine Kunst, welche die Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen;[2]) und unsere Poesie ist, sie sei, was sie wolle, doch nicht singende Natur, wie sie es nahe an ihrem Ursprunge war und sein mußte, so wenig singende Natur, daß wir kaum in dies poetische Zeitalter über eine so ungeheure Kluft herübersetzen, kaum dasselbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypothese aufge-

---

[1]) Hier schließt sich der dritte Abschnitt der ersten Ausgabe von den Worten: „Hier zeigt sich also" (S. 24, Z. 8) bis zu Ende an. Nur steht statt „die schönen Wissenschaften" bis „entzogen" (S. 24, Z. 13—15): „die Poesie in einem andern Element athmet", und der Schluß lautet statt „Ich rede also" bis „Gelegenheit" (S. 25, Z. 32—34): „Lieber wollen wir, statt zu streiten, das Gesagte auf unsere Zeit anwenden". — D.

[2]) Der Anfang ist mit geringen Veränderungen aus dem Anfang des vierten Abschnitts der ersten Ausgabe, „Wo steht" bis „Zeiten gewesen" (S. 25, Z. 36 — S. 26, Z. 4, genommen. — D.

nommen, zeigt, wie weit weg wir von diesem Lande der Dichter sind; freilich weit und zu weit weg, um je in dasselbe zu kommen und es als unser Vaterland ansehen zu können; aber nicht zu weit weg, um dasselbe kennen zu lernen und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas versuchen.[1])

Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres so wie ein Pharus da, um eine große Strecke wenigstens hinansehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlandes trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf wie die Schärfe des Schwerts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten, oder vielmehr, da die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch Alles Natur, Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig, die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke, die Götter niedrig und erhaben, die Helden pöbelhaft und groß, Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen, die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — Alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

Das Silbenmaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie, was es bei Homer war, singende Natur.[2])

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus zusammt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters zu erklären; allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht — wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmten, blos weil ihnen das

---

[1]) Hier schließt sich die Stelle an: „So wie uns unsre" bis „wurde bestimmt" (S. 37, Z. 39 — S. 38, Z. 11). — D.

[2]) In der ersten Ausgabe hieß es statt „Der einzige Homer" bis „singende Natur" (oben Z. 6 ff.): „Was sollen wir aus dieser Zeit durch Uebersetzungen für unsre Sprache rauben? Nur nicht die Silbenmaße! denn es ergiebt sich gleich, daß diese schwer nachzuahmen sein müssen." Es schließt sich dann gleich die Stelle an: „Damals, als noch" bis „unnachahmlich sagte" (S. 38, Z. 15 — S. 40, Z. 15); nur steht in der 2. Ausg. statt „bei uns verbeut" bis „Declamation" (S. 39, Z. 14 f.): „bei uns weder Sprache noch Ohr noch Declamation", und statt „Nachahmen" bis „also nichts" (S. 39, Z. 31): „Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrit's Ausdruck die Bacchantinnen den Pentheus zerstückten. Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen können wir also nicht." — D.

poetische Ohr entging, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdann wirklich wortgelehrte Scholiasten und schickliche Uebersetzer uns das ungriechische, barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Ausfüllung des Perioden mit Allem, was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirrt, so oft versäumt und selten ganz gefühlt? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse muß es geben, wenn ein Ausleger Homer's mit griechischem Ohr uns diese ganze Fülle und Verbindung des singenden Numerus entdeckte; wie Homer's Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe noch in spitze Gegensätze zusammenlaufe; wie er Glied nach Glied auseinanderfallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite; wie er seine Töne immer aus und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint; wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist; wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das ἔπος im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreisen sich durch die Luft fortarbeitet. Kreis umschließt Kreis, Welle schlägt Welle, Wirbel faßt in Wirbel; so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; Alles fließt in einen himmlischen Laut zusammen, der untheilbar wie ein Gedanke und rein ist wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homer's, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen aus und in einander fallenden Tönen — mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen, ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestutzten hinlässigen Perioden: mit Allediesem wird es eben ein einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen und ein Werk, das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun, wenn man in einem eigentlichern Verstande, als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll"! Ich darf doch wol nicht erst selbst sagen, daß ich hier von

etwas ganz Anderm als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmt. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts Anders als dies, so könnte man ihn ebensowol in Virgil und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinne ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt wie aus dem Reich der Aurora entgegenschallt, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit alle unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

[1]) — Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten sein mögen, am Meisten auf uns gekommen. Für die orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz sein; und über die singende Natur in den Skalden- und Bardengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier Alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu früh in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden aus den Zeiten der wahren poetischen Natur verloren wären; und wer anders, als der mich nicht versteht, wird von mir fordern, daß ich Knüttelverse der Mönche, so alt dieselben auch sein mögen, zu Denkmälern der ältesten dichterischen Natur machen soll?

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet und ein Mann wird. Dies sei das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

---

[1]) Voran ging die Stelle: „Sollen wir unsre Sprache" bis „für die Griechen war" (S. 40, Z. 16 — S. 41, Z. 23); nur beginnt der erste Satz: „Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache", der Satz „Solche kühne" bis „darüber urtheilen" (S. 40, Z. 35—37) ist ausgelassen, zwischen „einer Sprache" (S. 40, Z. 38) ist „singenden", vor „Prose bleibt" (S. 41, Z. 2) „sprechende" eingeschoben, „und wie wir bewiesen zu haben glauben" (S. 41, Z. 1) weggeblieben. — D.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter ableugnen? Ich erschrecke! So leugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deswegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät in ein Zeitalter kommen, da ich sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! Was wäre ein Gedanke hieran? Und man kann mich nicht ärger mißhandeln, als wenn man mich so mißversteht. Mit Schamröthe habe ich das gelehrte Namenregister*) gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute Poeten und Prosaisten können zu einer Zeit leben". Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern, die nicht vom Handwerk sind, jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der Art auch nur zutrauen können? und wer für die, die uns solche als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerei, die so lohnt! Doch warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist, zu behaupten, „bei den Griechen sei kein guter Dichter, der nicht erst auf gute Prosascribenten gefolgt wäre"! Wer die griechische Literatur auch nur von hinten zu gesehen, wird aus allen Scribenten wissen, daß die Bildung ihrer Schreibart nicht blos auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sei, sondern daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen; daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen, den Gesang zur Prose herunterzustimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Stil gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerei sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war, halb eine Entschuldigung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen, wie sie darüber schadlos halte und ihn auf andere Art vergüte. Warum soll ich mit Lesern, die die Griechen kennen, wie mit Schülern sprechen, denen durch Hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte, daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer selten verfehlt haben? Ein Buch würde dazu gehören, diese anscheinende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreistem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz ander Ding, wenn ein Volk sie stammelt — singt —

*) S. Hallische Bibliothek der schönen Wissenschaften. — H.

singt und schreibt — schreibt und spricht — schreibt und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also in dem Zeitpunkt, da man sie singt und schreiben lernt — schreiben kann und nicht mehr singt, sondern spricht, in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder- eine Büchersprache zu werden begann, die Poesie schöne Kunst und der prosaische Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn, wer da wolle, sein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit; noch merkwürdiger sollten uns die Namen sein, die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom Gesange zum Halbgesange der alten Declamation umschufen. Für mich ist kein Zeitalter heiliger, als da sich Poesie und Weisheit, Natur und Kunst zu trennen anfing: hier ruhen Schätze von Entdeckungen für alle Wissenschaften; hier ist der Mittelpunkt im Zirkel der griechischen Literaturgeschichte; allein ein dunkler, unabsehlicher Abgrund, an den sich noch Niemand gewagt und blos ein zweiter Curtius wagen kann.

Zwei Wege gehen vor mir aus einander: Poesie, die da aufhörte, die einzige Sprache der Schrift und, darf ich kühn mit den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu sein, und auf dem andern Wege Prose, die jetzt ward, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie den Alten die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm und so viel auch Kränze hinter ihm sein mögen. Er giebt die große Untersuchung auf, wie aus der Dichterei Dichtkunst (ποίησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde; wie die Musik (nach dem griechischen Gebrauch dieses Worts), die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmählich Nachahmung und schöne Kunst wurde; wie nach Homerus' Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunst in die Poesie kam; wie aus dieser großen Quelle, in der bisher Alles, Weisheit und Schreibart, vereint gewesen war, verschiedene Gattungen wie Bäche abflossen und viele endlich im Sande zerrannen; was jeder große Dichter nach Maßgabe seiner Werke oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben, jener in der Manier, dieser in der Sprache, ein anderer in der Gesangweise und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich getraue mich zu behaupten, daß dieser Fortgang der griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben sein muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre; denn das ganze griechische Alterthum hat ihn immer vor Augen, leitet Alles aus Homer her, behält Diesen immer im Gesichte,

nennt die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege künstlicher Musik verrathen. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem griechischen Dichter Alles erklärt, beschreibt, erläutert, erzählt, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter (ποιητής) war: dies mag uns zeigen, wie wenig wir noch zu einer griechischen Geschichte griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben.

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurechtweisen dürfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas, so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen Rhapsodien von ihm sollte es mir zum Hauptaugenmerk sein, was dieser διδάσκαλος γραμμάτων der Poesie für neue Kunst gegeben; wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört, daß Feinde flohen und Muthlose fechten mußten; durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinaufgestürmt zu haben; wie demohngeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homer's verglichen, der Ausspruch Themistius' wahr bleibe: τὸν Τυρταίου μεγαλοφωνότερον Ὅμηρον — wahr bleibe vom Innern seiner Gesänge an bis zur Diction und zum Numerus derselben. Alsdann erschiene er als der Vater einer neuen Spartanischen Poesie für das Ohr dieser Stadt und für ihre Seele; ich würde seine ῥυθμοὺς ἐμβατηρίους, seine νόμους πολεμικούς und προτρεπτικούς, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurückführen und überall in den Noten über ihn den Mann suchen, der mit Nachdruck der ποιητής, ἐλεγειοποιός und αὐλητής genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. Bei mir wäre dies, wie gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern Tyrtäus' auch; nur Schade, daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig, und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens sein sollte: „Die Muse gab ihm Jamben, damit er das ἔπος Homer's nicht überträfe". Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homer's die Sprache theatralischer

Kunst ward, der hohe Schritt derselben auf den Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des Chorus unterschied; wie weit Jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Declamation nachahmen konnte, Dieser aber sich dem hohen Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Silbenmaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt und also sehr unrecht nachgeahmt wird; wie Vieles, das man dem theatralischen Gesetzgeber Aristoteles als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte, wie in ihnen das ἔπος der Natur zur tragischen Kunst ward; wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung und durch das kühne Uebertriebene des Aeschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhte und die hohe, aber ungekünstelte Sprache des ἔπος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen muß, wenn man ihn gegen Homer hielte, so ist's besser, lieber nichts als etwas Unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser, *) wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst aus einander, daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer sein müßte. So wenig als Kunst vor der Natur sein kann; denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Silben, selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem mannichfaltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wuth, ist doch wahrlich nicht das Werk wilder Phrenesie, sondern Alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus, daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste sein sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus' läßt sich nicht anders als an Dichter der Kunst denken. Die Kunst kam bei Theokrit, bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fing

*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, Band 4. St. 1. — H.

an, in gezierte und mühsame Künstelei auszuarten, von welcher selbst Kallimachus nicht frei ist. Dem sei indessen, wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr als einen Sänger, der, wie Homer, ein Sohn der Mutter Natur wäre — und was will man mehr?

Sei die Poesie in allen Zeitaltern, was sie wolle, seitdem die Prose entstehen mußte, war sie Eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen ging dieser damit nicht aus; bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten, in sie mehr Kunst und Manieren brachten und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben, die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein war's, die da lebte.

8.

Den großen Unterschied, den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten? In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschichtschreiber herunter und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf, daß, so schwer es mir würde, im Homer Grenzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der epischen Erdichtung Platz mache, so schwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammenfließen läßt. Der ganze Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters erreicht; Alles schlingt sich in Episoden zusammen, die theilweise auseinanderfallen, und so auseinander fällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es sein soll, in unsere Sprache zu verpflanzen und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken, ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen mit seiner Lehrlingsübersetzung gewiß keinen Lorbeer geholt! Und wie fein muß das Auge und die Hand Dessen sein, der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann, wiefern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halbepischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können! Preist man

das Alles so durchweg an, wie Gatterer*) neulich gethan, so nimmt man Alles überhin und kennt Herodot nur von Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes nicht wie einen Schattenumriß an der Wand, sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter, in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können; er muß diese Zeit wie seine eigene kennen, mit Herodot gelebt haben und jetzt zum zweiten Mal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne, desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsieht, in ein werdendes Zeitalter der Prose.**)

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit erscheinen mir die Schüler Sokrat's, Xenophon und Plato, classische Schriftsteller, in welchen die Prose lebt, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen, die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie, so fließen bei ihnen alle spätern Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebt zwischen dem frühern Pomp der Dichter und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte, von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort- bald hierhin schwingen kann, ohne auf das Aeußerste hart anzulaufen oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die καλοὶ κἀγαθοί unter den griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst, Beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint;***) wo Weisheit wie die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlt, die Schreibart aber den schönen Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen

*) S. Historische Bibliothek, 2. Band. — H.

**) Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe dem Uebertriebenen, wiewol nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank. — H.

***) Leuten zu gut, die da glauben, ein Verfasser wisse nichts mehr, als was er schreibt, muß ich dazusetzen, daß ich wohl weiß, wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der λογοδαιδάλων, wie sie Plato im Phädrus nennt, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dies sei genug über einen Einwurf, gegen welchen sehr Vieles gesagt werden müßte. — H.

Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (ἡδὺ καὶ καλόν) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der historische Stil soll unserer Sprache noch erst angebildet werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen als von dem edeln Xenophon, der nichts halb sagt und nichts übereilt, bei dem die Rede fließt wie ein Bach in den Auen Elysium's? Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen! leichter als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken; denn bei diesem kommt eine schwere Sprache zu bald in Gefahr, überladen, eine weitschweifige Sprache halb und eine unbequeme schielend zu schreiben.

Mich dünkt, es war Aristoteles, der es nicht wagte, Dialogen zu schreiben, weil Xenophon, die attische Muse, solche geschrieben; und gewiß, es geht kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrscht; denn die Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verworren, nichts falsch, nichts durch einander, wie wenn Viele in einander schreien und Keiner ganz spricht; jedes seiner Gespräche ist wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt und bis auf jeden Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. So ist es denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Colorit in jedem Theile und den Wohlklang jeder Silbe raubt, ihn in unserer Sprache Alles halb oder überladen oder verwirrt sagen läßt und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu dialogiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks sein, Uebersetzungen beurtheilen und uns die griechische Kunst anpreisen will. Und wäre dies Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften. Warum duldet man vor ihr eine elende Uebersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Uebersetzung des göttlichen Plato, dessen Schreibart wie Feuer brennt und wie ein himmlischer Thau erquickt? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses in ihn bringt, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen schadlos; und doch, welch ein Werk hätte Der geleistet, der uns die vornehmsten Gespräche Platon's gäbe, wie Moses uns den Phädon gab? Plato wurde dem Sokrates durch einen

Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge und in seinem Schooße niedersäße, nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergetzte. O, säße in dem Schooße des griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen! Sein Uebersetzer muß den Dämon Sokrat's zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rath und Unterricht gebe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnt, opfere er wie der junge Theages Gebet und Opfer,[1] und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sei!

Ich habe die griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet, in welchem sie die Göttin der Ueberredung, die Suada, mit holden Lippen auch in Büchern zu sprechen scheint, und was darf ich sie zu meiner Absicht in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Isokrates zum Demosthenes hinauf, ihr den ganzen Umfang des schönsten oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatischen Sprache gaben? Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten; viele Künstler gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend Umstände, Zwecke und Hilfsmittel zusammentrafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen und jede Gattung in Schulen. Jede Schule konnte Meisterstücke und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dies Alles seitwärts ab, da ich blos aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen, wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreicht, da sie in die Mitte zwischen Dichterei und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten und den Fesseln des Philosophen schwebte und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dies Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es gnug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin, mich selbst erklären zu müssen, so lasse man mich ein Buch nennen, das über dies Zeit-

[1]) Am Schlusse des nach ihm benannten Platonischen Dialogs. — D.

alter der griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführt: es ist das bekannte Werk eines Schottländers*) über die Schreibart Xenophon's, Herodot's, Thucydides', des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Kenntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack, die Composition ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches Andere von Nutzen gesagt und ist ein Sammler der schönsten prosaischen Stellen der Griechen. Allem ohngeachtet aber bleibt sein Werk nichts als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato zu nichts Besserm machen kann, als er selbst ist. Er legt den Satz zum Grunde, den das ganze griechische Alterthum uns zuruft: „die besten Schriftsteller auch der Prose hätten ihre Schreibart dem Homer abgelernt". Allein da er ihn sehr gebrochen versteht, so giebt er allen diesen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt, wo der Professor Geddes sitzt, wenn er Homer und die Alten liest. Hier sollen sie dem Homer eine Beschreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen künstlich und kindisch nachgemalt haben, wo ich zum Unglück das wenigste Mal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantasie nicht Buße thun soll. Dort haben sie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, selbst wo sie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben. Warum denn so etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn sie kein Ohr hatten, einen Platzregen, einen Fluß rauschen zu hören — kein Auge hatten, die Wirkungen der Leidenschaften zu sehen — und keine Zunge hatten, das, was sie sahen und hörten, auszusprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homer's in dem Elysium im Sinne zu haben, und Thucydides zum Pindar laufen müßte, wenn er ein großes Gemälde wagen wollte. Gewiß, die größten Schriftsteller der Prose, die in der Welt gelebt, so weit zu Schülern, zu kindischen Nachahmern, zu Affen des Numerus herabzusetzen, ist schimpflicher, als wenn er sie des Gedankendiebstahls beschuldigen würde; denn große Gedanken erobern, ist königlich, aber Bilderchen nachmalen, ist kindisch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat

*) *James Geddes, On the Composition and manner of writing of the ancients.* — H.

geschrieben wie ein Geschöpf, das nur einen Sinn hat: ein künstliches Ohr — darauf kann er stolz thun, davon kann er schreiben, aber von allen andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will, wie die griechischen Prosaisten ihren Homer und wie sie einander nachsprechen — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dies Innere muß der griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle Weisheit und Schönheit des Vortrages aus dem Abgrunde derselben, der alten Poesie, allmählich geflossen und sich in eigene Bäche und nachher große Ströme getheilt habe"; ein Gedanke, den Geddes nie ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemerken und lebendig zu schätzen wissen, ehe man sich die Frage vorlegen kann: „Wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk- und Schreibart nach einem alten Original gebildet?" Ueber das Erste weiß Geddes nichts als drei Schulclassen des Stils anzugeben, und das Ziel der zweiten Frage und der Lorbeerkranz an demselben ist also ganz außer oder über seinem Gesichtskreis. Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof und eine Einleitung in die Geschichte der griechischen Prose werden können; jetzt ist's ein kleines, enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato wie in einer dunkeln Kammer flickweise sieht.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden, muß man es anfangs vergessen, ob eine Sprache in der Welt es so weit gebracht; ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben genähert; ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sei; ja, auf eine Zeit lang vergessen, ob eine solche Sprache Menschen möglich, faßlich und vortheilhaft wäre. Ueber Alles dies trinke ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Einwürfe vergessen, die man meiner philosophischen Sprache gemacht hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

Dichterisch ist diese doch gewiß nicht; sie giebt ihrer innern Würde und Beschaffenheit nach alle Ansprüche auf poetische Sprachschönheiten auf. Wohlklang der Wörter, Wechsel der Silben, rührender Ausdruck, Schmuck der Bilder, so viel sie anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man mehr als praeter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit verschmäht diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben der Venus verschmähte, oder wie Hercules ausrief, da er die Statue Ado-

nis' im Tempel erblickte: „In Dir ist nichts Heiliges!“ Sind die Gaben der Venus nicht deswegen an Paris schätzbar, wenn sich gleich Hektor aus ihnen nichts macht? paßt sich die Statue Adonis' nirgends hin, wenn sie Hercules auf seinem Altar nicht leiden kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit Menelaus in das Schlafzimmer der Helena, setzet Adonis in den Tempel der Venus, so sind sie am rechten Ort. Aber nur nicht, daß Hektor und Hercules wie Paris und Adonis schön sein müßten! nur nicht, daß Weltweisheit ihr Gesicht mit Schönpflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte, um schön zu sein! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt, bei einer wirklichen Sprache wenigstens theilweise anzuwenden wären, so gäben diese Theile zusammengesetzt — eine Sprache der Philosophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden wurden, um Syllogismen und Figuren anzuzeigen, sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist Alles, was zu viel oder zu wenig sagt, es sei in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend, als es wolle, hier ist's — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur einen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüssig, unnütz oder schädlich. —[1]) Gesetzt, ein philosophischer Begriff habe zwei Ausdrücke, die Gelegenheit, die beide schuf, war entweder dieselbe oder verschieden. Dieselbe — so ist es Fehler der Sprache; verschieden — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philosophische Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch seinem Zwecke zu entkommen; aber der Philosoph muß unterscheiden oder sich an ein Wort binden. Thut er nichts von beiden, so vergiebt er im ersten Fall schon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der strengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haar breit. Im zweiten Fall vergiebt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage; denn bei Abwechselung halb gleichgiltiger Wörter kann sich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerksamkeit heften und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinsten Theile, verfehlen — wenigstens kann sie sich darüber verwirren, als sei mit dem Wort auch der Gegenstand selbst geändert worden.

[1]) Hier schließt sich die Stelle an: „Die Erfinder der Sprache“ „bis zum Aergerniß gereichen“ (S. 33, Z. 19—24), und dann folgt „Der haushalterische Philosoph fragte“ (2 Ausg.: „Dieser fragt haushalterisch“) bis „nicht müssig zu sein“ (S. 35, Z. 3—6). — D.

Daher halte ich auch in strengen Beweisen von dem beinahe Philosophiren nichts, da man, um, wie man sagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorspielen läßt wie ein Farbenclavier. Einem Auge, das sich anheften will, ist diese Vorspiegelung so unangenehm wie eine Augenblende; eben ein Einerlei, eben das Wiederkommen des Einen, was ich für dasselbe erkenne, will es; starr soll eben sein Blick darauf liegen, um es gleichsam durch und durch sehen zu wollen. Für ein flatterhaftes Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener; für Damen und die Philosophen, die Weiberschürzen statt philosophischer Mäntel tragen, sind solche Fontenellische Spaziergänge angenehmer, da man sich an nichts minder als an Worte bindet. Allein hat man sein Ziel unverrückt vor Augen, was sucht man Anders als den kürzesten Weg? Wortschmuck, schöne Abwechselung und Zerstreuung sind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und warum lassen unsere Schönschreiber nach der Mode eben dies aurum volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit sie mit ihren lahmen Füßen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle selbst in den Fehler, den ich tadle, und nehme kurz ein Beispiel. Die Schriften des Philosophen Baumgarten und insonderheit seine Metaphysik, als Lehrgebäude in Miniatur betrachtet — nicht betrachtet, für wen sie geschrieben sind — nicht betrachtet, wiefern sie wahr, vollständig, vollkommen sind — betrachtet blos an sich und in der Natur des Vortrages — kann ich ihre genaue Kürze und einförmigen Wiederholungen nicht anders als loben. Denn blos durch diese harte und feste Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zum sichern Umriß ihrer Gestalt gelangen; und dieser ungekünstelte, viereckichte Vortrag, der auf nichts als Wahrheit geht, ist besser als aller Stil, der sich in Schönheitslinien krümmt und windet, mit Farben spielt und in Verzierungen von fremder Natur ausschweift. In dieser Absicht danke ich's ihm, daß er den Ueberfluß entfernt, in geraden Linien zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen; daß er in ein jedes Wort Verstand legt, und wo der Sinn wiederkommt, auch den Ausdruck wiederkommen läßt. Ich danke es ihm, daß er eintönig, hart und wiederholend ist, wo er's sein muß, dem Reichthum entsagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit, wenn sie der Vollkommenheit gegenübersteht, der Grazie, wenn sie Seiten schön überschleiert, die ich nackt sehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechseln? Viel, bis auf synonymische Allegorien; aber damit sie nicht verwirren, so opfert er sie dem Ver-

ständniß auf und klammert sie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholt er sich, um sich auszudehnen? Wer ist kürzer als er, wenn er's sein kann; und wer wiederholt sich wieder in ganzen Paragraphen so monotonisch als der Leiermann des Horaz,[1]) wo er's der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß? Oder hatte er nicht Blumen, um seine dürre Schreibart zu bestreuen? Leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich gleichsam sich selbst überlassen kann; hier duftet aus seiner dürren, freilich unter der Philosophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er einzuweben wußte — aber dies ganze Füllhorn giebt er aus der Hand, wo es auf Waffen, zu streiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte also sein trockner, harter und unverdaulicher Stil, seine zusammengepreßte Kürze, seine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorsatzes, der Nothwendigkeit sein?

Er ist's! denn seine Schriften sollten eben ein Grundriß von Wahrheiten sein, wo ich keine Schlängelungen suche, sondern Linien suche, die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande, deutlich dem Auge sein sollen. Wer wirft nun nicht einen topographischen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen in der Richtigkeit wankt, für das Auge spielt und den Verstand unsicher läßt? Ja, wenn dieser Riß noch ein Muster architektonischer Schönheit oder eine Chorographie sein sollte.*) Nun aber ist ja, um sich ein Ganzes abstracter Wahrheiten im Verstande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Aussicht, die dies Ganze in seiner kurzen und genauen Zusammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der Musik und Sprachen dort die Töne und hier die Silben und Worte scharf und deutlich müssen angegeben werden, um zur reinen Harmonie und zur flüssigen Aussprache zu gelangen, ebenso führet die Zeichnung nicht durch schwebende verlorne und leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begrenzte Umrisse zur Wahrheit der Form" — und durch solchen Stil die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert sie sich blos von ferne diesem strengen Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philosophie zu gut erfunden, die Philosophie vollendet und die Kräfte der menschlichen Seele ohne Schwachheit sein, wenn ein solches System erscheinen sollte. Nur lasse man denn auch so lange diese philosophische Sprache ruhen,

*) Winckelmann's Geschichte der Kunst. — H.

[1]) Hor., Sat., I. 3, 6—8. — D.

ohne ihr zum Voraus Vorwürfe zu machen, und lasse es bleiben, Die für Barbaren und trockene Köpfe zu schelten, die sich dieser Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern suchen.

11.

Beides geschieht häufig, und das Erste ist noch neulich von einem Gelehrten geschehen, der mit der philosophischen Sprache wie mit einem Schatten spricht und dem Kinde, das noch nicht geboren ist und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen giebt, ohne daß er's gesehen.

Michaelis*) führt unter seinen Weissagungen wider die gelehrte Sprache an, daß sie dem Ohr übel klingend, ohne Verschönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Stils, und Apollo weiß, ohne was mehr sein würde. Mich dünkt, wir können ihn wegsprechen lassen; denn sie soll ja nichts als gelehrte Sprache sein, keine poetische, oratorische oder schöne, und so kommt die Sorge für das Ohr durch Wohlklang und Synonymen eben zuletzt — keine historische — für die Geschichte bleibt also in allen andern Sprachen Platz — keine theatralische und Romanensprache; folglich mögen immer die Herzens- und Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so mag sie trocken, einförmig und unangenehm sein wie die Algebra: sie kann Alles sein, was er ihr Schuld giebt, sie mag es aber auch, oder vielleicht muß sie es sein als eine Charakteristik philosophischer Begriffe.

So sind also ein guter Theil seiner Einwendungen verflogen, und die andern halten ebenso wenig Stich, wenn ich unterscheide; die philosophische Sprache soll ja ein ander Ding sein als die Sprache für den gemeinen Verstand (sens commun), anders als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders als eine zum angenehmen Bücherlesen. Dieses Alles will sie ja nicht sein, kaum sich mit allen vergleichen, am Wenigsten ihnen zur Last fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abschnitt: „Ist eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden?“ seine große Aufschrift so ganz, daß der Verfasser vom Erfinden aufs Haben, vom Haben aufs Wissen, vom Wissen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs Hören, vom Hören aufs Lernen, vom Lernen aufs akademische Lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs Gebrauchen, aufs Lesen zum Zeitvertreib, und wo mehr hin? kommt und mit Allem nur so

*) Michaelis' Preisschrift, der Beschluß der französischen Uebersetzung. — H.

viel beweist, wie er seinen eigenen Vortrag für gnugsame Dosis gelehrter Sprache und vielleicht für die beste gelehrte Sprache halte. In beiden kann er Recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Beziehung ausgemacht wird: die beste in welcher Absicht? gegen welche Verhältnisse? Da hat nun Michaelis und Leibniz offenbar einen ganz andern Mittelpunkt der Vollkommenheit; Beide haben einen verschiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und so hat immer Michaelis nichts gesagt, so viel er gesagt haben mag. Hier ist nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. s. w. die Rede, sondern von intellectualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit statt Schönheit, die Wahrheit statt Rührung und Deutlichkeit statt aller Verzierungen ist. Sie sei immer barbarisch, monotonisch, trocken und ohne sinnlichen Reiz — sind diese Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten, so übersieht man sie; sind sie selbst Vollkommenheiten, so kann man sie nicht missen, und der Weltweise nimmt alsdann den Namen eines Barbaren, eines simpeln und trocknen Kopfes sich so zum Ruhm an als Sokrates den Namen eines Unwissenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? Der eine fremde Sprache spricht — und die muß der Weltweise sprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen, erklären soll. Wer heißt einförmig? Wer karg mit Worten den schönen Luxus nicht affectirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Stil ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweise entsagen, wenn das Gewicht seiner Worte und die Nerven seiner Gedanken dabei leiden. So auch, wer heißt trocken? Eben wer Alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu bestreuen — und dies will ja eben der Weltweise, der Alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forschers geizt, der nichts als eine Philosophie sucht, die in allen Worten richtig, genau, erwiesen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben diese Vollkommenheit ist statt Schönheit. Ich setze hinzu, daß es blos von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß, um den Augen der Menschen zu erscheinen; in der Nacktheit allein erscheint ihre ganze Schönheit.

12

Nun aber vor den Augen der Menschen! Sind diese schwach,

so kann sie sich immer einhüllen, wenigstens nach und nach zeigen und eigene Gestalten wählen, ohne daß man daraus schließen dürfte: so ist sie an sich. Alles bekommt also eine andere Wendung, wenn ich die Philosophie subjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir sie? wie läßt sie sich in Sprachen, wo wir sie jetzt haben, vortragen? Hier kann es wirklich sein, daß es sich auf diesem schmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum und schwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Untersucher oder Schüler. Ja, wer die Wahrheit schon hätte oder nur sie ohne minder Fehltritte suchen und ohne minder Beschwerden lernen könnte! Ich bringe einige muthmaßliche Gründe an, die aber, wenn sie Alles thun, was sie sollen, nichts zeigen müssen, als daß eine behagliche Sprache nicht die beste und einzige für die Philosophie — sondern die bequemste für uns sei.

Wir sind Menschen, ehe wir Weltweisen werden. Wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philosophie nähern, und beide müssen also zum Grunde liegen: die Sprache des Verstandes der Vernunft, die Denkart des Lebens der Speculation. Und wie viel liegt damit zum Grunde? Muttersprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einsogen—Muttersprache, die ganze Welt von Kenntnissen, die nicht gelehrte Kenntnisse sind—Muttersprache, das Feld, auf welchem alle Schriften des guten Verstandes hervorwuchsen — was ist sie also für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl philosophischer Abstractionen ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geistes gegen das Weltmeer! Der Weltweise hat also in seiner Untersuchung unendlich mehr Data, wenn er sich dieser freien Sprache überläßt; er spreche noch immer unbestimmt, wenn er nur vielseitig spricht, er spaziere frei; in desto mehreren Gegenden wird er bekannt, an desto mehreren Orten kann er Früchte suchen, hie und da Minen eröffnen — hie und da die Wünschelruthe versuchen. Er kommt zeitig gnug auf seine Landstraße, wenn er nur viel auf sie mitbringt — und wie viel läßt sich aus dem Gebiet der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunst ist wie dürrer Sand, aber auf dem Boden der Natur blüht das herrlichste Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? Weil man einmal die Sprache der Vernunft von der Sprache des Verstandes getrennt und sich dunkler Wortkrämerei anvertraut hatte. Zwischen diesen Wortschranken, die einmal Aristoteles vorgesteckt hatte, Schule nach Schule durch,

immer auf *einer* Stelle mit starrem blinzenden Blick, suchte man, und man weiß, daß, wenn man am Emsigsten sucht, man oft am Wenigsten finde. Man hätte mehr gefunden, wenn man sich nicht blind gesehen, die Aussicht ausgebreitet, sich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenständen erholt hätte; hiemit wäre das Auge gestärkt, um es desto schärfer zu gebrauchen. Ist es wahr, daß alle unsere erworbenen Kenntnisse, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden, so muß sich aus ihr auch die Philosophie gleichsam entwickeln; und wir fehlen leicht weit ab, wenn man blos von gewissen gegebenen Punkten der Schulsprache sein Gewebe fortleitet, ohne zu sehen, wo diese Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Speculation kann künstlich gezimmert werden; steht es aber nicht auf der sichern Erde, so siehe nicht hin! der künstliche Luftbau fällt.

So ist also die Untersuchung abstracter Sätze, so viel möglich in der freien Sprache des Lebens, *fruchtbarer* und *sicherer* — hin und her zu treten, ob man feste geht; freier hin und her zu spazieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man sich an einen schmalen Steig von Worten und Unterscheidungen heftet. Und wann ist dieser freie Gang mehr anzurathen als zu unserer Zeit der philosophischen Anarchie, da man — nicht über einige Wahrheiten, nicht über Beweise — kaum selbst über die Methode der Weltweisheit einig geworden! Was ist bei dieser Verwirrung das Beste? Daß man sich Jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt, seine einzelnen Materien und einzelnen Seiten wählen lasse. Vielleicht, daß er von seinem Standort weiter sieht; vielleicht, daß er, welches noch besser ist, bemerkt, woher sein Vorgänger oder Nachbar habe falsch sehen *müssen*; vielleicht, daß er in der Sprache *nach seiner Art* es findet, „wie diesem Wort eine falsche Idee anhing, und wie viel Falsches sie unvermerkt in den Verfolg der Rechnung brachte, wie jene Wortverbindung ein ungiltiges Glied dem Beweise unterschob und jene Verwirrung feiner Unterschiede Irrthümer zwischen Wahrheiten verwickelte“. Man kann sich zu diesem Geschäfte nicht Spielraum gnug nehmen, weil man immer zu geneigt ist, den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen; man hütet sich zu sehr für Irrthümern, um ganz auf seine Kosten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das Letzte; man irre auf *seine* Art, so läuft das Zirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen um so eher gehen. Eben weil man nicht so häufig auf neue und nützliche Art fehlt, eben weil man langen Zeitraum durch nichts that, als sich an einigen regelmäßig gespannten Luftseilen herab

und herauf zu schwingen; eben weil man viel zu jung und früh an System und Gipfel des Baues dachte — eben deswegen hat man verjährte Irrthümer und immer streitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich diesen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieser Seite hat man ihn zu sehr und zum Schaden empfohlen. Euklides' Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg als für Schulweisen; und ist das Bequemen ad captum um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen, so ist an dieser Empfehlung wenig. Vielleicht ist aber mehr an ihr, und gar so viel, daß ich die harte und sparsame Synthesis der philosophischen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unsere Seele nimmt, wenn sie lernt. Dies hätte freilich viel auf sich!

Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der da anfängt, wo ich anfangen wollte: von den Ideen, die ich schon habe, und von den Worten, in denen ich jene aufbewahre. Er geht auf der Bahn des guten, gesunden Verstandes fort — noch finde ich mich also auf bekannten Wegen; ich nähere mich dem Gebiet der Vernunft — mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren; ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst stufenweise höher, bis ich Alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil. Aus seiner Welt und Denkart und Sprache findet sich der Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verzückt; er versteht nichts, er muß sich Alles erklären lassen; er kommt auf nichts selbst, er muß begreifen und den Anfang zu Allem glauben. Um gebildet zu werden, mußte er Philosophie wissen, ehe er sie weiß; philosophisch denken, ehe er's lernt, und eben bei dem Anfange, wo der Grundbegriff liegt, am Schärfsten denken können. Nun ist's doch nicht einerlei, einen Begriff lernen und ihn aus sich entwickeln — ihn begreifen und denselben sich erklären können — den Beweis wissen und ihn aus sich wissen; und was hilft das Eine ohne das Andere? Der Lehrling trat in das Land der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben herab synthetisch strenge Begriffe und Worte herabgerollt werden. Entweder erfleug die Höhe, oder Du mußt von unten zusehen und nehmen, was Dir zugezählt wird! Das Letzte ist leicht und gewöhnlich. Man fängt auf, was ohngefähr herunterkommt, d. i. man lernt nackte Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve des Beweises, und läßt sich Wörter vorzählen, wie man

den Extemporaldichtern Endreime giebt. Man hört einen Philosophen durch wie ein Register zum Orbis pictus abstracter Begriffe; man wird ein historischer Schüler derselben, ein Witzling aus oder gar ein Spötter über die Philosophie. Nun nehme man den kleinen Rest Derer, die jene steile Höhe hinanklettern wollen. Einige fallen mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilosophen, die schädlichsten Geschöpfe, die sich unterstanden, Alles trübe zu machen, weil sie nichts recht und ganz wußten. Andere kommen hinauf und thun, was Andere thaten: sie rollen ihre Begriffe und Worte so synthetisch herunter wie ihre Vorgänger; damit gut!

Wolff's Methode war der natürliche Weg für einen Geist, der sich schon an Leibniz' Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten wie Inseln hervorhob und Plan gnug im Kopf hatte, sie zum festen Lande eines Systems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte sie sich in mathematischer Kette, und so stellte er sie mathematisch hin — vortrefflicher Anblick für Den, der sie wie er schon alle gefaßt, geprüft und bei sich befestigt hat, der jetzt alle diese gesammelten Ideen richtig und genau ordnen und alsdann sie im Ganzen überschauen will. Ja, der sieht von seiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach strenger Richtschnur gepflanzt, Glieder, die sich einander zudrängen, um für einen Mann zu stehen; und so wird er ihn als eine Landkarte seiner eigenen Reisen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber diese Reisen erst thun will — ob dies denn der sicherste und natürlichste Weg sei, die Frage ist anders!

Baumgarten's Methode ist der natürlichste Weg für einen Geist, der sich an Wolff's Schriften gebildet, der aus ihnen Wahrheiten wie Glieder riß und Plan gnug im Kopf hatte, sie fast zur Tabelle zusammenzufügen. Tabellarisch dachte sie sich sein letzter Blick, und so ordnete er sie — vortrefflich für Den, der eine synthetische Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichsam von oben herab, zu überschauen. Wer aber keine dieser Wahrheiten noch nicht einzeln kennt und sie aus seiner Seele und aus seiner Sprache gern selbst analysiren will: ist für ihn die strenge Synthese? Und wenn ich ihm auch Meier's Commentarien in die Hand gäbe, so viel Bände von ihnen er auf einmal tragen kann? Sie ändern nichts, weil sie blos mit vielen Worten sagen, was Baumgarten mit wenigen sagt. Und wenn ich ihn auch auf Baumgarten's eigenen lebendigen Vortrag verwiese, der, wie er selbst sagt, dies Skelett mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte? Noch wird nichts geändert; denn hier soll man erst einen

vollen Körper zergliedern, damit man hintendrein ein Skelett bekomme. Wolff's und Baumgarten's Vortrag ist der beste, nach dem sie dachten und jeder Philosoph denken will — aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der philosophischen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade, ich habe zeigen wollen, daß eine Sprache, wie sie die höchste Dichtkunst und die strengste Philosophie fordert, zwei Endpunkte seien und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist, so ist auch die schönste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mittlere Größe ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Nun soll eine Sprache gebildet werden. Wozu? [1])

Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath. Hinlänglich — wofür? wozu? Jeder Begriff deutlich ausgedrückt? Und wenn er nun nicht von Menschen in einer menschlichen Sprache deutlich ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen und sinnlichen Ideen geraubt; was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstracter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört, Mensch und Thier zu sein, und bin nichts!

„2) Eine gnugsame Anzahl deutlicher Lenkungen." Genugsam? deutlich? für wen? wozu? im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären? [2])

Eben der Fehler trifft auch sein Wörterbuch. „Es soll den Unterschied der beinahe gleichlautenden Wörter sorgfältig anzeigen!" Schön! das ist die Sprache der Philosophie. [3]) Immer

[1]) Hier schließt sich die Stelle an: „Entweder zur mehr dichterischen Sprache" bis „von selbst Abschied nehmen" (S. 26, Z. 5 — S. 27, Z. 10). Zwischen „Empfindungen" und „rührend" (S. 27, Z. 7) ist „sinnlich" eingeschoben. — D.

[2]) In der 1. Ausg. stehen statt dieses Absatzes nur die Worte: „2) Eine gnugsame" bis „Lenkungen und" (S. 27, Z. 11); hinter „ausschließend wären" folgt in der 2. Ausg. die Stelle „3) eine Biegsamkeit" bis „vielleicht nicht getroffen" (S. 27, Z. 12—40). — D.

[3]) Hier folgte die Stelle. „lasset Sulzern" bis „er lebt vom Ueberfluß" (S. 35, Z. 19—33), und: „Es ist immer ein Girard" bis „Märtyrern machten" (S 36, Z. 11—17). — D.

ein Glück für den Dichter und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und ebenso ein Glück für den Prosaisten und ein Unglück für den Weltweisen, daß das Reich einer lebendigen Sprache Demokratie ist. Das Volk regiert und duldet keine Tyrannen; der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen:

Hunc penes arbitrium est et jus et norma loquendi.[1])

Man lese unsere besten Dichter, besten Prosaisten, ja selbst unsere eigenthümlichen Philosophen — wie wird man den Sulzer'schen Einfall bedauern, uns keine Idiotismen zu lassen![2]) Der Philosoph, der in dieser philosophischen Grammatik säße, ist wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann.

14.

Von der andern Seite hat man, um unsere Sprache auszubilden, so häufig die Uebersetzungen angepriesen, den Uebersetzern so manchen Rath, der leicht zu geben und schwer anzuwenden ist, so manchen Liebes- und Gnadenschlag gegeben und wiederum so viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles so oft Gesagte nichts noch einmal sagen will.

Der Uebersetzer soll Wörter, Redarten und Verbindungen, er soll seiner Muttersprache u. s. w.[3])

Ich mag Abbten*) nicht weiter nachschreiben; er preist den Uebersetzern das Griechische, Lateinische und neuere Ausländer an, verspricht ihnen classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

*) Th. 13. S. 98—101. — H. [Von Nicolai hatte Herder jetzt erfahren, wem die einzelnen Briefe angehörten. — D.]

---

1) Quem penes... loquendi, nach Hor., Ars Poet., 72. Hieran schließt sich die Stelle: „Der Kunstrichter in den Literaturbriefen stößt auch auf diesen Fehler" (wofür in der 2. Ausg.: „Ueber Sulzer's Anschlag zur philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter reden") bis „Zierde gereicht" (S. 27, Z. 41 — S. 28, Z. 20), und mit Ausschluß der beiden letzten Zeilen des fünften Abschnitts der Anfang des sechsten: „Ueberhaupt würde" bis „rauben" (S. 28, Z. 23—25). — D.

2) Vgl. die frühere Fassung: „In der Dichtkunst" bis „zu lassen" (S. 30, Z. 36—39). — D.

3) Hier folgt die Stelle: „vortreffliche Gedanken" „bis angefüllt gewesen" (S. 36, Z. 27— S. 37, Z. 9). Auch der Anfang des Abschnitts ist nach der dort vorhergehenden Stelle gebildet, und beim Folgenden bis „alteri seculo prosint" schwebt die dort gegebene Fortsetzung der Aeußerung von Abbt vor. — D.

Statt dessen will ich nach unsern vorausgesetzten Prämissen einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen. Alle alten Sprachen haben sowie die alten Nationen und ihre Werke überhaupt mehr Charakteristisches als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die griechische etwas versucht und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den folgenden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer sagen lassen, was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein und fahre fort.

So sehr man Ursache hat, Uebersetzungen zur Bildung der Sprache anzupreisen, so hat doch die Sprache größere Vorzüge, die sich vor aller Uebersetzung bewahrt. Eine Sprache vor allen Uebersetzungen ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischt, um aus zweierlei Blut Frucht zu gebären; zu der Zeit ist sie noch rein und im Stande der Unschuld, ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sei voll Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit; wie sie ist, ist sie Original- und Nationalsprache.

Welche unendliche Vortheile es gebe, wenn sich die Literatur eines Volks in allen ihren Gattungen so ursprünglich in ihrer Sprache und diese sich mit jener gestalte, ist an keiner als an der griechischen Sprache zu zeigen; an ihr aber auch auf vorzügliche Weise. Denn wenn gleich die ersten Samenkörner aller Wissenschaften in sie aus andern Ländern kamen, so war doch dies vor der Zeit der Büchersprache, folglich in einem Alter, wo diese fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Veränderungen schnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen und umgebildet werden. Und so bildete sich auch Alles nach griechischem Himmel um, und weil die Literatur dieses Volks nie ein tyrannisches Urbild hatte, was sie nachahmte, so ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigenthümlichen Vollendung. In einer Geschichte griechischer Literatur und Sprache müßten diese zwei Vorzüge, über deren Beschaffenheit, Grenzen und herrliche Wirkungen noch wenig versucht worden, zum Grunde liegen; nämlich wiefern dieselbe den Adel des Ursprünglichen und das Herrenrecht des Eigenthümlichen gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache, in welcher kaum die Literatur empfangen ist,

und die die ganze Gestalt derselben nach einer andern bildet, verliert eben damit, wenigstens als gelehrte Sprache, ihr Originaleigenthum. Unter diesen überwundenen war die römische die erste, die, in den Grenzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der griechischen ist. Es ist erstaunend, wie tiefe Eindrücke dies bis in das Innere ihrer Literatur gemacht, die fast nie eigenthümlich geworden, als wo sie es sein mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wissenschaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Gesetze und Muster bekommen haben und unsere heilige Sprache dem Orient entwandt ist, so giebt es unzählige Merkmale dieses Fremden und Seltenen in unserer Literatur und Sprache. Hierüber könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre, was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa 2c. für nichts als Worte ist, ein tiefsinniges und gelehrtes Werk schreiben, was unsere Literatur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe.

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten grammatisch und philosophisch schätzen und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsere Handwerksrecensenten es halten, über Uebersetzer hoch einherzufahren und ihnen Sprachfehler zu zeigen, so halte ich's für die feinste Kritik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müsse, der, aus welcher und in welche er übersetzt". Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide; der einen thut sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu sehr anpassende Uebersetzung, die leichte, muntere Seelen sclavisch schelten, ist weit schwerer; sie eifert für beide Sprachen und wird selten so geschätzt, als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall versuchen, anpassen, wagen muß, so erbeutet er von unsern Censoren mit hohem Augenbran, daß sie ihn über drei mißrathene Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen und den Proben eines Künstlers wie Lehrlingsstücken eines Schülers begegnen. So ging es Abbten mit seinem Sallust. Wenn sich ein munterer Jüngling für sein Vaterland wagt, so wünsche ich ihm einen alten Verständigen zur Seite, nur

daß dieser nicht vorgehe; und hat sich ja jener zu weit verirrt, so führe ihn ein Genius wie ein unsichtbarer Menschenfreund wieder zu den Seinen.

Wäre aus Allem, was ich gesagt, nichts zu sehen, so doch, was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sei. Es giebt so verschiedene und ausschließende Vollkommenheiten derselben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen Zwecken, auf verschiedenen Stufen betrachtet, daß, je mehr ich über dies Ideal nachdenke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusammen; es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blendet, die es verwirrt — und endlich ist doch Alles verflogen.

Ich lasse also einen Andern für mich reden und setze blos einzelne Worte hinzu, die bestimmen sollen, was er nicht genau, und anwenden sollen, was er vortrefflich sagt.

15.

Beschluß, über das Ideal der Sprache.*)

Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen haben kann, als u. s. w.[1]) Will man sie etwas mehr als einigermaßen kennen lernen und auf beide Fragen so viel antworten, als sie fragen, so dürfte es mit etwas Metaphysik nicht abgethan sein, die gewiß nicht blos weit, sondern auch tief sein müßte. Abbt überdachte sie fliegend, und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner, als wenn wir sie mit unsern Schritten durchmessen sollen. Bei beiden Antworten muß das Divide doch das erste Wort sein, und sobald wir die Frage in ihre Classen nach verschiedenen Wissenschaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeschnittenen Theil wieder zu einem ganzen Polypen lebendig werden sehen, so wird man es glauben, daß die reichste Antwort noch immer zu wenig liefere.[2])

*) Th. 17. S. 180—188. — H.

[1]) Vgl. die Stelle oben S. 81, Z. 3—13. Herder's dort folgende Bemerkung ist hier ganz verändert. — D.

[2]) Weiter folgt die Stelle: „Man kann die Sprache" bis „beifallen" (S. 81, Z. 20—85, Z. 5). Nur steht statt „eine Anwendung" bis „versucht" (S. 82, Z. 3 f.): „wenn wir eine Prosodie auf philosophischem Grunde haben wollen", statt „Die Anwendung" bis „Fragment" (S. 82, Z. 24—26): „Indessen fordert und verdient die Frage: Was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigste Auflösung". Nach „um sie zu bestimmen" (S. 83, Z. 21) ist eingeschoben: „Man mache sie bestimmt, wie eine todte, und fruchtbar, wie eine lebendige sein kann". Statt „das

Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man meinem Gefühl einer in Büchern lebenden Sprache machen wird. Ich antworte aber: „Urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies, als ob Du hörtest!"[1])

---

elfte bis dreizehnte Fragment" (S. 84, Z. 12) steht „das Fragment" und gleich darauf „das (statt „der") unsern". S. 85, Z. 6 findet sich statt „wenige Füllwörter, aber desto öfter und kräftiger": „Füllwörter, wo alle leben und je öfter, desto kräftiger wiederkommen". Die darauf folgende Stelle: „die spätern Dichter" bis „Morgenlandes zu gewinnen" (S. 85, Z. 6—13) ist ausgefallen. — D.

[1]) Der Schluß von den Worten: „Durch was für Künste" (S. 85, Z. 14) an ist aus der ersten Ausgabe beibehalten. Nur ist zwischen „Constructionsordnung bestimmt" (S. 85, Z. 19) „sehr" ausgefallen, statt „In den mittlern Zeiten hat man" (S. 85, Z. 21) ist einfach „man hat" geschrieben, vor „die alten Gallier" (S. 85, Z. 27) fehlt „schon", und gleich darauf steht „hatten" statt „gehabt haben"; S. 87, Z. 18 ist „zwar" nach „ist" gestrichen, und nach den Worten „zur zweiten Natur geworden" steht statt der längern Stelle „und eher nützlich" bis „gebildet hat" (S. 87, Z. 19—28) nur: „und muß sowol nützlich als schädlich werden können, wovon zur andern Zeit geredet werden soll". — D.

Berichtigungen.

S. 71, Anm. 2. Die Stelle findet sich im Briefe des Plinius an Vespasian vor dem ersten Buche der „Naturalis Historia", wo es heißt: „Res ardua vetustis novitatem dare, novis auctoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae suae omnia."

S. 72, Anm. 1. Den hier angeführten Zusatz hat erst Heyne aufgenommen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.